

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. J. J. Beer.

Zweiter Band.

Wien, 1840.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

Verständlich-Bestimmung.

Verständlich und richtig

von

Med. Dr. J. H. Herr

Verlag von

Leipzig, 1840.

Verlag von J. G. Neumann

Dem Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

J o s e p h B e r r e s ,

der Chirurgie Doctor, Magister der Geburtshilfe, ordentl. öffentl. Professor der Anatomie an der k. k. Wiener Universität, emeritirtem Professor der pathologischen Anatomie, Mitgliede der medizinischen Fakultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, wirklichem Mitgliede des vaterländischen Museums in Böhmen, Ehrenmitgliede des Athenäums zu Venedig, der Akademie der Künste und Wissenschaften in Padua, mehrerer ausländischen Akademien und gelehrten Gesellschaften u. u. .

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung

den zweiten Band des vierten Jahrganges
der Gesundheits-Zeitung

der Herausgeber.

Zum Hoch- und Wohlgebornen

Seiner Durchlaucht

Joseph Maria

der Kaiserlichen Doctor, Rathgeber der Universität, ordentlich öffentl. Professor der Anatomie
an der k. k. Wiener Hochschule, emeritirtem Professor der philosophischen Facultät, k. k.
Ordinarius der medicinischen Facultät und der k. k. Hofschule der Rechte in Wien, würdigen
Hochwürdigsten, des kaiserlichen Rathes in Wien, Geheimrathes des Kaisers, in
Rücksicht der Kabinets der Räte und Wirklichen in hohen, wichtiger ausübenden
Wachsamkeit und höchsten Ehrenstellen etc.

wirmt in dieser Hinsicht und unbedenklich Beschäftigung

den zweiten Band des ersten Jahrganges
der Schöpfer'schen Zeitung

der Druckgänger

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Neue Folge

177

Geographische-Geographie

Inhaltsanzeige des zweiten Bandes.

Nr. 27. Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. — Einige Worte über die Leistungen des k. k. Schugpocken-Haupt-Institutes in Wien. — Gleichenberg.

Nr. 28. Die Wohltätigen. — Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. — Ueber einige Mißbräuche bei Baderkuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Miscellen.

Nr. 29. Gedrängter Rückblick auf die Leistungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte bei ihrer dritten General-Versammlung. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Ueber einige Mißbräuche bei Baderkuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Das Kinderspital in Pesth. — Miscellen.

Nr. 30. Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung. — Ueber einige Mißbräuche bei Baderkuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Parallele zwischen dem Klima Englands und Amerika's. — Miscelle.

Nr. 31. Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung. — Ueber einige von Thieren auf den Menschen übertragbare Krankheiten. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscelle. — Beilage: Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscellen.

Nr. 32. Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Ueber den Werth des Gemeingefühles. — Miscellen.

Nr. 33. Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Miscelle.

Nr. 34. Von dem rechten Gebrauche des Arztes. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Frégier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Nr. 35. Von dem rechten Gebrauche des Arztes. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Frégier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern. — Miscellen.

Nr. 36. Mittheilungen aus Constantinopel. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Dr. Macdonald über das Irrenhaus zu Bloomingdale. — Miscellen.

Nr. 37. Mittheilungen aus Constantinopel. — Bemerkungen über die Anzahl der Medicin Studirenden auf den preussischen Universitäten während der siebenzehn Jahre 1822 bis mit 1838. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 38. Die schleichende Vergiftung durch Blei. Das Irrenhaus zu Constantinopel. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Nr. 39. Mittheilungen aus Constantinopel. — Die orthopädische Anstalt in Berlin. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Miscellen.

Nr. 40. Reform des Medicinalwesens in der Türkei. Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Literatur. — Miscelle.

Nr. 41. Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte. — Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen. — Literatur. — Miscelle.

Nr. 42. Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht. — Dr. Güng's Impffieber. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Nr. 43. Die schleimende Vergiftung durch Blei. — Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht. — Das in England patentirte Verfahren, Schlachtvieh zu tödten und das darnach genannte Patentfleisch. — Literatur. — Miscelle.

Nr. 44. Ueber Verstellungskunst in Krankheiten. — Von der Sterblichkeit im französischen Heere. — Literatur. — Bade-Literatur. — Miscellen.

Nr. 45. Ueber Verstellungskunst in Krankheiten. — Von der Sterblichkeit im französischen Heere. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 46. Dr. Bowring über Quarantaine. — Rhapsodische Bemerkungen über Melancholie, ihre Heilung und Verhütung. — Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Geisteskranken in England. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 47. Dr. Bowring über Quarantaine. — Eigenthümliches Bekenntniß eines Homöopathen sammt Commentar. — Betrachtungen über den Scheintod. — Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften. — Miscellen.

Nr. 48. Die schleimende Vergiftung durch Blei. — Betrachtungen über den Scheintod. — Preußens Irrenanstalten. — Miscellen.

Nr. 49. Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Prof. Schönlein's Antrittsrede. — Miscellen.

Nr. 50. Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Preußens Irrenanstalten. — Miscellen.

Nr. 51. Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Das Bauchgreden. — Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen. — Miscelle.

Nr. 52. Näßigkeitsgesellschaften in Irland. — Das Bauchgreden. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 27.

Donnerstag, den 2. April 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. — Einige Worte über die Leistungen des F. F. Schulpöcker-Haupt-Institutes in Wien. — Gleichenberg.

Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben.

(Von F. L é l u t.)

Vergleicht man das eine Geschlecht mit dem anderen in Bezug auf die Entwicklung der intellectuellen Fähigkeiten, und beobachtet man einerseits die Geisteswerke der Frauen seit dem Alterthume, und andererseits das, was sie gegenwärtig unter unseren Augen sind, sagen und schreiben, so ergibt sich bald, daß sie in solchen Sphären des Genies und Wissens, wie die Verwaltung, die Politik und andere mehrere sind, nothwendiger Weise dem stärkeren Geschlechte nachstehen müssen. Erheben sich auch in der That der Vergangenheit einige gefeierte Frauennamen in dieser Sphäre, so sind sie doch in keinen Vergleich zu stellen mit den Namen von Plato, Aristoteles, Euklides, Archimedes, Newton, Bacon, Cäsar, Cromwell, Richelieu, mit den Namen jener Männer, welche das Gebiet des Wissens so siegreich erweiterten, welche in dem Herzen des Menschen und in den Himmeln lasen, den ewigen Lauf der Gestirne berechneten und den Wörtern Gesetze gaben, welche mit sicherer Hand die Zügel gewaltiger Reiche lenkten, oder in Bel-lona's blutiger Kunst Alles leisteten, was die menschliche Natur zur Vertheidigung eines Volkes oder einer großen Idee an Muth, Kaltblütigkeit und blitzschneller Combination nur nachzuweisen vermag.

Ich kenne die Gründe, welche man für diesen Mangel des wissenschaftlichen Namens in den Annalen der Frauenwelt anführt. Man sagt,

die Kenntniß des Himmels, der Erde und jene des menschlichen Herzens sind nicht bloße Gaben der Natur, sondern das Genie muß dazu durch langes Studium und immer ermunternde Thätigkeit befruchtet werden. Wo finden aber die Frauen Gelegenheit, sich in dieser Sphäre zu zeigen und zu wirken? Nachdem sie ihre Jugend in den Spielen einer milden Erziehung verloren haben, erreichen sie jenes Alter, in welchem sie ein ewiges Gesetz der Natur von den Mondeswechslern abhängig macht, und sie zu einem periodischen Ausruhen des Körpers und der Seele zwingt, in welchem die Fortschritte ihrer Intelligenz durch die süßeste aber auch fürchterlichste aller Leidenschaften unterbrochen werden, und in welchem sie ein Blick auf ihre Zukunft ermahnt, mehr die Kunst zu gefallen, als die Wissenschaften zu pflegen. Dieser Periode folgt das alle Zeit und das ganze Herz einnehmende mütterliche Leben, welches neben seinen Freuden so reich an Schmerzen und Leiden ist, und einen Muth und eine Hingebung verlangt, die nicht ihres Gleichen haben. Soll also der Drang zum Wissen erst im Alter das Herz der Frauen erfüllen, welche doch keine Jugend kannten, in der er Wurzel geschlagen hätte?

So weit von den Sphären des abstrakten Wissens; nun zur Poesie. Wo finden wir aber in den Reihen der Frauen Namen, welche denen von Homer, Virgil, Dante, Tasso, Milton, Phidias, Apelles, Canova, Gluck, Beethoven an die Seite zu stellen sind? Es läßt sich nicht leugnen, daß die Natur, von einer seltenen Laune angewandelt, einige wenige Male im Laufe von Jahrhunderten einer Frauenbrust einen Theil der Sangesgabe Virgil's verlieh, und eine Corinna mit der Flamme eines Goethe und Byron begeisterte und sie mit Gesängen beschenkte, welche die Welt mit Erstaunen hörte; allein wer weiß nicht auch, um welche unerhörten Opfer fast immer diese Trophäen der weiblichen Lyra erkaufte wurden, und welche traurigen Irrthümer in der Magie dieser Accorde schlummerten?

Was hinderte also die Frauen, bis jetzt jene Palmen zu pflücken, welche der Lohn der Phantasie sind, jener Werke, bei denen Instinkt und Genie fast Alles sind, und bei denen Vorstudien weniger in Betracht kommen als bei den Wissenschaften? Warum gibt es keinen weiblichen Homer, Dante, Michael-Angelo? Warum finden wir nichts wahrhaft Großes und Tiefes in den artistischen Leistungen der Frauen? Warum? Weil in den Productionen des Geistes, eigentlich im Geiste selbst Alles Harmonie, Vollendung und Gediegenheit ist; weil dieselbe Hand, welche der Frau ihre Constitution, ihre Pflichten als Mutter und Gattin gibt — ihr auch eine nervöse Organisation und eine Geistesrichtung verlieh, die mit ihrer Bestimmung im Einklang stehen, weil, mit einem

Worte, der große Geber aller Gaben, während dem er das Weib karg mit Genie bedachte, demselben desto freigebiger die Gaben des Herzens verlieh, des Herzens, welches eigentlich das Weib zum Weibe macht, welches der Schlüsselstein ihrer Pflichten und ihres Glückes ist, und dessen Name jene ganze Reihe von Geistesgaben in sich faßt, welche ich mit dem Namen der Geistesgaben der Liebe bezeichne.

Lieben aber heißt bei einer Frau schon seit ihren jüngsten Jahren sowohl im eigenen Herzen, als auch in dem Beispiele ihrer Mutter jene Familienneigung pflegen, welche eine Frau, die weiß, was sie sein soll und was sie werth ist, so hoch in den Augen der Welt erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über die Leistungen des k. k. Schutzpocken-Haupt-Institutes in Wien *).

Die neuesten Verhandlungen über die Schutzpocken-Impfung, die Bemühungen, originäre Kuhpocken an Kühen zu finden, oder die Impflymphy durch Rückenimpfung zu regeneriren, machen jetzt mehr als sonst eine sichere Diagnose der echten, reinen Form der Schutzpocken und ihrer Anomalien nöthig.

Ob wir aber zu diesem Gegenstande schreiten, sollen dem Publikum überhaupt, und dem ärztlichen insbesondere die Leistungen eines Institutes vor Augen gelegt werden; das durch den humanen Geist einer weisen und väterlichen Regierung hervorgerufen und erhalten, seine schwere Aufgabe unter dem Wechsel mannigfaltiger Hemmungen löste, die sich seinem Wirkungskreise entgegenstellten.

Zu diesen Hemmungen, welche das k. k. Schutzpocken-Haupt-Institut in Wien, von welchem hier die Rede ist, von seinem Werden bis zum gegenwärtigen Augenblicke erfuhr, gehören die Zweifel und das Mißtrauen gegen die Sache der Schutzpocken-Impfung im Allgemeinen, die speziellen Irrungen in Betreff des Vaccinationswesens an dem genannten Institute, und endlich die geänderten physischen Verhältnisse, die sich seit der Einführung der Impfung ergaben.

Die Zweifel über den Werth der Impfung im Publikum und bei einem kleinen Theile der Aerzte reichen bis in die ersten Epochen derselben zurück; sie gingen so weit, sie griffen so sehr in den Gang der neuen Institute ein, daß sie endlich öffentlich und ämtlich verhandelt und niedergeschlagen wurden. Aber diese Niederlage, die der Geist des Widerspruches auf dem Boden der Wissenschaft erfuhr, hatte im öffentlichen Leben nicht die gleichen Folgen. Das Wort eines Mannes, der als der rufvollste Kinderarzt seiner Zeit galt, und es auch war, konnte weder durch die Aussprüche gelehrter Consilien noch durch die Autorität des Gesetzes aus dem Andenken der Mütter und der Frauen überhaupt verdrängt werden. Man

*) Obenfolgende Bemerkungen sind entnommen einer so eben in Wien bei Gerold erschienenen Schrift unter dem Titel: „Die Anomalien der Schutzpocken in Bezug auf Erhaltung und Fortpflanzung eines reinen, schützenden Impfstammes,“ von Dr. und Primararzt M. Wiszaniß und Aug. Fr. Böhrer, Operateur ic.

glaubte diesen Worten um so mehr, als man ihren Urheber um seines besseren Wissens verfolgt wähnte, und so erbten sich die ausgefreuten Zweifel lebendig in der Tradition von Familie zu Familie hier in Wien fort, was auch die bessere Ueberzeugung dagegen vorbringen mochte.

Aber insbesondere ergaben sich in Bezug auf öffentliche Institute Weirungen und Täuschungen, und dieser Spuk war um so verdrießlicher, als er in der Leichtgläubigkeit wurzelte, in breiten und langen Ammenmärchen sein Wesen trieb, und seiner unedlen und innersten Form nach zu einer würdigen Discussion nicht geeignet war.

Indessen waren es diese, auf einer falschen Meinung ruhenden Hemmungen nicht allein, die die Thätigkeit des Impfungswesens beeinträchtigten. Mehr als die imaginären Mängel, die nur ein Ueberwiegen der Thatkraft von Seiten der Aerzte erfordern, um sie zu entfernen, untergruben physische Verhältnisse die Vaccination.

Zuerst sind es die Impflinge selbst, die durch Krankheiten oder durch eine schon angestammte Anomalie des ganzen Lebensprocesses wenig dazu sich eignen, auf ihrem krankhaft bestellten Boden den Keim der Vaccine zu erhalten. Man hat die Impflymphe häufig als den Träger anderer Contagionen angeklagt, man hat ohne Weiteres angenommen, daß sich contagiöse Produkte so mengen und binden können wie die Farben unter der Hand des Künstlers, allein man hat ganz vergessen, daß gerade die Schutzpocke als ein dem menschlichen Organismus aufgedrungenes Kranksein an ihm am losesten haften, daß sie von jeder ihm eigenen Krankheit verdrängt wird, und daß daher die Vaccine in der Reihe der Krankheiten am menschlichen Organismus die Rolle eines sehr untergeordneten Fremdlinges spielt. Sie kann daher nach diesen Eigenschaften nicht füglich der Träger anderer Contagionen werden; mag sein, daß sie stufenweise sich schwächen und entarten kann; gewiß aber kann sie aufhören, ganz erlöschen, und sie ist auch in tausend und tausend Verzweigungen schon ausgestorben, daher das immer erneuerte Bedürfnis, die Impfer mit frischem Impfstoffe aus dem Central-Institute zu versehen.

Ueberlegt man noch dazu, daß die Zahl der Impflinge bei manchen Impfarzten klein, und daher die Auswahl der zur Fortpflanzung tüchtigen Exemplare beschränkt ist, daß die Impfung größtentheils im Winter eingestellt wird, daß die Mängel der physischen Pflege der geimpften Kinder durch Armuth oder Sorglosigkeit der Eltern herbeigeführt, und alle zur Vaccine tretenden Krankheiten den Volleffect der letztern sowohl in Bezug auf das geimpfte Kind als auch für alle Descendenzen herabsetzen: so wird das Fortbestehen der Schutzpocken bis jetzt nur durch geregelte Impf-Institute begreiflich, wo bei gehörigen Mitteln und dem Zusammenwirken mehrerer Kräfte die Reinheit der Vaccine bewahrt werden kann und bewahrt wurde.

Demungeachtet ergeben sich noch bei allen Mitteln und bei allem Fleiße in Bezug auf das Impfungsgeschäft Hemmungen, die nicht zu beseitigen sind, da sie in dem zeitweise herrschenden Genius wurzeln, der allen physischen Processen, in welchen Stufen des Lebens sie sich ergeben, das Siegel seiner Macht aufdrückt, sie dadurch entweder fördert und begünstigt, oder beschränkt und unterdrückt. Wird nun gleich die Vaccine durch alle herrschenden Epidemien beeinträchtigt, so waren

es doch in den letzten Jahren besonders die adynamischen, abdominellen Zustände und zunächst die Menschenblattern, welche am verderblichsten auf den Gang der Schutzpocken-Impfung einwirkten. Die Sommermonate der Jahre 1831—32 und 1836, in welchen die Cholera wüthete, dann die Winter vom Jahre 1834 auf 35 und besonders von 1838 auf 39, wo die natürlichen Menschenblattern grassirten, bezeichnen die schwierigsten Epochen für die Impfung. In den Monaten Juni, Juli und August 1836 erschienen die häufigsten Anomalien, besonders die Blasenpocken, wo hingegen im Herbst 1838 ein so frequentes Ausbleiben der Vaccin pusteln sich ergab, daß wir aus diesem Wanken schon im Monatsberichte vom September das Auftreten der Menschenblattern prognosticirten, welches auch in den folgenden Monaten wirklich eintraf.

Nicht allein Epidemien in Allgemeinen haben auf die Vaccine einen nachtheiligen Einfluß; auch an dem Orte, in dem Hause, Zimmer u. s. w., wo natürliche Blattern herrschen, gedeiht die Schutzpocke nicht. Dies ist ein Verhältniß, das schon in den ersten Zeiten der Uebertragung der Schutzpockenlympe nach Deutschland eingesehen wurde. So geschah in Wien die ersten öffentlichen Impfungen im September 1801 unter der Aufsicht und Leitung des damaligen Protomedicus Dr. v. Ferro in dem k. k. allgemeinen Krankenhause, und nachdem die ersten Versuche gelungen, und die angestellte Revaccination mit Menschenblatternstoff ohne Haftung geblieben war, übertrug man die Fortimpfung von Arm zu Arm, und die dadurch zu erweckende Erhaltung der Schutzpocke in das k. k. Findelhaus in Monat Juni 1802, durch welchen Act also die Begründung des Impf-Institutes in Wien herbeigeführt wurde.

Nimmt man nun an, daß seit jener Zeit von acht zu acht Tagen fortgeimpft ward, so ergeben sich in den 37 Jahren (von 1802 bis zum Jahre 1839) 1924 Propagationen. Da nun die Impfungen in der Woche zweimal geschehen, und auf jede Impfung beiläufig 15 Impflinge zu rechnen sind, so ergibt sich daraus die Zahl von 57,720 Stammimpfungen, von welchen in der angegebenen Zeit des Bestehens des Instituts die Vaccin-Lympe für den allergrößten Theil der Impfungen der Stadt Wien, für die Kreis- und Districtsärzte und Landwundärzte, und endlich auch bei mehreren Gelegenheiten in andere Theile der Monarchie, besonders nach Ungarn, nach Mähren, nach der Militärgränze und einige Male auch nach Steiermark vertheilt wurde.

Was insbesondere den Gang der Vaccination in den abgewichenen zehn Jahren betrifft, so stellt sich folgendes numerische Verhältniß heraus: Im Jahre 1830 wurden vaccinirt 1598, im Jahre 1831: 1369, im Jahre 1832: 1434, im Jahre 1833: 1585, im Jahre 1834: 1864, im Jahre 1835: 1571, im Jahre 1836: 1366, im Jahre 1837: 1642, im Jahre 1838: 1704, im Jahre 1839: 1763, zusammen 15,896.

Was die Impflinge anbelangt, so kann man sie in folgende Reihen theilen:

1. Findlinge des k. k. Findelhauses, welche in einem Alter von drei bis acht Wochen geimpft wurden, während sie an der Brust ihrer eigenen Mutter, oder an einer ärztlich untersuchten und gesund befundenen Amme saugten. Bei der Auswahl der Impflinge ward zuerst der Gesundheitszustand des Kindes, besonders in Bezug auf die Reinheit des Hautorganes untersucht, dann aber auch auf die Gesundheit der Mutter Rücksicht genommen. Kinder von Müttern, welche nachstehende Gebrechen auswiesen, wurden entweder von der Vaccination ausge-

geschlossen, oder wenn diese wegen anderer Umstände geschehen mußte, so ward von solchen Impfungen kein Stoff weiter verwendet. Diese Gebrechen der Mütter waren:

a) Alle Spuren vorausgangener, wenn auch erloschener Formen ansteckender Uebel.

b) Alle, was immer für Namen tragenden, ausgesprochenen Hautauschläge, ohne Rücksicht, ob sie contagios seien oder nicht.

c) Alle Formen ausgebildeter Cachexien, und unter diesen besonders die Scrophulosis, der Scorbut und die tuberculöse Lungensucht.

Jede Descendenz hörte auch auf, wenn die Impfung im Conflict mit den Menschenblattern oder anderen acuten Hautexanthenen, besonders dem Scharlach und den Masern, geschehen mußte.

2. Die zweite Klasse der Impflinge bilden die schon in die auswärtige Pflege abgegebenen Findlinge, welche nachträglich in einem Alter von zwei Monaten bis eben so vielen Jahren in die Anstalt gebracht wurden, um vaccinirt zu werden. Es bezieht sich aber dieses Einbringen nur auf die Findlinge der Stadt Wien und der nächsten Umgebung, indem die entfernteren durch den betreffenden Arzt, in dessen Bezirke sich die Findlinge aufhalten, geimpft werden.

3. Die Kinder von Privaten bilden die dritte Reihe von Impfungen, und es ist in dieser Beziehung ein Beweis des Vertrauens im Publikum, daß die Protokolle Kinder aus allen Ständen und die Namen sehr hochgestellter Familien ausweisen. Diese Klasse der Impflinge und die eigenen Kinder der in Nr. 1. angegebenen, als Ammen der Findelanstalt gehaltenen Mütter bildeten auch den Kern, den Hauptstamm der Vaccine, in welchem sie sich trotz aller Hemmungen selbst in den unglücklichsten Epochen rein und kräftig fortbewegte. Sie weist auch die meisten gesunden und starken Kinder, die reinsten Formen der Pocken und endlich die kleinste Anzahl der erfolglosen Impfungen aus.

4. Zu der letzten Reihe von Impfungen gehören die Revaccinirten. Es waren Individuen, deren erste Vaccine nicht zweifelhaft nachgewiesen werden konnte, oder nach Aussage oder den Narben nach unvollkommen war; oder es waren solche, die in Gefahr schwebten, von den Blattern angesteckt zu werden. Alle diese bildeten sich aus den Findlingen, die von ihren Plegemüttern zurückgebracht, keine legalen Zeugnisse, noch Narben aufzuweisen hatten; aus den Ammen der Findelanstalt, bei denen das gleiche Verhältniß Statt fand; aus Individuen der Mannschaft der hiesigen Garnison; dann aber aus Jünglingen, Mädchen und jungen Frauen aus allen Ständen, die gewöhnlich aus Veranlassung eines Blatterfalles in ihrer Nähe oder in ihrer Familie sich der Revaccination unterzogen.

G l e i c h e n b e r g *).

Unter der übergroßen Zahl von Lob- und Anpreisungen altbekannter und neuer Mineralquellen und Badeorte tritt eine jüngste Nymphe Hygieia's ernst bescheiden unter ihre ältern Schwestern.

*) Die Redaction der „Gesundheitszeitung“ wurde in einem an sie gerichteten Schreiben ersucht, den obenfolgenden Artikel ihrem Blatte beizulegen, welchem Wunsche dieselbe,

Alle Aerzte, die sie kennen, preisen sie als analogsten Quell von Selters — Europens Brustarznei.

Seit lange bekannt, arzneilich heilsam und erquickendes Labfal, wurde das Wasser zu Johannisbrunn nächst Straden, dem Selters ähnlich, weitem versendet; — der eigentliche Heilsschaz, die Constantinsquelle zu Gleichenberg, blieb unbenützt, von Wenigen in ihrem Werthe erkannt, bis im Jahre 1834 ihr Genius erschien, den Sumpf, der sie umfloss, zum schönen Bilde umschuf, ihre Perlen rein und hilfreich nun den Kranken bietet.

Se. Excellenz der Herr Landes-Gouverneur, Mathias Constantin Graf von Wickenburg, die Herren Stände Steiermark's und eine große Zahl von Edlen, deren Sinn das Nützliche erfaßt, verwendeten im Verein ein Kapital von mehr als hunderttausend Gulden, Gleichenberg zu dem zu gestalten, was es dermal ist, und für immer bleiben soll — ein Schaz der Steiermark, der ganzen Monarchie und der Kranken aller Länder, die aus dem Brunnen, den die Natur für Alle spendet, Heilung und Erquickung suchen.

Die Eröffnung dieser Heilanstalt mit ihren Zweigen, Klausen- und Johannisbrunn, zeigt für das Jahr 1840 die von dem Verein erwählte Direction hiermit an, indem sie über den Bestand und die bisherigen Resultate dieser Brunnenanstalt in Kürze Folgendes beifügt.

Der Verein bietet drei unterschiedene Mineralbrunnen zum Gebrauche an Ort und Stelle und zur Versendung an. — Die Constantinsquelle bei Gleichenberg, den Johannisbrunnen und den Klausner Stahlbrunnen. Letzter liegt eine halbe Stunde im Gleichenberger Thale aufwärts, der Johannisbrunn zwei Stunden abwärts von der Hauptanstalt; diese selbst am südlichen Abhang der Gleichenberger Rogel, weitem sichtlich über dem Hügelmeer der unteren Steiermark.

Die ganze südliche Steiermark ist ein Garten, die Umgegend von Gleichenberg wunderschön, das Klima mild und für schwache Kranke Labfal. Epidemische Krankheiten sind in dieser Gegend unbekannt.

Gleichenberg's romantische, herrliche Lage und Klima dürfte an Salubrität und Lieblichkeit von keinem Heilorte in der großen Monarchie übertroffen werden.

Die Bestimmung der Krankheitszustände, gegen welche die Natur die Tausende von Heilquellen in Europa nützend zeigt, gehört in den Bereich der Aerzte, und unter diesen stimmen Alle darin überein, daß die Constantinsquelle für jene Fälle paßt, wo Selters indicirt ist — Klausens Stahlwasser an innerer Gediegenheit und Kraft dem hochberühmten Spaawasser und dem Quell von Pyrmont gleich ist, — der Johannisbrunn, der an Wirkung zwischen beiden steht, durch Wohlgeschmack und Haltbarkeit als liebliches Getränk, selbst über Meer verführt — den zarten Gaum erquickt.

Die Direction ist gegenwärtig durch den vollendeten Ausbau der großen Traiteurie mit fünfzig Zimmern, des zur Aufnahme von Kurgästen bestimmten

mit Weglassung der Preistarife — welche letztere außer der Tendenz dieser Blätter liegen — gern nachkommt.

D. Red.

Wohngebäudes des Herrn D h m e y e r mit zwölf und des zweiten Hauses Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Wickenburg mit sechszehn möblirten Zimmern, ferner in dem Wohngebäude des Herrn Ritter von Pittoni und Herrn Major Pickl Edlen von Wittenberg mit zwölf Zimmern, in dem Wohngebäude des Freiherrn von Lazarini mit zwanzig Zimmern, des Herrn Wilhelm Piebez mit sechzehn Zimmern, und des Freiherrn von Hake-Platow mit sechs Zimmern in der Lage, einer großen Zahl von Curgästen bequeme Unterkunft zu sichern, welsch' letztere durch den sich mehrenden Aufbau schöner Privatgebäude rings um die Brunnenhalle und den schönen Sommersitz des Herrn Landes-Gouverneurs von Jahr zu Jahr sich steigert.

Die Direction hat das Thunlichste erwogen und aufgeboten, für die Bedürfnisse und billigen Wünsche jedes Besuchenden und Badegastes fürzuforgen.

Es besteht zu Gleichenberg außer der Trink- noch eine Badeanstalt mit deren bekannten Modificationen. Bedienung, Speise und Trank sind durch billigsten Tarif festgesetzt, ärztliche Hilfe gesichert, die Postverbindung nach allen Hauptrichtungen ausgemittelt.

Das wahre Vergnügen der Badegäste sichert die schöne Natur der Umgegend und die Wiederkehr frohen Wohlbefindens am Heilbrunn selbst.

Was die Direction der Anstalt außerdem durch bereitwilligste Einwirkung beizutragen sich bemühen wird, bleibt dem billigen Urtheile der Besuchenden anheimgestellt.

Gleichenberg erfreute sich im Jahre 1839, trotz der unglücklichen Witterung in der Frühlingzeit, vieler und hoher Besuche, und zeigte die erfreulichsten Heilerfolge bei scrophulösen Leiden, die allen andern Mitteln Trost geboten haben. Die Zahl der versendeten Wässer ist seit vier Jahren steigend, sie betrug im letzten Jahre 135,000 Stück Flaschen.

Alles, was die Anstalt zu Guten haben wird, soll zu ihrer intensivsten Veredlung verwendet werden, und die Direction gibt sich der Hoffnung hin, durch umsichtigste Leitung das Emporblühen einer Heilanstalt zu fördern, deren Zweck es ist, ein Mittel mehr — und dauernd zu verbleiben — was der Menschheit Wohl befördert.

Mögen die Besuchenden von dem noch jugendlichen Kurorte Gleichenberg, von Jahr zu Jahr in größerer Zahl mit Wohlwollen und Interesse scheidend, wieder kehren.

Mögen alle Aerzte von dem Werthe seiner Quelle selbst sich überzeugen, um diesem Heilsschatze der Natur hold zu werden und Gönner zu verbleiben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 28.

Montag, den 6. April 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die Wohlriechenden. — Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. — Ueber einige Mißbräuche bei Bädakuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Miscellen.

Die Wohlriechenden.

(Ein Schreiben an die Redaction von Sincerus.)

Hoc mihi suspectum est, quod oles bene, Postume, semper —
Postume, non bene olet, qui bene semper olet.

Martial. (Epigr. lib. 2. Ep. 12.)

Schätzbarster Herr Redacteur!

Ich kam neulich Abends mit den heftigsten Kopfschmerzen aus dem Theater nach Hause, und brachte, trotz meines sonst gesunden Schlafes, eine schlaflose Nacht zu. Ich forschte lange über die Ursache dieses bei mir höchst seltenen Schmerzens nach, und kann Sie gewissenhaft versichern, daß ich keiner anderen Veranlassung mir bewußt bin, als daß mich das Unglück traf, einen Nachbar im Schauspielhause gehabt zu haben, der seinen Körper und seinen Anzug mit wohlriechenden Essenzen mehr, als es für einen gesunden Menschen ziemt, bedacht hatte. Daher erlaube ich mir, Sie, als den Herausgeber eines diätetischen Zeitungsblattes, auf den schädlichen Mißbrauch aufmerksam zu machen, den Manche mit einem Luxusartikel treiben, der, wie ich glaube, zu den unangenehmsten Auswüchsen der Mode und Civilisation gehört. Ich gestehe offenherzig, daß ich diesen Brief in einem Anfälle von Unwillen gegen jenen parfümirten Theater-Nachbar geschrieben, und vielleicht die Farben etwas zu grell aufgetragen. Allein dessen ungeachtet kann ich die Bitte an Sie nicht unterdrücken, dieses Schreiben, so wie ich es verfaßt, in Ihr Blatt einzurücken; vielleicht gelingt es mir, durch diese,

wenn auch etwas berbere Nüge, den einen oder den anderen solcher Parfumsauger auf die üble Meinung, die er sich selbst — und auf den Nachtheil, den er seinem Nebenmenschen zuzieht, aufmerksam zu machen. Ich will Ihnen vor Allem zwei Anekdoten erzählen, deren eine Diogenes Laertes, und deren andere Sueton erzählt. „Zu einem Stuger,“ so erzählt D. Laertes, „welcher sein Haupt mit starkriechenden Substanzen durchsalbt hatte, sprach der Cyniker Diogenes: „Sei auf deiner Huth, Freund! der Wohlgeruch deines Kopfes könnte über dein Privatleben und über deinen guten Ruf einen — bösen Geruch verbreiten!“ — „Das sagte ein Cyniker!“ denkt vielleicht mancher Leser, „ein Diogenes, der in einem Faße wohnt und die Menschen flieht, muß wohl den Stab über Alles brechen, was zur Verschönerung und Veredlung des menschlichen Umganges gehört.“ — Aber hören Sie doch nur die zweite Anekdote, die der ehrliche, wahrheitsliebende, römische Biograph Sueton von einem Kaiser erzählt, der zu seiner Zeit die Welt Herrschaft besaß. „Ein junger Mann, der erst vor Kurzem von dem Kaiser Vespasian ein öffentliches Amt erhalten, kam, um für das ihm vom Monarchen geschenkte Vertrauen seinen Dank abzustatten, zur Audienz. Der Kaiser warf auf den, mit den feinsten und stärksten Gerüchen Indiens durchdrungenen Weichling einen Blick voll Verachtung und sagte unwillig: „Ich wollte, du riechest lieber nach — Knoblauch“ *). Der junge Mann ward auch alsogleich seines Amtes entsetzt. — „War der Kaiser gegen diesen Mann nicht zu streng? War es gerecht, einem seiner Unterthanen ein Amt zu entziehen, weil er sich zu stark parfümirte?“ Diese Frage gehört vor ein anderes Forum; was mich betrifft, will ich nur damit beweisen, daß man es nicht bloß mit einem Cyniker und sogenannten Naturmenschen, sondern auch zuweilen mit tiefen Welt- und Menschenkennern, ja sogar mit seinen Vorgesetzten ein- für allemal verderben kann, wenn man gar zu fein die Toilette macht. Erlauben Sie mir vor Allem zu bemerken, daß wir gerade dann, wenn wir in den Kreis der gebildeten und feinen Welt treten, am sparsamsten mit Essenzen und Parfums umgehen sollen, und zwar aus dem Grunde, weil man es da mit den zartesten Nerven zu thun hat. Ich bin kein Arzt, und weiß daher nicht, wie es kommt, daß ein Wohlgeruch das ganze Nervensystem angreifen, und manche zortgebaute, nervenschwache Personen sogar bis zur Ohnmacht reizen kann; allein auch ohne genügende theoretische Erklärung besteht dennoch die Thatsache, daß starkparfümirte Personen bei Allen, welchen sie sich plötzlich nahen, ein unangenehmes Gefühl und

*) Maluisssem Allium oboluisses.

bei reizbaren Naturen, bei vollblütigen oder empfindlichen Personen heftigen Kopfschmerz, Schwindel, Nasenbluten, Verstimmung des Gemüthes, Ueblichkeit, Ekel, ja sogar Erbrechen u. dgl. hervorbringen können. Ich frage Sie nun im Namen des gesunden Verstandes, ob es irgend Einem je einfallen wird, in einer Gesellschaft aus hon ton seinem Nachbar Salz auf die Zunge zu streuen, ihn mit feinen Nadeln in die Finger zu stechen, mit einem Brennglase die Lichtstrahlen auf dessen Netzhaut zu concentriren, oder endlich knapp vor dessen Ohr ein Pistol abzufeuern? Gewiß nicht! Und doch — freilich sehr sonderbar! — und doch haben wir, während wir jeden grellen Eindruck auf Tact-, Gesicht-, Gehör- und Geschmacksinn unserer Nebenmenschen möglichst meiden, für den Geruchssinn unserer Umgebung so wenig Schonung, daß wir ihnen unsere Salben, Essenzen, Waschwasser, Moschus, und weiß Gott wie alle diese scharfriechenden Dinge heißen, gewaltsam und in überreicher Menge aufdringen. Ich bin kein Prediger der Moral, daher sei es fern von mir, hier einen Commentar über das bei den Spartanern geltend gewesene Gesetz zu schreiben, vermöge welchem sie alle Parfumeurs und Salbenfabrikanten aus Lae d ä m o n wegzagten, und sogar über die Landesgrenze trieben, und zwar aus zwei Gründen, erstens weil sie zu viel Del verbrauchten, und zweitens weil sie das Umsichgreifen von Weichlichkeit und Luxus förderten; auch könnte ich durch ein Langes und Breites geschichtlich nachweisen, daß der Gebrauch von wohlriechenden Salben eine aus dem Orient zu uns gekommene Sitte sei, und daß diese Sitte, wie Plinius bemerkt, bei den Afiaten daher stamme, um den durch allzugroßen Magenluxus zuweilen entstehenden üblen Geruch aus dem Munde zu maskiren *). Allein diese Untersuchungen gehören mehr in eine Geschichte des Luxus, als in eine „Gesundheitszeitung.“ Ich wollte mit diesem Schreiben nur auf die zarte Schonung aufmerksam machen, die ein Jeder, der der Wohlgerüche sich bedient, für die Geruchsnerven seines Nebenmenschen haben sollte. Ich könnte mehr als ein Beispiel von Unwohlsein, besonders von Kopfleiden und Nervenzufällen, anführen, welche ihre Quelle in den grellen Einwirkungen starker Parfums haben. Allein ich kann mich in dieser Hinsicht auf die tägliche Erfahrung berufen, und bemerke daher schließlich nur folgendes: Wohl dem Menschen, dessen Gesundheitszustand der Art ist, daß er mit Seneca sagen kann: „Ich enthalte mich aller

*) Ab Asiaticis videtur venisse unguenti usus; illi madent eo, ut accersito odore natum ex ingluvie foetorem oris extinguant. —

(Plin. I. 13. ab. init.)

wohlriechenden Salben, indem der Körper den besten Wohlgeruch verbreitet, wenn er — gar nicht riecht*). Allein Mode, Sitten und Luxus haben es theils anders gewollt, theils bei Manchem solche körperliche Zustände herbeigeführt, daß er zur Maskirung seiner Atmosphäre sich gleichsam gezwungen sieht. Wohlan! Wenn es schon der Maske bedarf, so sei es eine wohlstandige, die Nase erfreuende — aber keine gresle, zurückstoßende und jede Rücksicht für die Gesellschaft verkennende. Da es ja eben diese Rücksicht ist, die uns zur Parfümbüchse und zum Riechfläschchen verführt, so sollten wir auch in dieser Beziehung uns der Mäßigkeit befleißigen, damit wir nicht, anstatt uns angenehm, uns nur desto unerträglicher machen.

So viel sah ich mich unwillkürlich gedrängt, Ihnen, Herr Redacteur, zu schreiben, und bitte Sie nur noch am Schlusse, das Motto zu meinem Briefe nicht zu vergessen. Denn die wenigen Worte Martial's scheinen mir mehr zu sagen, als alle Abhandlungen über diesen Gegenstand**).

*) In omnem vitam unguento abstinemus, quoniam optimus odor in corpore est — nullus. (Epist. 108.)

***) Die Verse Martial's heißen zu deutsch: Daß du immer wohlriechest, Postumus, ist mir verdächtig; derjenige riecht nicht gut (hat keinen guten Namen), der immer gut riecht! D. Red.

Die Bestimmung des Weibes im häuslichen und gesellschaftlichen Leben.

(Von F. Sélut.)

(Beschluß.)

Lieben heißt, in der Zärtlichkeit, welche ein redlicher Mann für das Weib fühlt, und die es zehnfach erwidert, den Grundstein des häuslichen Glückes und aller mit demselben unzertrennlich verbundenen Pflichten sehen. Lieben heißt, für den Sohn des tugendhaft geliebten Gatten jenen unerschöpflichen Schatz von Hingebung, Aufopferung und Liebe haben, welcher in der Brust der Frau schon vor der Geburt desselben vorhanden ist, und erst mit dem Tode zu Ende geht. Und hat das Weib endlich alle diese Pflichten der Tochter, der Schwester, der Gattin erfüllt, so hat sie noch überdies immer noch in ihrem Herzen jene zarte Frömmigkeit, welche sich segnend über ihre ganze Umgebung verbreitet, und durch einen Blick, ein Wort oder eine Thräne den bittersten Schmerz zu lindern weiß, welche als Vermittler zwischen den stürmischen, heftigen Tendenzen des Männerlebens auftritt, und überall Segen und Ruhe verbreitet.

Der Mann hat nichts, was er diesem Sinne der Aufopferung, dieser geläuterten Pietät, dieser Liebe der Frauen an die Seite stellen könnte; er ist nicht Sohn, Bruder, Gatte, Vater, wie das Weib Tochter, Schwester, Gattin, Mutter

ist, kurz es fehlt jenes Maß der Liebe, welches das Erbtheil und der Triumph des Weibes ist.

Man wird hier einwenden, wozu die Frau neben dem erwähnten Schätze — dem Herzen — noch mehr als gewöhnlichen Verstand brauche? Allerdings soll auch dieser nicht weniger bedacht werden, aber ich verstehe unter Verstand hier nicht das, was man Genie nennt, und womit man das Weib nicht quälen soll. Man verschone sie mit der Aneignung jener mannigfaltigen frivolen Kunstfertigkeiten, welche sie dem bescheideneren Charakter ihres Lebens und der Tugend entfremden, und in denen sie doch den Männern ewig nie gleichen werde; für sie genügt die Kenntniß des Weltsystems, ohne die den allgemeinen Resultaten zu Grunde liegenden Details zu wissen, so wie die bekanntesten Daten aus der Weltgeschichte und jener ihres eigenen Vaterlandes. Dasselbe gilt von den nothwendigsten Kenntnissen in der Geographie und Physik, wodurch ihr Geist aufgeklärt und gestärkt wird, und so ihren Neigungen als sichere Basis dient. So wird sie eine würdige Gefährtin des im Reiche des Wissens heimischen Mannes, und so wird sie auch am sichersten ihre Rolle bei der ersten Erziehung ihrer Kinder durchführen, denen sie durch die Ueberlegenheit ihrer Kenntnisse imponiren soll, während sie durch Güte des Herzens und aufopfernde Sorgfalt sich die Liebe derselben sichert.

Daß ein solches Resultat jedoch nicht der Erfolg einiger weniger Jahre sein könne, ist begreiflich; allein es ist doch eben so wahr, daß das Ziel endlich dennoch erreicht wird. So vergleicht Herder die Civilisation mit einem betrunkenen Menschen, welcher auf seinem Wege nach Hause einen Schritt vorwärts, einen nach der Seite und oft mehrere nach rückwärts macht, aber endlich doch immer nach Hause kommt. Bei diesen Bewegungen nach vorwärts liegt wenig an den vereinzeltsten Bestrebungen von Individuen, hingegen alles an den Massen, welche leider selten von Einzelnen in Bewegung gesetzt werden können.

Uebrigens aber ist es besonders die Erziehung, welche ganz besonders berufen ist, in dem herzerhebenden Drama der Veredlung und Verbesserung des Menschengeschlechtes eine große, heilige Rolle zu spielen. Unter Erziehung verstehe ich jedoch nicht das planlose Herumschleudern des kindlichen Geistes von einer Sphäre des Wissens in die andere, wo man bald mit Helvetius und Jacotot annimmt, daß jeder Mensch die gleiche Intelligenz habe, und daß es sich blos darum handle, dieses überall gleich fruchtbare Feld auch überall nach den gleichen Prinzipien zu bebauen, um überall gleich herrliche Frucht zu ernten, bald mit Lavater und Gall in den Gesichtszügen und der Conformation des Schädels Grund genug findet, ein Kind entweder für genial oder dumm zu halten, und es nach dem undeutlichen Ausspruche dieses Orakels entweder zu einem Newton, Homer, Richelieu erziehen will, oder es dazu verdammt, im Staube des Boutiquenlebens kümmerlich das Rad des kleinen Geldgewinns zu drehen. Nein, ich verstehe unter Erziehung jene geläuterte moralische Richtung der Jugend, welche, indem sie das Herz dem Verstande voran setzt, die Familie selbst zu ihrem Herde und gutes, häusliches Beispiel zu ihrem Hauptmittel wählt; denn nur so lernt das Kind schon von der Wiege an richtig fühlen, denken und handeln. Daher ist es auch Pflicht des Weibes, sich jene Kenntnisse anzueignen, wodurch sie als Mutter auch Lehrerin ihrer Kinder, und hiedurch Wohltäterin des ganzen

Menschengeschlechtes werden kann. Sie wird dadurch weder ihre Liebenswürdigkeit, ihre Grazie, noch ihren Teint oder ihre anmuthige Stimme verlieren; im Gegentheile gewinnt sie dadurch an realen Werth, in ihrer eigenen Achtung und der ihres Gatten, und sichert sich zugleich am gewissensten die ihrer Kinder.

Ueber einige Mißbräuche bei Bädekuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien.

(Von Dr. Franz Habel, Stadt- und Badearzt.)

Der Mensch liebt die Gebräuche, die er von seinen Voreltern erbt, und scheut mit Recht ein voreiliges Niederwerfen des alten erprobten Guten. Wer ist ihm Bürge, daß das Neue besser sein wird als das Alte, dessen sich schon seine Ahnen erfreuten, und dessen segensvolle Wirkungen er selbst so oft erfuhr? Und er wünscht, daß dieses, was er vom Vater erbt und unverfälscht dem Sohne übergab, mit gleicher Treue festgehalten werde und auf Enkeln und Urenkeln übergehe. So ist kein Zweig des menschlichen Wissens und der menschlichen Beschäftigung, keine Kunst, kein Handwerk ohne Lehrer und Gebräuche, denen ihr Alterthum unangefochtene Gültigkeit verleiht.

Wenn aber im allgemeinen Fortschreiten sich Alles ändert und ausbildet, so muß wohl die Frage erlaubt sein, ob diese alten Pfeiler noch in das neue Gebäude taugen, ob sie vielleicht überhaupt noch nothwendig seien oder nicht, durch neue, passendere ersetzt werden können, unbeschadet der Ehrfurcht, die wir gegen das Alte im Herzen tragen. Und oft zeigt genaue Nachforschung, daß schon in früherer Zeit es Vielen einleuchtete, wie störend und zwecklos der Pfeiler dastand, und wie nur an der Indolenz und Engherzigkeit der Masse die zweckmäßige Restauration scheiterte.

Die Heilfunde macht hier keine Ausnahme, und zahllos sind die durch ihr Alter wie heilig erkannten Mißbräuche, welche die jüngere Zeit wegschaffte. Und wahrlich, das Gebäude hat dadurch an Raum und Licht gewonnen.

Es sei mir erlaubt, hier nur von Bädekuren zu sprechen, und einige von den ergrauteu Vorurtheilen und Mißbräuchen zu berichtigen, dabei aber speziell Baden stets im Auge zu behalten, als den den Bewohnern Wien's nächsten und von ihnen daher besuchtesten Badeort.

Zuerst von der Zeit der Bädekur. Von jeher sind Bädekuren immer in den Sommermonaten abgehalten worden. Da die Wirkung der Bäder während der Sommermonate durch die Wärme, durch die Bewegung in freier Luft, durch den Genuß, den die Natur darbietet, und noch auf tausend verschiedene Weisen vorzüglich unterstützt wird, so läßt sich dagegen gar nichts einwenden, und ceteris paribus ist eine Bädekur im Sommer immer besser und angenehmer, als eine im Winter. Aber es fragt sich, ob man recht daran hatte, jede Bädekur zu einer anderen Jahreszeit als unsatthast und gefährlich zu verschreiben, und den Sommer als die allein geeignete Zeit dazu zu erklären.

Es ist noch Niemanden eingefallen, das Baden im Winter als schädlich zu erklären. Vor einer solchen Absurdität hütet man sich, man läßt selbst Kranke im

strengsten Winter ungeschweht baden, wenn es die Krankheit erfordert, und sieht nur darauf, daß alle schädlichen äußeren Einwirkungen abgehalten werden.

Während man nun dies zugibt und praktisch ausübt, schaudert man zurück vor jedem Gebrauch einer Heilquelle im Winter, und wird dadurch inconsequent. Wenn man ja einer Badekur im Winter nicht mehr ausweichen kann, so muß es eine im wärmeren Klima sein. Ohne nun das Zweckmäßige einer solchen Winterkur im geringsten anzufechten zu wollen, ist es doch klar, daß nur die reiche Klasse sich die damit verbundenen Ausgaben gefallen lassen kann, und daß demnach die Armeren diese Wohlthat gänzlich entbehren müssen. Wer je Gelegenheit hatte — und wer von den Lesern sollte nicht schon diese traurige Erfahrung gemacht haben —, einen Kranken im Winter zu beobachten, dem die Aerzte eine Badekur für den nächsten Sommer verordnet hatten, wird wissen, welche wehmüthige Gefühle ein solcher Kranker in jedem mitfühlenden Herzen erregt. Die traurige Aussicht des Kranken, noch Monate lang auf das Schmerzlager geheftet zu sein, die Ungewißheit, ob dann die Krankheit nicht zu weit gediehen sein werde, als daß das Bad noch Hilfe gewähren könne, die schmerzvolle Resignation, die sich in jeder Miene des Leidenden ausdrückt, die wehmüthige Freude über jedes Thaulüftchen, über jede Knospe, die sich entfaltet und so Bothe wird des nahenden Lenzes und des ersehnten Sommers, die Angst über jede rauhe Luft, über jede Schneewolke, welche die Hoffnung wieder weiter hinauschiebt — muß das Mitgefühl mächtig ergreifen. Und wenn dann der Sommer kommt und der Kranke endlich am Ziele seiner Wünsche ist und das Mittel gebraucht, welches ihm als allein noch hilfreich angepriesen wurde, und Woche auf Woche vergeht, ohne daß eine günstige Wirkung sich zeigt, und wenn nun der kalte Wind anfängt über die Steppenfelder zu wehen, und die Blätter von den Bäumen fallen, und der Kranke wieder zurückgebracht wird zur Stadt, leidend wie er kam, mit der trostlosen Aussicht auf einen zweiten nicht minder schmerzvollen Winter — welche Gefühle müssen dann den Arzt ergreifen, wenn er sich sagen muß: die Krankheit ist zu mächtig geworden für dieses letzte Mittel, es war schon zu spät; einige Monate früher, und der Erfolg wäre ein glücklicher gewesen.

Wir wollen aber nicht den schlimmsten Fall annehmen, daß jede Heilung unmöglich wurde, sondern nur sagen, sie sei verzögert worden, und eine zweite, ja vielleicht auch eine dritte Badekur sei nun nothwendig geworden, um den Kranken herzustellen — der Schade bleibt immer noch groß genug.

Abgesehen von den Schmerzen der Krankheit, die wahrlich nicht leicht zu erdulden, sind die Entbehrungen, welche die kostspielige Kur, die Entfernung des Vaters von seinem Erwerbe, der Mutter von ihrem Haushalt und der Sorge für ihre Familie nothwendig mit sich bringen, zahllos und nie mehr zu ersetzen.

Es ist ein ewig wahrer Satz: Principiis obsta. Im Beginnen einer Krankheit sind die geeigneten Mittel unendlich kräftig, und bei weitem in den meisten Fällen gelingt es durch gehörige Mittel, die Krankheit, wenn auch nicht immer zu unterdrücken, doch abzukürzen, sie schneller und gefahrloser verlaufen zu machen. Ist aber die Krankheit einmal eingewurzelt, hat sie sich emancipirt von ihrer Ursache, ist sie selbstständig geworden, oder hat sie vielleicht gar schon selbstständige Früchte hervorgebracht, die nun für sich und unabhängig dastehen, dann ist es schwer, ja oft unmöglich, Heilung herbeizuführen. Man kann im Allgemeinen sagen, daß

eine Baderkur durch Verstärkung der Reaction des Organismus gegen die Krankheit sich heilkräftig erweise. Wenn nun aber die Krankheit schon zu tief eingewurzelt ist, und die Krankheitsprodukte schon außer der Beziehung zum ursprünglichen Krankheitsprozesse stehen, dann ist die durch die Baderkur hervorgebrachte Reaction zu schwach, und der Kranke geneset entweder nur zum Theil, oder gar nicht. Es kommt daher alles darauf an, den rechten Zeitpunkt, innerhalb welchem eine Krankheit noch heilbar ist, nicht vorbeistreichen zu lassen. Wenn nun Baderkuren, als die kräftigsten Mittel gegen chronische Krankheiten (denn nur von solchen ist hier die Rede), anerkannt worden, wozu soll es frommen, sie so lange aufzuschieben, bis auch sie dem Feinde nicht mehr gewachsen bleiben. Daß aber die Mehrzahl der Fälle, in welchen die Heilquellen zu langsam, unvollständig oder gar nicht wirkten, nur diesem Hinausschieben der Baderkur während des Winters und Frühjahres und der dadurch verzögerten Anwendung des geeigneten Heilmittels ihre Entstehung verdanken, ist klar.

(Die Fortsetzung folgt.)

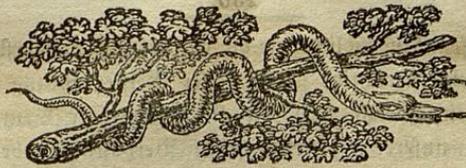
Miscellen.

Ein bei Lloyd's eingegangener Brief, von der Rhede von Hong-Kong vom 5. September v. J. datirt, berichtet, daß den englischen Schiffen von Seiten der Chinesen nicht nur alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten sei, sondern daß letztere auch den Versuch gemacht, die Brunnen zu vergiften, aus denen die Engländer ihren Wasserbedarf schöpfen, daß man unzweifelhafte Beweise über dieses Vorhaben besitze, und daß Capitän Elliot dieselben der brittischen Regierung vorlegen werde. Wegen der Rauferei am 13. August, welche zur Vertreibung der Engländer aus Macao die Veranlassung gab, wurde am Bord der englischen Schiffe förmlich Gericht gehalten und die Schuldigen zu Gefängnisstrafen verurtheilt, die sie in England abbüßen sollen.

— Russische Blätter enthalten folgende Notizen über die Bewegung der Bevölkerung von St. Petersburg im Jahre 1839. Es wurden geboren 10,038 Kinder (5629 Knaben und 4409 Mädchen); es starben in Folge gewöhnlicher Krankheiten 7788 Personen (4712 männlichen und 3076 weiblichen Geschlechts), in Folge außerordentlicher Krankheiten 314 Personen (262 männlichen und 52 weiblichen Geschlechts), durch verschiedene Zufälle 210 Personen (143 männlichen und 67 weiblichen Geschlechts), durch Ermordung 6 (3 männlichen und 3 weiblichen Geschlechts) und durch Selbstmord 34. Die Gesamtzahl der Todesfälle beläuft sich sonach auf 8312, wobei das Verhältniß der Ermordungen und Selbstmorde, im Vergleiche mit anderen Hauptstädten, gering zu nennen ist.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonniert man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 29.

Donnerstag, den 9. April 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Gedrängter Rückblick auf die Leistungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte bei ihrer dritten General-Versammlung. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Ueber einige Mißbräuche bei Babeluren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Das Kinderhospital in Pesth. — Miscellen.

Gedrängter Rückblick auf die Leistungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte bei ihrer dritten General-Versammlung.

(Am 24. März 1840.)

Den Statuten der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien entsprechend, findet am 24. März jedes Jahres, als am Stiftungstage derselben, eine General-Versammlung Statt, in welcher die wissenschaftlichen sowohl, als ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft, dem Zwecke gemäß besprochen werden. Herr Präses Dr. Malfatti von Montereiggio eröffnete diesmal die dritte General-Versammlung mit einer kurzen Andeutung dessen, was Herr Regierungsrath Knolz hierauf in einem ausführlichen Vortrage behandelte. Den Inhalt des speziellen Berichtes über die einzelnen Versammlungen des nächstverflossenen Jahres kennen bereits unsere Leser aus den jedesmaligen Mittheilungen unseres Blattes; wir begnügen uns daher, das Gesamtergebnis, welches Herr Regierungsrath Knolz als Resumé der diesjährigen Leistungen der Gesellschaft darstellte, in so fern es auf die bisherige geistige Entwicklung der Gesellschaft Bezug hat, mitzutheilen.

„Die Richtung und der Geist,“ heißt es in diesem Bericht, „in welchem sich die Gesellschaft im vergangenen Jahre bewegt hat, entsprachen treu ihrer Bestimmung: den Centralpunkt ärztlicher, wichtiger Interessen, besonders jener des Tages, einerseits zu bilden, andererseits collegiales Leben anzufachen, zu nähren und das Gesamtziel: Aufrechthaltung der Würde unseres Standes,

in's Auge zu fassen. Zugendlich, wie die Gesellschaft noch erst in zweijähriger Entfaltung dasteht, berechtigt sie in dieser Geistesrichtung zu sehr erfreulichen Hoffnungen, spricht aber die Rücksicht ihrer Beurtheiler und die Berücksichtigung unserer eigenthümlichen Verhältnisse eben so sehr an, als sie andererseits darauf baut, daß die innige persönliche Theilnahme der Mitglieder sich rege und stätig erhalte, und sich im Sinne unserer Zwecke ausbreite. Die Masse der merkwürdigen Thatfachen, welche sich bei uns den praktisch-beschäftigten Mitgliedern ununterbrochen darbieten, ist eben so groß, als die Summe der Ergebnisse auf dem Wege theoretischer Forschungen. Das verflossene Jahr weist in jeder dieser Beziehungen erhebliche Mittheilungen in den einzelnen Versammlungen auf; mehrere derselben umfassen allgemein interessante, neue und folgenreiche Wahrheiten für Theorie und Praxis der Heilkunde, und erscheinen uns der Verbreitung durch den Druck um so mehr werth, als unsere auswärtigen Mitglieder uns gleichfalls mit Einsendungen von Aufsätzen erfreuet haben, die häufig mehrfaches Interesse gewährten, und ihrerseits gespannt einer ausführlichen Kunde von unseren Verhandlungen entgegen sehen.

„Wenn ich in diesem gedrängten Ueberblicke unserer Verhandlungen die eifrige Theilnahme der Mitglieder an den Bestrebungen und Zwecken der Gesellschaft und eine immer regere Entwicklung und Herausbildung im Geiste, welcher uns zum Zusammentreten in derselben beseelte, mit Thatfachen belegt, nur in einzelnen wesentlichen Zügen bezeichnete; so verweile ich mit nicht geringem Vergnügen bei der Theilnahme, welche ihr von Außen von würdigen Männern, so wie in öffentlichen Blättern und mündlichen Aeußerungen zu erkennen gegeben worden ist. Wie sehr unsere Bestrebungen und die immer selbstständige Thätigkeit der Gesellschaft von Außen ehrenvoll und ermunternd anerkannt worden ist; dafür erlauben wir uns, statt vieler, als den sprechendsten und erfreulichsten Beweis, die uns Allen theure Huld anzuführen, womit Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenzminister Graf von Kollowrat das Protectorat der Gesellschaft annahm.

„Sämmtliche Mitglieder finden in dieser Auszeichnung eines so hochgestellten Staatsmannes, welcher mit seltener Energie, Umsicht und Thatkraft, so wie im humansten Seelenadel die gesammten Fortschritte der Kunst und Wissenschaft umfaßt und warm fördert, eine neue und erhebende Bewahrheitung dessen, daß auch in Oesterreich dem stilleren und anspruchloseren — aber dafür nicht minder mühevollen — Wirken des ärztlichen Standes die verdiente Würdigung des höchstgestellten Staatsbeamten nicht fehle und für die Zukunft nicht fehlen werde — eine Wahrheit, die uns im unverdrossenen Wirken auf der Bahn der Wissenschaft und Kunst zur

schönsten Ermunterung und Aneiferung für die Sache unseres Standes selbst gereichen wird.

»Daß die hohe Regierung durch die anstandslose Bestätigung der neuen Statuten und der erwählten Mitglieder das freie Wirken der Gesellschaft wesentlich gefördert habe, darf nicht ohne den wärmsten Dank erwähnt werden.

»Dem gleichen Sinne verdanken wir die unmittelbare und mittelbare Theilnahme hoher und distinguirter Personen an unseren Versammlungen und den Ergebnissen derselben.»

In den achtzehn regelmäßigen Versammlungen der Gesellschaft fanden 74 theils schriftliche, theils freie mündliche Vorträge, und diese zwar in größter Mehrzahl, nämlich 63 von Mitgliedern Statt. Sowohl an diese Vorträge, als auch an subjective Motive, reihten sich Erörterungen und Discussionen zwischen 37 Mitgliedern.

Von Fremden haben Herr Hofrath und Professor von Martius, dann Herr Waldstein aus München und Herr Schuh aus Berlin die Gesellschaft mit Vorträgen beehrt, so wie wir auch der Theilnahme, welche Herr Prof. von Ettingshausen im verflossenen Jahre unseren Bestrebungen schenkte, verbindlich zu erinnern haben.

Die größere Zahl der Verhandlungen war wohl geeignet, das Interesse der Anwesenden zu fesseln, und in der That hat es den Versammlungen an zahlreicher Frequenz niemals gefehlt, da die Mittelzahl der Anwesenden durchschnittlich 72 betrug, während hiesigen sowohl, als fremden Ärzten von Seite der Geschäftsleiter Eintritt und Antheil an den Verhandlungen bereitwillig gestattet wurde, und der Besuch auch ausländischer Ärzte zahlreich Statt fand.

Die Gesellschaft zählt gegenwärtig in Wien 89 ordentliche und 22 Ehrenmitglieder, in den gesammten österreichischen Staaten aber 232, und in dem Auslande 93 correspondirende Mitglieder; für diese letzteren sind noch mehrere Diplome auszufertigen, so wie auch eine Reihe von Verhandlungen abzuschließen, was wohl im Verlaufe der nächsten Monate wird geschehen können. Wir bedauern den im abgelaufenen Jahre stattgefundenen Verlust, unter denen zwei hiesige ausgezeichnete ordentliche Mitglieder, nämlich die Herren Professoren Dr. Hermann und Baron von Saquin, und drei correspondirende, nämlich die Herren Dr. Montefanto und Prof. Federigo in Padua, und der Herr Statthaltereirath und Proto-medicus Dr. von Lenhoffel in Ofen.

Nach Beendigung dieses Berichtes ward zur Wahl eines ersten und zweiten Secretärs geschritten. Erstere fiel auf den bisjetzigen zweiten Secretär, Herrn Prof. Dr. Czermak, und an dessen Stelle wurde Herr Med. Dr. Baron von Feuchtersleben zum zweiten Secretär gewählt. Auf Antrag des Herrn Hofrathes Ritter von Wirer wurde Herr Dr. Mandl in Paris zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft gewählt*).

*) Es folgt nun nachträglich das Resumé der letzten Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte. D. Neb.

Wien, am 29. Februar 1840.

Präsidenten-Stellvertreter Herr Dr. Ritter von Wirer verbreitete sich in einem schriftlichen Vortrage über die erfolgreiche Anwendung des Carlsbader Sprudels in einem Falle von Elephantiasis, welcher allen anderen Mitteln getrozt hatte. — An die Mittheilung dieses Falles knüpfte Herr Hofrath Ritter von Wirer einige sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über die Art und Weise des Gebrauches von Carlsbad und über die Wichtigkeit des Individualisirens bei Benützung dieser Heilquellen.

Herr Primararzt Dr. Wittner besprach den Abdominaltyphus, wie er ihn vom 1. Jänner bis Ende December 1839 auf der fünften medizinischen Abtheilung des k. k. allgemeinen Krankenhauses an 169 Kranken beobachtet hatte.

Herr Dr. Sterz senior trug rhapsodische Bemerkungen über den jetzt stationären Krankheitsgenius vor, wobei er die Natur, den Verlauf und die Behandlungsweise der vorherrschend vorkommenden Krankheitsformen anher beleuchtete und daraus folgerte, daß der herrschende Krankheitsgenius unrichtig ein gastrisch-dynamischer, wohl aber richtiger ein gastrisch-nervöser genannt zu werden verdiene.

Herr Regierungsrath Prof. Dr. Edler von Watzmann skizzirte in einem freien Vortrage die bisher von den Aerzten vorgenommenen Heilungsversuche der Neuralgia facialis. Die mit dem Glüheisen von Mehreren angestellten, theils günstigen, theils erfolglosen Versuche, — der anatomische Zusammenhang des fünften Nervenpaares mit anderen, die wesentliche Unterscheidung des motorischen von dem sensorischen Theile, die Unterscheidung der idiopathischen und sympathischen Neuralgien, die Belege aus fremder und eigener therapeutischer Erfahrung wurden näher detaillirt, und darauf die Nothwendigkeit bestimmter Anzeigen zur Anwendung des Glüheisens, welches für alle Fälle nicht angezeigt sein könne, abgeleitet. Hierauf entgegnete Prof. Carabelli, daß die Neuralgia facialis, wenn sie durch eine Reihe von Jahren hartnäckig und mit den intensivsten Symptomen fortbestehe, endlich jederzeit zu einer idiopathischen Krankheitsform mit charakteristischer Veränderung ihres Substrates (des nervus infraorbitalis) erwache, dagegen nur allein das Glüheisen in der von ihm angegebenen Art radicale Hilfe werde leisten können, wie dieses drei in der jüngsten Zeit von ihm geheilte Fälle satksam beweisen, weshalb er die Aerzte nur zum Troste der

leidenden Menschheit darauf aufmerksam mache, in allen Fällen, wo die Anwendung der übrigen bekannten Mittel nach ihren individuellen Indicationen erfolglos blieb, zum Glücke die Zuflucht zu nehmen, welches seiner Erfahrung zu Folge immerhin angezeigt, und somit nicht fruchtlos angewendet bleiben werde.

Herr Dr. Stofella verbreitete sich über einen Fall von Kleptomanie, welche in gerichtlich-medizinischer Beziehung interessant erschien, weil sie mit Störungen der somatischen Lebenssphäre zusammenhing. Einen ähnlichen Fall erwähnte aus seiner Praxis Herr Prof. Dr. Wagner.

Ueber einige Mißbräuche bei Bädekuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien.

(Von Dr. Franz Habel, Stadt- und Badearzt.)

(Fortsetzung.)

Von den Krankheiten, welche in Baden vorzugsweise Heilung finden, sind Gicht und Rheumatismus gerade diejenigen, die vor allen im Herbst und Winter entstehen und verschlimmert werden. Tritt nun der Moment ein, in welchem der Gebrauch des Bades angezeigt ist, so soll keine Rücksicht abhalten, den Kranken dieses Mittel gebrauchen zu lassen, das durch kein künstliches Surrogat ersetzt werden kann. Bei Skropheln tritt noch der Umstand ein, daß sie im Frühjahr sich verschlimmern. Wie wünschenswerth ist es daher, durch eine Winterkur dieser Verschlimmerung vorzubeugen, oder sie wenigstens minder gefährlich zu machen, jedenfalls gewinnt man dadurch einen bedeutenden Vorsprung für den Sommer, in welchem der Kranke sich leichter erholt, und neue Kräfte für den nächsten Winter sammelt.

Die gewöhnlichen Einwürfe, welche man gegen Winterkuren macht, sind durchaus von keinem Belange. Die Kräftigkeit derselben wird nicht bestritten, aber wohl die Möglichkeit ihrer Ausführung. Sie lassen sich alle auf folgende zurückführen: »Es sei nicht rathsam, den Kranken im Winter eine Bädekur machen zu lassen, weil es kaum möglich sei, Erkältungen abzuhalten, und der Kranke dadurch, statt in der Heilung vorwärts zu kommen, nur zurückzubreiten müsse.« Es läßt sich darauf ganz einfach erwidern, daß, wenn es möglich ist, zu Hause ohne Furcht vor Erkältung zu baden, dies in jedem wohl eingerichteten Badeorte ebenfalls geleistet werden könne. Wenn man durch vollkommen geschlossene, warme Gänge von seinem Zimmer in das Bad, und wieder zurück gelangen kann, wie es in Baden im Sauerhof der Fall ist*), und noch obendrein durch diese Gänge in einer geschlossenen Sänfte oder Tragbahre getragen werden kann, so fällt jede Möglichkeit einer Erkältung hinweg.

»Die ungünstige Witterung verhindert die Wirkung des Bades, und es läßt sich daher von einer Winterkur nicht viel erwarten.«

*) Das Johanneßbad bietet dieselben Vortheile dar, der Herzogshof und das Leopoldsbad können augenblicklich dazu eingerichtet werden, wenn das Bedürfnis es erheischt. D. Verf.

Ich kann mit gutem Gewissen die Versicherung geben, und meine Collegen werden mir beistimmen, daß die Wirkung der Badner Quellen im Winter ganz dieselbe ist, als im Sommer, und vorausgesetzt, daß die nöthigen Vorkehrungen gegen Erkältungen beobachtet werden, die kalte und stürmische Witterung ganz ohne Einfluß auf den Erfolg der Badekur bleibt. Ja es läßt sich nachweisen, daß das Baden im Sommer in der Hitze der Hundstage weit eher schädliche Wirkungen nach sich ziehe. Bei der durch die Hitze ohnehin schon gesteigerten Hautthätigkeit und erhöhtem Blutleben sind Ueberreizung des ganzen Gefäßsystems, Fieberbewegung, große Abspannung, Durchfälle, nicht kritische Hautauschläge sehr häufig, — Symptome, welche im Winter fast nie beobachtet werden. Man kann daher im Winter und Frühjahr mehr Bäder nach einander nehmen, als im Sommer, und daher die Wirkung des Bades mehr steigern. Unsere Vorfahren kannten dieses Factum und würdigten es, da sie ihre Badekur in zwei Abtheilungen brachten, und gewohnt waren, im April, Mai und Juni zu baden, im Juli und August auszusetzen, und im September und October die Badekur zu beschließen.

»Die kritischen Absonderungen, durch welche allein das Bad sich wirksam zeigt, treten im Winter schwerer ein, und verschwinden leicht zu großem Nachtheil des Kranken.«

Es ist überhaupt selten, daß solche kritische Ausleerungen auf den Gebrauch der Bäder zum Vorschein kommen, und sie kommen im Winter und Frühjahr eben so gut vor, als im Sommer, nur die Hautkrisen sind seltener, dafür aber jene auf anderen Wegen häufiger. Erscheinen sie aber, so sind sie in jedem gut eingerichteten Badeorte eben so leicht festzuhalten und zu pflegen, als zu Hause.

Die Schwierigkeit des Transportes ist bei der Entfernung von 3 Stunden und der Leichtigkeit, Transportmittel jeder Art zu bekommen, für nichts zu rechnen. Ist erst die Eisenbahn im Gange, so kann auch der schwerste Kranke ohne die mindeste Gefahr nach Baden gebracht werden.

Die klimatischen Verhältnisse Baden's sind von denen Wien's nicht verschieden; wenn die Nähe der hohen Berge die Temperatur beiläufig um $\frac{1}{2}$ Grad tiefer hält als in Wien, so ist dafür die Luft um so reiner und heilsamer. Alle wohlthätigen atmosphärischen Einflüsse kommen dem Kranken hier zu gut, während sie in Wien durch so viele andere Umstände vernichtet werden. Das Erwachen des Frühlings in Wien kann nur die Sehnsucht erregen nach einem Aufenthalt, wo man die volle Wirkung der sich neu regenden Natur genießen kann. Hier wird jede Kraft erhöht, jede Faser erkräftigt, die Brust wird weit, und jeder freie Pulschlag der Natur pflanzt sich fort auf den eigenen Körper.

Ein bedeutender Vortheil bei Winterkuren ist die Salubrität des Badeortes. Daß Baden diese in hohem Grade besitzt, unterliegt keinem Zweifel. Selbst die ungünstigen Witterungsverhältnisse des heurigen Winters, denen in Wien und dessen Umgebung so viele Opfer fielen, haben keinen vermehrten Krankheitsstand hier hervorgebracht, und die heuer so häufigen Nervenfieber erstreckten sich nicht bis hieher. Um aber dem Schwachen auch durch Autorität und Beispiel zu Hilfe zu kommen, soll nur noch erwähnt werden, daß schon Hufeland, S. B. Vogel und M. Thilenius, wahrlich keine kleinen Sterne am medizinischen Himmel, streng gegen den alleinigen Gebrauch der Sommerkuren eiferten,

daß Bath, Aachen, Wisbaden, Gräfenberg — alle nördlicher als Baden liegend — und Baden-Baden ihre Winter-Kurgäste haben, und daß selbst in Baden kein Winter vergeht, wo nicht Kranke trotz Vorurtheil, trotz Schnee, Regen und Wind die Bäder mit Vortheil gebrauchen; so hat ein Kurgast nach vierzig gebrauchten Bädern im Anfang Februar Baden geheilt verlassen, und ein Zweiter ist im Sauerhof und gibt der besten Hoffnung Raum.

(Der Beschluß folgt.)

Das Kinderspital in Pesth.

Unter den zahlreichen und in die Augen fallenden Schöpfungen, welche die jüngste Zeit unserer ungarischen Donaunachbarin in rascher Aufeinanderfolge gebracht hat, steht als eine der geräusch- und anspruchlosesten, aber dafür dem Familienwohl und der ärztlichen Kunst erspießlichsten, das neue Kinderspital da. Die schöne Idee, welche der würdige Vorsteher des bereits mit so viel Vertrauen genannten Kinderspitales in Wien, Herr Dr. L. W. Mauthner, bereits seit drei Jahren mit entschiedenem Glücke realisiert hatte, und welche in der Monarchie schon in mehreren Städten anerkennende Nachahmung findet, diente dem Pesther Kinderspital zur Grundlage und Leitung bei seiner Entstehung und inneren Einrichtung. Ein Actienverein steuerte vorläufig auf sechs Jahre das Kapital zusammen, von welchem gegenwärtig 21 Kinderbetten unterhalten, und woraus auch 8 Kinder sammt den Müttern versorgt werden können. Der Fond ist unter den mildthätigen Händen der bereitwillig und warm theilnehmenden Ungarn bereits über 10,000 fl. angewachsen, und erwartet von ferneren Beitritten edler Menschenfreunde wohl mit gerechter Zuversicht seine stätige Begründung. Seit dem 16. August v. J., an welchem das Kinderspital unter dem höchsten Schutze Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzogin Maria Dorothea eröffnet wurde, sind bis zum 16. Februar l. J. (also im ersten Halbjahre) schon 138 kranke Kinder in demselben und 202 außer demselben, also zusammen 340 ärztlich behandelt worden. Herr Prof. Dr. Schöpf leitet als erster Arzt die Anstalt, unter Mitwirkung zweier Med. Doctoren als Assistenten. Die erforderlichen pharmaceutischen und chirurgischen Behelfe sind entsprechend angeschafft und auch zugleich dafür gesorgt worden, daß die Wissenschaft aus der Anstalt Bereicherung gewinne. Die Führung genauer Protokolle, Aufzeichnung merkwürdiger Befunde, und endlich der Umstand, daß junge, angehende Aerzte hier, gleichwie in der oben erwähnten Wiener Anstalt des Hrn. Dr. Mauthner, praktisch die Kinderkrankheiten kennen und behandeln zu lernen, mannigfache Gelegenheit gewinnen, erhellt das Kinderspital zu einer doppelt wichtigen und gemeinnützigen, den humanen Sinn der Begründer besonders ehrenden Anstalt.

Dr. C.-b.

Miscellen.

— (Ein musikalisches Fieber.) Dr. Brofferio in Turin theilt folgenden, die außerordentliche Wirkung der Musik betreffenden Fall mit. Eine 28jährige Frau, geboren und erzogen in einem kleinen Dorfe Piemonts, war seit 7 Jahren verheirathet, ohne Kinder zu haben. Sie schien von starkem Körper,

bau und von blühender Gesundheit zu sein. Vergangenen Herbst befand sie sich auf der Kirchweife ihres Ortes. Die Musik war sehr lärmend, und das Fest dauerte drei Tage hinter einander. Die junge Frau tanzte mit einer an Wahnsinn gränzenden Lebhaftigkeit. Als sie nun mit ihrem Manne sich nach Hause begab, hörte sie immer das Krauschen, Schmettern und Toben der Musik. Sie hörte diese die ganze Nacht, den andern Tag und alle folgenden unablässig im wachen und schlafenden Zustande, bei Arbeit und bei Ruhe fort. Eine so ununterbrochen fortdauernde Sinnestäuschung machte die Frau endlich krank, ihre Verdauung wurde gestört, und sie verlor allen ruhigen Schlaf. Mehrere Aerzte wurden zu Rathe gezogen, aber keiner vermochte das räthselhafte Uebel zu heben. Nachdem Durchfall und Schweiß hinzutraten, vermehrte sich die Heftigkeit der musikalischen Töne im Kopfe der Kranken bis zur Betäubung. Ihr Puls war immer äußerst lebhaft, unregelmäßig, aber mit aussetzenden Schlägen, wie bei Jemand, der von plötzlichem Schrecken betroffen worden. Nach vollkommener Erschöpfung ihres Nervensystems starb sie gegen Ende des Jahres, und versicherte bis zum letzten Augenblicke, daß sie immer dieselbe Musik höre. Je mehr ihr Zustand sich verschlimmerte, um so stärker und schneidender wurden die Töne, die sie endlich so unausstehlich fand, daß sie sich den Kopf mit beiden Händen hielt, und dabei rief: „Hört auf! Hört auf!“

— Die Gesellschaft der Thierheilkunde in den Departementen Calvados und La Manche wird in einer zu Bayeux abzuhaltenden Generalversammlung eine Goldmedaille von 200 Fr. an Werth dem Verfasser des besten Aufsatzes über die Mittel zuerkennen, um den stets wachsenden Fortschritten des Charlatanismus Einhalt zu thun und zu verhindern, daß die Empiriker, Hexenmeister (*maiges*), Zauberer (*sorciers*) und die sogenannten Thierheiler (*guerisseurs d'animaux*), unter was immer für einem Namen es sei, die Veterinärpraxis ausüben. Der Aufsatz muß nicht nur genügende Nachweisungen enthalten, daß die Regierung nöthigenfalls die erforderlichen Materialien zu einem Gesetzesentwurf über den Gegenstand darin finde, sondern auch die Organisation der bürgerlichen Thierheilkunde muß darin entwickelt werden.

— Die St. Peterburger „akademische Zeitung“ meldet, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften kürzlich unter Anderem auch eine botanische Sammlung angekauft habe; die der deutsche Naturforscher Herr Schimper in Abyssinien veranstaltete. Auf den Vorschlag des Herrn Trinius hat die Akademie auch beschlossen, noch drei Actien zu erwerben, um an den Sammlungen Theil zu nehmen, welche die Reisenden Kotschi im Sennaar und in Nigritien, und Welwitsch auf den Inseln des grünen Vorgebirges und auf den Azoren veranstalten werden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeber k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 30.

Montag, den 13. April 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung. — Ueber einige Mißbräuche bei Bädekuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien. — Parallele zwischen dem Klima Englands und Amerika's. — Miscelle.

Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung.

I.

Aeger et infelicis Valetudinis est quem levis aura laedit.
(Seneca l. 2. de ira cap. 25.)

Von frühester Kindheit wird uns die Lehre eingeschärft, unsere Leidenschaften zu beherrschen. Eltern und Erzieher verabsäumen keine Gelegenheit, um diese Selbstbeherrschung durch Beispiele so tief als möglich dem Gemüthe ihrer Zöglinge einzuprägen, damit sie nicht einst zu dienstbaren Sklaven ihrer Neigungen und Leidenschaften werden. Aber indem man mit großem Kostenaufwand moralische Dämme aufführt, um den gewaltsamen Andrang der Meereswogen abzuwehren, vernachlässigt man nur zu oft, eine Schutzwehr gegen den Wassertropfen zu errichten, der um so geeigneter ist, unser Lebensglück zu untergraben, als wir gegen denselben gar selten auf unserer Huth sind. Mit dem Wassertropfen, von dem ich weit größere Gefahren, als von der Meereswoge fürchte, will ich die Laune bezeichnen, eine Art von Geistesklaverei, welche sich oft gerade die edelsten, trefflichstgesinnten Menschen zu ihren Opfern wählt. Wenn ich sage: „die edelsten Menschen,“ so berufe ich mich auf die zahlreiche Erfahrung meiner Leser. Jeder unter Ihnen hat es erfahren, daß oft Personen von dem besten Herzen, von dem ehrenhaftesten Charakter und von der großmüthigsten Gesinnung — eben deswegen, weil sie es redlich mit ihren Nebenmenschen meinen — sich in unbewachten Augenblicken zu den härtesten

Ausbrüchen gegen ihre theuerste und nächste Umgebung hinreißen, sie das ganze Gewicht ihrer Laune fühlen lassen, und dies Alles aus dem einfachen Grunde — weil es der Paroxismus der Laune so will. Der kalte Egoist, dem es darum zu thun ist, sein Inneres mit wohlberechneter Schlaueit zu verhüllen, ist im Durchschnitt bei Weitem mehr auf seiner Huth, als der mit seinem Nebenmenschen es wohlmeinende offene Charakter. Dieser spricht, wie man zu sagen pflegt, von der Leber weg; überschreitet aber, ohne daß er es gewahr wird, und weit eher, als er es vermuthet, die Grenzen der Aufrichtigkeit, Wahrheit und Offenheit — er wird bitter, hart, und endlich voll Eigensinn und Ungerechtigkeit.

Mit diesen guten, ehrlichen Menschen, denen ihre Laune solche unvermuthete Streiche spielt und manchen schönen Tag verbittert, — die sich und ihrer Umgebung durch den krankhaften Witterungswechsel ihrer Gemüthsstimmung zur Last fallen — mit diesen offenen, redlichen Freunden der Menschheit möchte ich ein Wörtchen im Vertrauen sprechen. Vielleicht gelingt es mir, sie auf die Quelle ihrer wandelbaren Stimmung ernstlich aufmerksam zu machen, und eben dadurch für deren Heilung einige Winke zu geben.

Wenn Menschen, die sonst gegen uns wohlwollend gesinnt, statt uns, wie gewöhnlich, mit Milde und Freundlichkeit zu behandeln, uns hart und derb anfahren, jede unserer Maßregeln tadeln, jedes unserer Worte mißdeuten oder uns gar im Uebermaße des Unmuthes dem Gelächter Anderer preisgeben, so werden wir, wenn wir anders die guten Gesinnungen solcher Launenhaften kennen, derlei momentane Ausbrüche wie vorübergehende Gewitterwolken betrachten, ruhig das Zurückkehren der Sonne abwarten, die uns zu Theil gewordene harte Behandlung mit Nachsicht und Liebe aufnehmen, die raschen Scheltworte in mildere und nicht so übel gemeinte stillschweigend übersetzen, und durch Ruhe und geduldiges Schweigen den Aufbrausenden zu Recht bringen. Auch werden solche Menschen durch Schweigen und ruhiges Anhören ihrer launenhaften Ausbrüche am besten entwaffnet und besänftigt. Ja, nicht selten folgt solchen Aufloдерungen eines reizbaren Gemüthes eine tiefe Reue, die den so eben schroffen F Adler in den sanftesten, gutmüthigsten Menschen verwandelt. Was vermag hier nicht oft eine stille Thräne, die große Beredsamkeit der Geduld, deren Zauberkraft Zornige entwaffnet, um so mehr die Laune unschädlich machen kann. Allein vom diätetischen Gesichtspunkte aufgefaßt, darf es uns nicht genügen, daß derlei Aufwallungen keine Folgen für die Umgebung haben; wir verlangen auch zu wissen, welches die Quelle dieses launenhaften Wesens ist, und welche Nachtheile dasselbe auf Gesundheit und Glück derjenigen ausübt, die daran leiden.

Was die Quellen der üblen Laune betrifft, so gibt es eine derselben, die von Seite der Umgebung die größte Schonung bedarf, nämlich eine zerrüttete Gesundheit. Viele Menschen, deren Nervensystem durch vorausgegangene Krankheiten erschöpft ist, — Personen, die einen großen Verlust an Säften erlitten, Reconvallescenten, Wöchnerinnen u. dgl., an langwierigen, unheilbaren Uebeln darniederliegende Kranke haben oft die heftigsten Anfälle von Laune, die aber mit aller Schonung und Rücksicht behandelt werden muß. Diese Launen mit Geduld und Nachsicht zu ertragen — ist oft Pflicht, und Niemand hat mehr Gelegenheit, als der Arzt, diese schöne Pflicht der Menschenliebe auszuüben. Solche Kranke oder Reconvallescenten sind wie Kinder zu behandeln, deren Geist noch unmündig ist, und die nur durch Liebe, Sanftmuth und ernstliches Ueberwachen zu Recht gebracht werden können. Die launigen Ausbrüche solcher wirklich schweren Kranken mit Zanken, Schreien, ewiges Zurechtweisen und hartes, launiges Anfahren behandeln wollen, hieße von Seite des Arztes seinen Beruf gänzlich verkennen, und von Seite der den Kranken pflegenden Anverwandten die heiligste Pflicht verletzen. Jeder Arzt, der die Kunst, Herzen zu gewinnen, nur ein wenig versteht, wird es tausendfach in seiner Laufbahn erfahren, daß solche mit einem Körperleiden im ursächlichen Zusammenhange stehende Anfälle von übler Laune mit dem Heilungsprozesse im umgekehrten Verhältnisse steht, und daher je besser der Kranke wird, auch sein mürrisches Wesen nach und nach schwindet. Ja solche Kranke, die während der Periode ihres tiefen Leidens die unerträglichsten Patienten waren, sind mit dem Eintritt ihrer Reconvallescenz die liebenswürdigsten. Hier ist also das beste Mittel gegen die Laune: Geduld mit dem Kranken und die genaueste Sorgfalt, seine Krankheit zu heben. Geschieht dies, so hört die Laune von selbst auf. Allein zuweilen geschieht es, daß der Kranke während der schwersten Epoche seiner Leiden die größte Energie und Geduld entwickelt, sich mit der, jeden besseren Menschen zierenden Sanftmuth und Geistesruhe gegen Arzt und Umgebung benimmt, und mit aller Milde um deren Nachsicht und Hilfe bittet — allein mit dem Eintritte eines besseren Zustandes entwickelt sich die reizbarste, ungeduldigste und launenvollste Gemüthsstimmung bei ihm, er zählt jeden Tag der Wiedergenesung mit mürrischer Undankbarkeit, und vergißt an die früheren schweren Tage durchaus. Dieser Zustand gehöret keinesfalls zu den seltenen Fällen, und ist ein neuer Beweis für die Wahrheit, daß die physische und geistige Kraft des einzelnen Menschen, so wie ganzer Völker, oft mit der Größe der Gefahr und der Kämpfe, die sie zu überstehen haben, in wachsendem Verhältnisse zunimmt, daß aber diese Geistesenergie, nachdem sie die Gefahr überwunden zu haben glaubt, in Apathie, Abspannung und Lähmung übergehen kann.

Bei solchen reizbaren Reconvalescenten darf man wohl auf jene Zeit mit Ernst und Nachdruck hindeuten, wo sie, in höchster Gefahr schwebend, einen bei weitem kräftigeren Widerstand zeigten, als es jetzt bei ihnen der Fall ist; die Furcht, durch solch' ernstliches Mahnen eine Recidive herbeizuführen, darf uns nicht abschrecken, der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit solcher Launenhaften durch Festigkeit und beharrlichen Widerstand ein kluges Gleichgewicht zu halten. Am meisten wird hier auf die Natur der eben überstandenen Krankheit ankommen, und der vernünftige Arzt wird es am besten beurtheilen, wie weit er selbst und die Umgebung in diesem Widerstand gegen launige Ausbrüche gehen können. Allein nicht immer ist es offenbare, noch vorhandene oder erst überstandene Krankheit, sondern ein verborgener, kränklicher Zustand des Körpers oder des Geistes, der zur Laune hinreißt, und von diesem wollen wir in der Folge sprechen.

Ueber einige Mißbräuche bei Bädekuren, mit besonderer Berücksichtigung der Heilquellen von Baden bei Wien.

(Von Dr. Franz Habel, Stadt- und Badearzt.)

(Schluß.)

Was bis jetzt gesagt worden, kann von allen, durch günstige klimatische Verhältnisse ausgezeichneten Badeorten gelten; die Mißbräuche, welche ich jetzt noch kurz berühren werde, herrschen aber vorzugeweise in Baden. Einer der am meisten unheilbringenden liegt in der Wahl des Bades.

Baden hat Bäder von 22–30° R., d. i. laue Bäder, welche fast der Blutwärme an Temperatur gleichkommen. Ihr erregender Einfluß auf den Organismus ist daher auch sehr verschieden, und steigt verhältnißmäßig weit mehr, als die Zunahme an Wärme beträgt. So ist z. B. der Unterschied eines Bades von 28–29° R. für den Körper nicht sehr fühlbar, während die Differenz der Wirkung bedeutend verschieden ist. Es trifft sich sehr häufig, daß z. B. das Frauenbad Kopfweh, Schwindel, Congestion zum Gehirn und erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems hervorbringt, während das Carolinenbad, welches nur um einen Grad differirt, vortrefflich vertragen wird.

Die feinen Nuancen, welche nun zur Wahl dieses oder jenen Bades bestimmen müssen, kann nicht leicht ein Anderer, als der Arzt, mit richtigem Blicke herausfinden, und demgemäß die rechte Wahl des Bades treffen. In diesem Punkte wird nun von den Kurgästen Baden's sehr häufig gesündigt; der Badegast kommt, sieht sich die Bäder an, liest ein oder das andere Werkchen, und glaubt nun competent in seinem Urtheil zu sein. Traut er sich nicht selbst genug Urtheilungskraft zu, so fragt er einen anderen Badegast, oder, was noch schlimmer ist, einen Bedienten, der ihm sein Bad anpreiset und die anderen herabsetzt, um das gewöhnliche Trinkgeld nach geendeter Kur für sich zu erfassen. So entstehen dann die häufigen Mißgriffe in der Wahl des Bades, die, nebst der Gefahr für den Kranken, auch noch ein wochenlanges Aussetzen der Bädekur, und daher

verlängerten Aufenthalt nothwendig machen. Daraus entstehen neue Klagen über die Wirkungslosigkeit oder Schädlichkeit des Bades, während doch nur der Badegast allein die Schuld trägt. Wenn eine falsche Saite berührt wird, und ein Miston die Ohren zerreißt, wer wird deshalb das Instrument anklagen?

Ein zweiter, seit Menschengedenken herrschender Mißbrauch liegt in der Stunde des Bades.

Die meisten Badegäste wünschen das Bad, welches mit Aus- und Ankleiden und der gewöhnlichen Nachruhe immer einige Stunden in Anspruch nimmt, sobald als möglich hinter sich zu haben, um dann den Tag ungestört dem Vergnügen widmen zu können. Sie gehen daher so früh in's Bad, als es nur möglich ist. Andere bestimmen wieder der Wunsch, das Badewasser so rein als möglich zu haben. Sie wollen nicht, daß vor ihnen schon mehrere dasselbe Bad benützt haben, und scheuen vielleicht auch die Gesellschaft. Daher sind oft schon vor 4 Uhr Morgens Badende in den Bädern anzutreffen; dem, der gewohnt ist, immer sein Bett vor Sonnenaufgang zu verlassen, wird dies nun freilich nicht schaden; aber die Mehrzahl der Badegäste ist nicht gewohnt, so früh aufzustehen, und sie müssen sich Gewalt anthun, ihren Vorsatz in's Werk zu setzen. Eine Badekur soll aber auch durchaus keine Plage sein. Der Körper, der im Bade ein Heilmittel aufnehmen soll, muß sich in einem so viel möglich ruhigen und behaglichen Zustand befinden, um den neuen Eindruck gehörig verarbeiten zu können. Das ist nun gewiß bei Jenen nicht der Fall, die, nachdem sie am Tage zuvor sich vielleicht recht müde gegangen haben und spät zur Ruhe kamen, nach wenigen Stunden Schlafes, kaum halb ausgeruht, sich mit Gewalt dem Arme des Schlummers entreißen, und gähnend und mit noch halb zugeschlossenen Augen in das Bad eilen. Jede Kraftäufserung macht müde und bedingt dann Ruhe, während welcher das verloren gegangene Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt wird. Wenn nun, bevor diese Ausgleichung vollständig Statt gefunden hat, wieder ein neuer Reiz einwirkt, so entsteht eine neue Anstrengung der Kräfte, welcher aber eine stärkere Abspannung folgt. Wiederholt sich das öfters, so entsteht Schwäche und Ueberreizung; das ist nun auch die gewöhnliche Folge des zu frühen, man könnte fast sagen nächtlichen Badens. Denen, die aus Verlangen nach einem ganz klaren, durchsichtigen Badewasser eine so frühe Morgenstunde zum Baden wählen, und das Bad unmittelbar nach dem Anlassen für kräftiger halten, mag zur Belehrung dienen, daß das Trübe des Wassers nicht von Schmutz herrührt, sondern daß jedes stärkere Schwefelbad, wenn es länger der Luft ausgesetzt war, sich milchweiß trübt, was von den dann mehr mechanisch beigemengten Schwefeltheilchen herrührt; da unsere Bäder fast sämmtlich unmittelbar auf den Quellen stehen, so ist auch bei längerem Stehen keine Abnahme der Kraft des Wassers zu fürchten, indem es in jedem Augenblicke erneuert wird. Es ist daher dieses frühe Baden einestheils auf keinen haltbaren Grund gestützt, anderentheils positiv schädlich.

Ein dritter Punkt betrifft die Dauer des einzelnen Bades. Sie muß wie die einzelne Dosis eines jeden Arzneimittels durch die Beschaffenheit der Krankheit und die Constitution des Kranken bestimmt werden. Fordert die Krankheit ein kräftigeres Einwirken des Bades, d. i. eine stärkere Gabe des Arzneimittels, so ist auch eine längere Dauer des einzelnen Bades nothwendig. Ist die Constitution des Kranken eine träge, torpide, welche stärkere Reizmittel fordert und erträgt,

bis sie zur Reaction aufgestachelt wird, so ist auch eine längere Dauer des Bades erforderlich. Bei einer entgegengesetzten Beschaffenheit der Krankheit und des Kranken muß hingegen die Badezeit abgekürzt und in ihrer Dauer beide Bedingungen angemessen bestimmt werden. Es ist daraus ersichtlich, daß sich eine allgemein gültige Norm nicht bestimmen läßt, sondern Alles von der Prüfung obiger Momente abhängt.

Man nimmt in der Regel eine mittlere Dauer von einer Stunde an, geht aber nur allmählig zu dieser über, und wird auf diese Art keinen großen Fehler begehen. Die genaue Bestimmung aber muß immer dem Arzte überlassen bleiben. Die Fälle, daß ein zu langes Verbleiben im Bade Nachtheile hervorbrachte, sind häufig genug. Gemeinlich verlassen sich die Badenden darauf, daß ihr eigenes Gefühl ihnen anzeigt, wenn es Zeit ist, das Bad zu verlassen. Das Zeichen dieser Sättigung des Körpers mit dem Bade sei nämlich ein Frost, der den Körper überläuft. Man soll es aber nie bis zu diesem Froste kommen lassen, weil er das Zeichen nicht von Sättigung, sondern von Uebersättigung ist.

Man hat es zu einer Gesundheitsregel gemacht, sich nie ganz satt zu essen, und findet es ganz einleuchtend, daß es der Gesundheit schadet, wenn man Speisen so lange zu sich nimmt, bis der Körper sich weigert, noch mehr aufzunehmen und die genossenen wieder auf dem kürzesten Wege aus dem Organismus entfernt. Bei dem zu lange fortgesetzten Baden tritt ganz dasselbe Verhältnis ein, und doch wollte man diese Art des Badens als die allein heilbringende aufstellen!

Ein vierter Punkt, welcher Beachtung verdient, ist das Verhalten nach dem Bade. Fast alle Badegäste legen sich nach genommenem Bade in das Bett, und bringen eine bis zwei Stunden in demselben zu, vermeiden aber ängstlich dabei einzuschlafen, indem sie den Schlaf für höchst schädlich halten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß einiges Wahre diesem Gebrauche zu Grunde liege, obwohl man Unrecht hätte, ihn als allgemein geltende Regel aufzustellen. Alle jene Kranken, bei welchen das Bad durch erhöhte Hautthätigkeit sich heilsam erzeigen soll, haben vollkommen Recht, wenn sie sich nach dem Bade auf ein Stündchen zu Bette begeben, da sie dadurch am leichtesten eine vermehrte Transpiration hervorbringen. Die kühlere Temperatur der frühen Morgenstunden, in denen gewöhnlich gebadet wird, ladet noch mehr dazu ein. Bei an Hautkrankheiten und an Rheumatismus Leidenden und bei manchen Sichtkranken ist daher diese Sitte vollkommen zu billigen. Bezweckt man aber durch die Badekur eine verstärkte Thätigkeit der Unterleiborgane und eine kräftigere Circulation durch die Venen derselben, eine Auflösung von Stockungen, ein erhöhtes Leben des lymphatischen Systems, so ist eine mäßige Muskelthätigkeit weit vorzuziehen, wie sie durch leichte Spaziergänge im Freien, wenn die Witterung günstig ist, und in geschlossenen Räumen bei ungünstiger Witterung am besten erzielt wird. Es ist also in Unterleibskrankheiten, in den meisten Fällen von Sicht, bei Skropheln eine solche Körperbewegung dem Aufenthalt im Bette vorzuziehen, ja es muß sogar der Letztere in den genannten Fällen in der Regel widerrathen werden; daß man bei einem Spaziergange im Freien nach dem Bade, wo alle Poren geöffnet sind, etwas wärmer als gewöhnlich gekleidet sein muß, versteht sich von selbst.

Warum bei Jenen, welchen das Bett nach dem Bade anzurathen ist, jeder Schlaf durchaus schädlich sein soll, ist noch nicht erwiesen. Der Stimme der Natur nachzugeben, ist fast immer rathsam, und wenn der Schlaf nicht erzwungen wird, kann er auch nicht schaden. Im Gegentheil, da die Hautthätigkeit während eines Schlafes meistens erhöht ist, und man leichter schlafend transpirirt, als wachend, so kann auch der Schlaf nach dem Bade nicht schädlich sein. Jene Fälle müssen aber ausgenommen werden, bei welchen man von Congestionen zum Kopfe sich vorzugewisse in Acht zu nehmen hat, wie z. B. bei Lähmung nach Schlagflüssen. Bei solchen Kranken ist der Schlaf nach dem Bade, besonders wenn das Frühstück gleich nach der Zurückkunft aus dem Bade eingenommen wurde, zu verbieten.

Möchten diese wenigen Zeilen Beherzigung finden, und so etwas zum zweckmäßigeren Gebrauche und größeren Wirksamkeit unserer Heilquellen beitragen.

Parallele zwischen dem Klima Englands und Amerika's.

(Von N. Willis.)

Es ist fast Mode geworden, das Klima von England zu verschreien, und die englischen Schriftsteller selbst sprechen von den Selbstmord-Monaten ihres Vaterlandes. Es ist gewiß, daß das dortige Klima sehr feucht ist, und daß die Sonne in England weniger scheine, als in anderen Ländern; allein Personen von guter Körperbeschaffenheit ist diese Feuchtigkeit der Luft sehr zuträglich, wofür auch die vortreffliche Race der englischen Haushiere und der kräftige Körperbau der meisten Engländer sprechen. Den Fremden, dessen Auge an den Anblick eines heiteren Himmels gewohnt ist, spricht allerdings das düstere der englischen Atmosphäre im Anfange übel an, allein er findet, was das Auge betrifft, dafür bald einen Ersatz in dem ganz unvergleichlichen Grün der saftigen Triften und in den frischen Farbennuancen des Laubes der englischen Wälder. Besonders ausgezeichnet ist der Einfluß dieser feuchten Luft auf den Teint. Die Poren der Haut gewöhnen sich unter der Einwirkung derselben an eine Thätigkeit, welche in anderen Ländern etwas Unbekanntes ist, und das Blühende, das, wie bekannt, dem englischen Teint so eigenthümlich, ist ein Beweis dieser gesteigerten Thätigkeit der Hautfunction, welche für den Fremdling bei seinem ersten Aufenthalte in England eine ganz neue Sensation erregt. Der Uebergang in ein trockenes Klima, wie das amerikanische, setzt das Hautleben bedeutend herunter, und erregt das Gefühl, als ob die Haut mit Firnis überzogen wäre. Es ist in England keine seltene Bemerkung, daß die Frau und die Töchter eines Offiziers, wenn sie demselben nach Canada folgen, diese Reise auf Kosten ihres bezaubernden Teints unternehmen, und Amerika steht in dieser Beziehung besonders bei den englischen Damen in Ungnade. Das Klima von Amerika unterscheidet sich in vielen Punkten sehr von dem Englands und Frankreichs. In den mittleren und nördlichen Staaten der Union ist dasselbe trocken, stärkend und zur Arbeit aufmunternd, daher dort auch beständige Körperbewegung und Beschäftigung einigermaßen ein fühlbares Lebensbedürfnis sind. Mit Ausnahme des „indianischen Sommers“ und einzelner, seltener schöner Tage des Frühlings und Hochsommers, ist unsere Witterung selten so gleichmäßig, daß man einen ganzen Tag für eine Parthie im Freien benützen könnte, und so bringen Jene, welche das Unglück haben, müßig zu sein, ihr Leben

in einer beständigen Furcht vor den Elementen zu. Die Kälte ist so scharf und die Hitze so schwül, und die Wechsel zwischen beiden so plötzlich und so empfindlich, daß man sich auf kein Vergnügen im Grünen verlassen kann, und kein Bekleidungs-system für einen ganzen Tag passend ist. Der, dessen Kopf und Hände hinlänglich beschäftigt sind (wie dies bei den meisten Bewohnern Nord-Amerika's der Fall ist), kann in Amerika so alt werden, wie in irgend einem Theile der Welt, wofür die Sterbelisten hinlängliche Beweise liefern. Derjenige, welcher gegen die Temperatur der Winde empfindlich ist, oder dessen Nerven eine beständigere Atmosphäre verlangen, wird wohl anderswo einen günstigeren Himmel suchen müssen; den Beweis für diese Wahrheit liefern die schwächlichen, empfindlichen Körperconstitutionen unserer Gelehrten. Die Gewohnheit einer geregelten Bewegung im Freien, welche sich in England als so wohlthätig beweiset, ist in Amerika kaum möglich. In England ist es ein Sprichwort, daß es keinen Tag im ganzen Jahr gebe, an welchem eine Dame „comfortable“ einen Spazierritt wagen könnte; bei uns hingegen verbieten die Extreme zwischen Hitze und Kälte einer nur etwas delicates Person gänzlich dieses regelmäßige Weilen in der freien Luft. Die Folge davon ist, daß diese Gewohnheit bei uns nicht existirt, und auch die frische Lebensvölle, welche das gleichmäßige Klima Englands hervorbringt, bei uns nur ein seltener Gast ist. „Sehr englisch aussehend“ ist eine häufige Redensart, und bedeutet eben so viel, als sehr gesund aussehend. Dennoch bestehen bei uns die Menschen auch, und freie Luft ist bei uns unter den nöthigen Beschränkungen eben so gut ein Bedürfnis, als in England, während sie in Italien eher ein Luxusartikel ist.

W—.

Miscelle.

— Auch im vergangenen Jahre hat die seit 20 Jahren in Leipzig bestehende Heilanstalt für arme Augenranke segensreich gewirkt, indem im Jahre 1839 darin 862 Leidende behandelt worden sind, wovon 322 aus Leipzig, 352 aus anderen Orten Sachsens und 145 aus fremden Staaten waren. Es haben 14 Augenranke in der Anstalt selbst Aufnahme und Heilung erhalten, 17 Studierende bei den klinischen Behandlungen Belehrung gefunden, und im Ganzen 37 bedeutende Operationen (darunter 14 Operationen des grauen Staars) Statt gehabt. Auch im vorigen Jahre ist die Einnahme, mit Hinzurechnung von 500 Rthlrn. aus Staats-Kassen, bedeutend gewesen und auf 7490 Rthlr. gestiegen, indem durch letztwillige Bestimmungen 1500 Rthlr. und durch freiwillige Beiträge Lebens der 2670 Rthlr. der Anstalt zugewiesen worden sind.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Nigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 31. Donnerstag, den 16. April 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung. — Ueber einige von Thieren auf den Menschen übertragbare Krankheiten. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscelle. — Beilage: Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscellen.

Fragmentarische Betrachtungen über Laune, ihre Quelle, Verhütung und Heilung.

II. *)

Zu den krankhaften Auswüchsen der üblen Laune gehört der Aufschub. Dieser ist eines der bleiernen Gewichte, die sich so gern bei jedem Schritte, den wir vorwärts versuchen, an unseren Geist hängen, und denselben mit fast unwiderstehlicher Gewalt in das Reich der Finsterniß ziehen. Wenn — wie das bedeutungsvolle Sprichwort sagt — Ordnung das halbe Leben ist, so ist nicht minder wahr, daß Aufschub — diese feige Flucht vor jeder energischen Thätigkeit — einen zwar langsamen, aber um so sichereren geistigen und zulezt auch physischen Tod herbeiführt.

Dieses wäre freilich die Schattenseite des Aufschubes. Hat er aber nicht auch seine Lichtseite? Ist ein Hinausschieben unserer Lust „bis Morgen“ nicht auch im Stande, unser Lebensglück von seinem gänzlichen Untergange zu retten? — Diese Doppelseite des Aufschubes, seine Vor- und Nachteile zu zeigen, ist nicht der Zweck dieses diätetischen Versuches. Wir wollen hier nur das Verhältniß der Laune zu dem Aufschube in allgemeinen Umrissen beleuchten.

Es treten bei jedem Menschen Seelenstimmungen ein, in denen sein Geist, gedrückt von einer ihm unbekanntten Macht, sich nur gewaltsam zur

*) S. Nr. 30 dieser Zeitung.

Thätigkeit entschließt, während wieder eine Epoche eintritt, wo Thätigkeit sein Lebenselement wird, und er, mit dem peinlichen Gefühle eines Geizigen, die Augenblicke zählt, welche müßiggehende Besucher seinem heißen Verlangen nach Arbeit abstoßen. Diese Ebbe und Flut unserer Lust und Liebe zur Arbeit, wie sie bei jedem Menschen mehr oder weniger vorkommt, ist oft nichts Anderes, als die Anwendung eines Gesetzes, das allen Naturerscheinungen und Kräften zu Grunde liegt, auf unseren Geist. Auch dieser hat in Bezug auf Energie, trotz unseres besten Willens, seine periodische Zu- und Abnahme, und die größten Geister können sich diesem Gesetze nicht nur nicht entziehen, sondern sie sind demselben oft am meisten unterworfen. Allein dieses Sehnen des Geistes nach Ruhe ist kein krankhafter Zustand, und kein Kind der Laune; vielmehr liegt ihm theils eine vorausgegangene energische Thätigkeit, theils die innere Ueberzeugung zu Grunde, durch Ruhe die zu erlöschenden Flamme nur neuerdings anzufachen und mit neuem Brennstoff zu versehen. Wo ein solches inneres Bedürfnis nach Ruhe laut zu uns spricht, da wäre dessen Nichtachtung nur Leichtsin, Bervogelheit und Ueberschätzung eigener Kraft. Diese unterliegt früher oder später, und die zu straff gespannte Saite springt. Wer wird uns verdammen und launenhaft nennen, wenn wir gewisse Arbeiten, zu denen ein höherer Grad geistiger Energie erfordert wird, uns für jene glückliche Zeit aufschieben, wo unsere Lust zur Thätigkeit wieder neu und lebendiger erwacht, und wir gleichsam neugeboren und mit froher Stimmung in einer Stunde mehr verrichten, als sonst in ganzen Tagen? Allein wie wenige Menschen halten sich in diesen Grenzen des Naturgesetzes. Anstatt daß die Ruhe die Ausnahme, und die Arbeit die Regel sein soll, wird bei dem Launigen die unbehagliche Stimmung des heutigen Tages — die Unlust zu jeder durchgreifenden Aeußerung der Kräfte zur zweiten Natur; „bis Morgen,“ wähnt er, „bis Morgen werde sich schon die Stimmung und die Freude für die Arbeit einstellen.“ Der Morgen kommt, aber der Sonnenaufgang macht den Morgen — diese hoffnungsvolle Zukunft — zum leeren, trägen Heute, und verschwunden ist jeder Vorsatz, jeder Gedanke an Selbstbeherrschung. Dieser Aufschub wiederholt sich bis zur völligen Lähmung aller Willenskraft, und tödtet in demjenigen, der sich ihm so hingibt, alles Vertrauen zu sich selbst. Gibt schon dieses aufschiebende Wonsichweisen aller Selbstthätigkeit jedem besseren Streben den sicheren Todesstoß, so wäre dies noch immer nicht die traurigste Folge, die hier zu berücksichtigen ist. Wem süßer Müßiggang zum Lebenszweck geworden, der mag wohl zu den Todten zu rechnen sein; er gehört aber noch nicht zu den Unglücklichen. Wer Freude an dem Müßiggange als solchem findet, der lebt im süßen Wahne fort, der schiebt nicht bis morgen auf, sondern denkt schon heute darüber nach, wie er auch morgen

auf die angenehmste Weise müßig werde sein können. Von diesen Lebendigbegrabenen ist hier nicht die Rede. Vielmehr betrachten wir hier den Seekampff jener Menschen, die noch nicht alles Streben nach Thätigkeit aufgegeben haben, die sich aber so leicht von ihrer momentanen Unlust zur Arbeit überwältigen lassen, daß sie wohl täglich sich dazu entschließen, aber niemals die eigentliche Kraft haben, ihren Entschluß auszuführen. Diese Gattung Menschen schweben zwischen steter Lust und Unbehaglichkeit; ihr Gewissen ist nicht frei von Vorwürfen, wenn sie am Abende des nichtig zugebrachten Tages sagen müssen: „Wir haben den Tag verloren!“ die einzige tröstliche Beschwichtigung ihres beunruhigten Gewissens ist ein besserer Vorsatz für »morgen,“ und doch, geht die Sonne über diesen glücklichen Tag auf — so sind sie die alten, kraftlosen, verlorenen Geister. Ein solcher steter Kampf zwischen geistigem Sein und Nichtsein kann auch nicht ohne Nachtheil auf die physische Gesundheit des Menschen bleiben. Zuerst entsteht überhaupt eine allgemeine Verstimmung des Nervensystems; diese steigert sich zur Unzufriedenheit mit sich selbst, zur Unlust an den Freuden, die das Leben in den heiteren Sphären des Geistes gewährt; — endlich Flucht vor sich selbst, ein Hinwelken aller selbstständigen Kraft, ein passiver Zustand, der, so lange wir uns dessen bewußt sind, zu den martervollsten gehört, sobald er aber unser Bewußtsein nicht mehr berührt, uns zum thierischen Sein erniedrigt. Die nächste Quelle dieses Aufschubes ist nach unserer innigsten Ueberzeugung die Laune. Sobald der Mensch zu dem, was ihm seine Pflicht vorschreibt, erst dann sich entschließt, wenn er gut gelaunt ist, so ist er in Gefahr, sehr oft sich zum Sklaven des Augenblickes zu machen. Er hört auf, sein eigener Herr zu sein — er ist vielmehr ein Opfer seiner Laune, ein Spielball jeder reizbaren Nervenfaser. Heute verstimmt ihn dies, morgen jenes. Zuletzt wird er über sich selbst so ärgerlich, daß er in Ermangelung eines Gegenstandes gegen sich selbst wüthet.

Ueber einige von Thieren auf den Menschen übertragbare Krankheiten.

(Von Breschet und Mayer. *)

Wenn es sich um das Wohl der menschlichen Gesellschaft, in so fern es von ansteckenden Krankheiten gefährdet wird, handelt, so ist es auch erlaubt, ja sogar Pflicht, alle Quellen, die auf dasselbe Einfluß haben,

*) Aus einem in der Akademie der Wissenschaften am 10. Februar 1840 gelesenen Memoire. — Siehe den in Nr. 26 der »Gesundheits-Zeitung« mitgetheilten Brief aus Paris.

zu erforschen, und es ist für den Arzt nicht entehrend, in dem Gebiete der Thierheilkunde Aufschlüsse zu suchen, welche für das Wohl der Gesellschaft von erfreulichem Einflusse sein dürften. Wir erinnern in dieser Beziehung nur auf zwei vorzügliche Krankheiten der Hausthiere, nämlich die Morve (Rogkrankheit der Pferde) und die Hundswuth.

Eine von dem Kriegsminister an die Akademie gerichtete Frage über die Ursachen der großen Häufigkeit der Morve unter den Pferden der französischen Armee, bewog uns zu Nachforschungen über das Contagium dieser Krankheit und die Art, wie dieselbe auf Menschen übertragen wird. Obwohl unsere Forschungen noch nicht sehr weit gediehen sind, so dürften sie vielleicht doch im Stande sein, einiges Licht über einen wichtigen Punkt der öffentlichen Gesundheitspflege und der vergleichenden Pathologie zu verbreiten.

Die Morve, eine der verheerendsten Krankheiten des Pferdegeschlechtes, hat die böse Eigenschaft, sich entweder durch Einimpfung oder durch Ansteckung auf andere Thiere, und besonders auf den Menschen zu übertragen. Man hielt sie lange Zeit für eine, den einhufigen Thieren ausschließlich zukommende Krankheit; allein die Beobachtungen und Forschungen der neueren Zeit thaten unwiderleglich dar, daß vor ihr weder andere Thiere (wie der Hund, das Schaf, der Bock), noch der Mensch selbst sicher seien, daß sie zwar nur bei den Einhufern primär entstehe, während die oben benannten Thiere und der Mensch von ihr secundär, und zwar am Wege der Ansteckung, ergriffen werden. Die wiedererkäuenden Thiere blieben bis jetzt gänzlich von dieser Krankheit frei. Obwohl sie beim Menschen nie primär beobachtet wurde, so fehlt es doch nicht an Gründen, welche dafür sprechen, daß sich der Mensch dieselbe entweder durch Uebertragung des Ansteckungstoffes auf eine seiner Schleimhäute, oder durch längeren Aufenthalt in mit derartig kranken Pferden überfüllten Ställen zuziehen könne. Dafür spricht besonders die Thatsache, daß sich die Morve bisher nur an Menschen zeigte, welche oft und viel mit Pferden zu thun haben, wie z. B. Stallknechte und Thierärzte. Einen traurigen Beleg zu der eben erwähnten Wahrheit lieferte die Schule von Alfort, in welcher vor noch nicht einem Jahre zwei Veterinär-Böglinge an jener fürchterlichen Krankheit starben, nachdem sie früher mit Pferden, die an dieser Krankheit litten, zu thun gehabt hatten.

Der Ansteckungstoff der Morve liegt vorzüglich in dem Nasenschleime der kranken Pferde. Die Krankheit selbst hat entweder einen schnellen, oder einen chronischen, zuweilen Monate und Jahre langen Verlauf. Dieser Unterschied ist in so fern sehr wichtig, als die schnell

verlaufende Morve viel ansteckender ist, als die chronische, welche dies nur unter gewissen Umständen, wie z. B. Verschlimmerungen derselben, großen Anstrengungen der damit behafteten Thiere u. dgl., wird. Etwas Analoges zeigt sich im Menschen bei anderen ansteckenden Krankheiten. Uebrigens gibt es unter den verschiedenen Thieren verschiedene Grade der Geneigtheit, von der Morve angesteckt zu werden; so ergreift sie z. B. den Esel viel leichter als das Pferd selbst, und sie entwickelt sich in dem ersteren mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Festigkeit, daher sich auch die Experimentatoren vorzüglich dieses Thieres bedienen, wenn sie eine schnell verlaufende Morve künstlich erzeugen wollen.

Das vergleichende Studium der Morve in den verschiedenen Thiergattungen, besonders zwischen jener der Einhufer und jener der Menschen, führt uns auf die Thatsache, daß der symptomatische Ausdruck dieser Krankheit je nach den verschiedenen Thiergattungen ein anderer sei, während dem die Identität derselben unbestreitbar dieselbe bleibt.

Bei dem Pferde schließen wir auf das Dasein der Morve besonders aus drei Symptomen, nämlich aus mehr oder weniger vermehrter Aussonderung des Nasenschleimes, aus der Anschwellung der Unterkieferdrüsen, und aus der Verschwärung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Bei dem Menschen treten in der Mehrzahl der Fälle diese Symptome nur dunkel hervor, ja es fehlt wohl zuweilen das eine oder das andere gänzlich. So fehlt z. B. beim Menschen nicht selten der Ausfluß aus der Nase, welcher Mangel sich jedoch nicht schwer erklären läßt. Bei dem Pferde nämlich begibt sich das krankhafte Sekret nach der abhängigsten Stelle der Nasenhöhle, nämlich nach den äußeren Nasenlöchern, und kann aus denselben ungehindert herausfließen, während dem bei dem Menschen, welcher in einer horizontalen Rückenlage liegt, die krankhaft ergossene Flüssigkeit durch die hinteren Nasenlöcher in den Schlund fließt, und so bei demselben einen blutigen Schleimauswurf erzeugt, welcher bei dem Pferde nie beobachtet wird. Ferner liegt es in der Verschiedenheit der Ausdehnung der Geruchsorgane und deren Verbindung mit der Mundhöhle, daß im Menschen auch oft die ganze Mundhöhle ergriffen erscheint, was beim Pferde seltener der Fall ist.

Was die Anschwellung der Unterkieferdrüsen betrifft, so wird diese beim Menschen seltener als beim Pferde wahrgenommen, weil bei dem Pferde diese Drüsen in näherer Beziehung zu dem Geruchsorgane stehen, als bei dem Menschen. Was endlich die Verschwärung der Nasenschleimhaut betrifft, so verhält es sich mit dieser bei dem Menschen eben so, wie bei dem Pferde, nur mit dem Unterschiede, daß man sie bei dem ersteren nur nach dem Tode entdeckt, während bei dem letzteren die großen

Nasenlöcher schon bei Zeiten durch Gestattung einer genaueren Untersuchung der Nase genügenden Aufschluß gewähren.

Noch mehr Schwierigkeiten verursacht die Erkenntniß der chronischen Morve bei dem Menschen, bei welchem das mit ähnlichen Symptomen einerschreitende syphilitische Nasengeschwür, so wie skrophulöse Geschwüre und fressende Flechten leicht zu einer Verwechslung mit dieser Krankheit Veranlassung geben können. Einen wichtigen Unterschied begründet jedoch bei der schnell verlaufenden Morve das häufige gleichzeitige Ergriffensein des äußeren Hautorgans in der Form von Geschwülsten, die sich in dem Zellgewebe unter der Haut erzeugen, welche Erscheinung sich bei dem Menschen ungleich häufiger zeigt, als bei den Pferden. Der Grund ist in den Haaren zu suchen, welche die Haut der Pferde bedecken, und also der Entwicklung von Hautentartungen Hindernisse in den Weg stellen, daher sich dieselben bei ihnen nur vorzugsweise an Orten zeigen, welche von Haaren entblößt sind.

Der Ernährungsprozeß zeigt sich in dieser Krankheit weder bei den Menschen, noch bei den Pferden bedeutend gestört, und so wären also die wichtigsten Unterschiede, welche diese Krankheit im Menschen vor jener in den Pferden charakterisiren: die geringere Ausleerung von Nasenschleim, die größere Häufigkeit eines blasigen und brandigen Hautauschlages und die Seltenheit von Drüsenanschwellungen, und es bleibt uns nur mehr übrig, die Unterschiede unserer Krankheit von dem Karbunkel, mit welchem sie verwechselt werden könnte, anzugeben. Bei diesem sind jedoch die brandigen Geschwüre ein primäres und Anfangs gänzlich locales Leiden, während dem ihm alle übrigen oben angeführten Hauptsymptome der Morve fehlen. —

So weit Herr Breschet, dem Herr Magendie in derselben Sitzung der Akademie erwiderte, daß er (Herr Breschet) irre, wenn er behauptete, daß die acute und die chronische Morve eine und dieselbe Krankheit seien, daß die letztere ansteckender Natur sei, und daß sich durch nichts erweisen lasse, daß die Morve auf dem Wege der Ansteckung auch auf den Menschen übertragen werden könne. Die von Breschet angeführten Fälle von der Morve an Menschen beobachtet, erklärte Magendie für Fälle von Milzbrand (Karbunkel), worauf Breschet noch einmal die Hauptzüge seines Memoires wiederholte, sie mit den schon angegebenen Gründen unterstützte und Herrn Magendie aufforderte, einen anatomisch-pathologischen Irrthum in der Darstellung, welche er der Akademie von den besprochenen Gegenständen gegeben hatte, aufzudecken.

Das Irrenhaus zu Palermo *).

Palermo.

Euer Wohlgeboren!

Mit vielem Vergnügen setzte ich mich zu Tische, um Ihnen nach der biedereren deutschen Heimath mit diesen Zeilen meinen herzlichsten Gruß und Respect aus dem fernen Süden zu senden, so wie einige Notizen aus meinem Wanderleben. Bald werde ich Hesperidens herrliche Gefilde durchwandert haben, und in Kurzem denselben auf Aetna's Eisregionen mein Lebwohl und Abschiedsgruß zuwinfen müssen, um meine Schritte wieder nach dem Norden zu lenken. Viel Beschwerlichkeit, manches Ungemach war mit dieser Reise verbunden, doch sie verschwinden in ein Nichts durch die herrlichen Genüsse, mit welchen ich bei jedem Schritte tausendfältig entschädigt ward. Was konnte sich auch die Kunst für ein schöneres Asyl wählen als dieses blühende, ewig heitere Land, wo eine Blume fällt, um durch die Düste einer neu sich entfaltenden die Luft schwängern zu machen! Wie die Bilder einer Zimmerreise eilen scheinbar die verschiedenen Städte an dem Wanderer vorüber und schwinden in das Reich der Träume, was ich auch bald von Palermo, wo ich nun schon acht Tage weile, werde sagen müssen. Berg, Thal, Wiese und Blumenfluren wechseln hier mit gigantischer Gebirgsformation und umgürteten Panoram's antike Mauern, an deren einer Seite die unabsehbaren Kluten in nimmermüdem Treiben kommen und gehen, und erfrischende Kühle über die Stadt ergießen. Aoen- und Oleanderbüsche, im Vereine mit riesigen Cactussträucher, bilden die Straßenhecken und Feldbeinzäunungen, in deren Hintergrund Pinien- und Palmbaumgruppen dem Landschaftler die herrlichsten Studien bieten.

Außer den Naturschönheiten und vielen interessanten Prachtwerken sarazenischer und normanischer Baukunst, steht in dem Guide Palermo's als Sehenswürdigkeit oben an das ospedale dei matti, in demselben gerühmt als eines der ersten Europa's; was also Wunder, daß auch ich alsobald mich dahin begab, um mich davon zu unterrichten. Obgleich Herr Dr. Köstler von dieser Anstalt schon Kenntniß haben dürften, so will ich doch hier eine kleine Skizze geben, da sich seit der Gründung derselben in neuester Zeit bedeutende Aenderungen an derselben ergeben haben.

Kurz nach dem Eintritte und Anfang der Regierung der Normanen in Sicilien wurde von diesen um das Ende des zwölften Jahrhunderts das 1½ Miglien östlich von Palermo gelegene Kloster des heiligen Georg unter Wilhelm I. für Haut- und Geisteskranke errichtet, und später unter Alphons im Jahre 1420 vergrößert. Wegen ungesunder Lage aber ließ Ferdinand I. im Jahre 1820 die beiden Krankheiten trennen und den Geisteskranken das Kloster der heiligen Theresa, eine halbe Viertelstunde vor der Porta anova gelegen, anweisen, wo auch noch gegenwärtig die Anstalt besteht; der Zustand und die Behandlung dieser Unglücklichen soll aber zu der Zeit noch fürchterlich und mehr als thierisch gewesen sein, was bis zum Jahre 1824 sich nicht verbesserte, in welchem Jahre Baron von Pisani zum Director der Anstalt ernannt wurde,

*) Aus einem durch die Güte des Herrn Primararztes Dr. Köstler uns mitgetheilten Schreiben.

und von da an derselben eine neue, edle Richtung gab. Auf seine Vorstellung entstand im Jahre 1825 aus den wenigen, schmutzigen, früher bestandenen Kammern das neue, mit aller Eleganz ausgestattete Gebäude, dessen Grundriß ich auf beiliegendem Blatte ersichtlich machte, und von welchem ich weiter unten die Beschreibung folgen lasse.

Da die Anzahl der Kranken wuchs (die Anstalt nimmt alle Kranken der Insel von $1\frac{1}{2}$ Million Einwohnern auf), so wurde noch unter Pisani, kurz vor seinem an der Cholera erfolgten Tode der linksseitige Parterretract hinzugefügt, welcher nun alle weiblichen Kranken aufnimmt, und das frühere Gebäude bloß für die Männer zur Benützung übrig ließ. Nach dem Tode des obgenannten Directors vergrößerte man den neuen Flügel wieder mit einer Etage, welche man mit derselben Anzahl der Kammern auf die untere setzte, mit welcher Arbeit man so eben zu Ende geht, um zu einer neuen Vergrößerung zu schreiten, nämlich der des Männertractes, welche projectirte Arbeit ich mit halbgezeichneten Linien andeute.

Da man aus der Bestimmung der einzelnen Theile eines solchen Gebäudes auf das Prinzip der Behandlung zum Theil schließen dürfte, so beginne ich zuerst mit der Beschreibung des alten Gebäudes, welches mit Ausnahme der schon bestandenen Kirche v von Grund aus neu aufgeführt wurde.

Das Vordergebäude, von welchem der Hof A das Centrum bildet, besteht aus einer ebenerdigen und einer zweiten Etage, von welcher die erstere für die ruhigen Irren der unbemittelten Klasse, letztere aber für Pensionäre und die nöthigen Gemächer für Administration, Kaplan und Directorswohnung bestimmt ist. Dieses, so wie die hinteren Parterregebäude E E, werden von der Achse in zwei gleiche Hälften getheilt, von welcher die linke für die Männer, die rechte für die Frauen bestimmt war; durch den Eingang a gelangt man in den von Arkaden gebildeten Hof A, wo das Auge von bunter Malerei und drolligen Scenen, welche von Kranken selbst gemalt wurden, gefesselt wird, desgleichen auch der Geist an noch kräftige, sinnige Sprüche an den Wänden aufgezeichnet findet.

(Der Beschluß in der Beilage.)

Miscelle.

— Ueber die Störungen in den höheren Theilen der Atmosphäre äußert sich Herr Green in Folgendem: Auf meinen vielen Luftreisen merkte ich frühzeitig genau auf diesen Umstand, und das Resultat war, daß die Strömungen eine Gleichförmigkeit besitzen, welche unmöglich zufällig sein kann. So sehr sich die Winde in der unteren Region durchkreuzen mochten, so fand ich doch bei einer gewissen, sich nicht völlig gleichbleibenden, aber innerhalb 10,000 Fuß von der Erdoberfläche haltenden Höhe stets eine westliche oder etwas nordwestliche Strömung. Bei 275 Luftreisen ist mir auch nicht eine einzige Ausnahme von dieser Regel vorgekommen. Ich will zwar nicht behaupten, daß dies über allen Punkten der Erdoberfläche der Fall sei; doch geht daraus hervor, daß in jenen hohen Regionen wahrscheinlich überall eine große Gleichförmigkeit der Strömungen herrsche.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

z u r

Gesundheits - Zeitung.

N^o 31.

Donnerstag, den 16. April

1840.

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Beschreibung.)

Rechts vom Eingang a liegt ein Gemach b für den Portier, sodann ein Sprachzimmer c für die Frauen; links ist d das Empfangszimmer, e pathologisches Kabinet, f, f Sprachzimmer der Männer, g Zimmer des Oberwärters, i (rechts vom Hofe) Speisesaal für die Männer, h desgleichen für die Frauen, k Credenz und Passage nach dem Hofe C; l Küche, m Badestube für die Frauen, n Arbeitszimmer für die Frauen, o, o, o einzelne Gemächer für unruhige weibliche Kranke, p Krankensaal, q Stiege nach dem oberen Stockwerk für die Männer, jene in den Arbeitsaal n für die Frauen, r Passage, s (früher) Hof, t Schlafsaal für ruhige männliche Kranke, u für unruhige, v Kirche.

In der oberen Etage liegen um den Hof A 18 Kammern für männliche Pensionäre; um diese Kammern zieht sich ein finsterner Corridor, an welchen wieder nach der Gasse zu Kammern für den Oberwärter, Kapellan &c., nach hinten zu in den Hof B 4 Kammern für den Director, nach dem Hof C zu 4 Zimmerchen für weibliche Pensionistinnen sammt den nöthigen Wärterstuben, endlich an der vierten Seite des Corridors die Kirche v liegt. Ober dem Krankensaal p liegt ein Saal für weibliche arme Kranke, n, u, s sind im ersten Stock die entsprechenden Versammlungssäle für die Pensionäre. Durch die Passage w gelangt man nach dem Hinterhof B, an welchem die Parterrewohnungen für männliche und weibliche Furiose je zu 19 Stuben, sammt einer für den Wärter x liegen. Der frühere schlechte Stand der Anstalt mag Pisani gezwungen haben, so viele Kammern für Tobende anzulegen, von welchen jetzt nur höchstens sechs von solchen occupirt werden, die übrigen aber von Ruhigen. Die hinreichend spatiosen Kammern, von welchen je eine einen Kranken aufnimmt, sind mit einer hölzernen Thüre, in welcher eine Beobachtungsöffnung, geschlossen, und sind mit einem steinernen Bankett, welches die ganze Länge der Hinterwand einnimmt, versehen, auf welchem die Matratze und Polster zu liegen kommen; über diesem Bette, in einer Höhe von etwa 9—10 Fuß, ist eine mit einem Gitter versehene Oeffnung angebracht, desgleichen ober der Thüre; erstere fehlen bei den mit den hinteren Wänden zusammenstoßenden Tracten. Die Wände sind weiß, der Ziegelboden hat gegen die Thüre einen Fall, vor welchem die Gasse vorbeiläuft, um die Unreinlichkeiten und das Spülwasser aufzunehmen. Vor jeder dieser Kammerreihen läuft eine schattige Baumreihe, unter welcher steinerne Bänke angebracht sind, in der Mitte der Flur ist ein marmornes Bassin.

Hinter diesen Parterretracten, welche zu beiden Seiten mit einem eisernen Gitter abgeschlossen sind, liegt der allgemeine Belustigungsgarten F, welcher auch Gemüsepflanzen zur Beschäftigung der Kranken besitzt. An der Hinterwand dieses Gartens ist ein Tagetheater nach Art der Griechen von den Irren selbst aufgeführt, in welchem dieselben sich mit Gesang und Declamation belustigen. Hier ist ein Reservoir von kaltem Wasser, in welchem die Furiosen baden. Dieser Garten hängt mittelst eines künstlich gebauten Grottenganges K mit dem Chinesischen Gärtchen D, und durch diesen mittelst der Passagen k, k, k mit dem Vorderhof A in Verbindung. Dieses Gärtchen, in welchem man kaum Platz hat, sich umzudrehen, ist mit Felsenparthien, Chinesischen Lusthäuschen, Vogelhäuschen, Springbrunnen u. dgl. bis zum Ekel ausgestattet, und bringt in dem Besucher mehr Beängstigung als Erholung. In diesem Gärtchen, so wie in den großen, sieht man verschiedene komische Scenen von Kranken aus Gyps in Naturgröße dargestellt, als: das Alter und die Jugend, der Philosoph und der unerfahrene Jüngling.

An dem Gärtchen D liegen noch Magazine 1, 2, 3, 4, 5.

Dies nun ist die ursprüngliche, im Jahre 1825 erbaute Anstalt, aus welcher man erseht, wie eifrig Pisani arbeitete, um das Bestmögliche herzustellen, welcher Wunsch auch in dem von Ferdinand I. an selben ausgestellten Decrete ausgedrückt war, man also auch keine Kosten scheute, ja sich durch eben dieses in Kleinliche Spielereien einließ, welche dem Kranken von wenig Nutzen sein dürften, andererseits aber wieder dabei Manches vernachlässigte, als: vollkommene Trennung beider Geschlechter, Raum für mehrere Badewannen (es besteht jetzt nur eine), eine zweckmäßige Anlage von Retiraden. Jeder Kranke bedient sich eines im Zimmer stehenden Gefäßes (weshalb bei manchen eine ekelige Unreinlichkeit zu treffen ist); ferner eine größere Räumlichkeit in dem Hofe A und den Fluren E E, welche Localitäten zu sehr zusammengedrängt sind und auf den Bewohner ängstlich einwirken. Besonders missfiel mir die Anlage von Gärtchen, Grotten, Tempeln, Theaterchen und all' den Spielereien, durch welche man wohl dem Geiste keine ernste Richtung zu geben vermag, was man hingegen in Averbis besser zu bewirken versteht.

Durch den Zubau des Tractes für weibliche Kranke änderten sich nur jene Localitäten des alten Baues in ihrer Bestimmung, welche früher von den Frauen bewohnt waren und nun der größeren Anzahl ruhiger männlicher Irren zugetheilt sind, der Raum s, welcher früher Passage war, wurde zum Speisesaal für die Frauen bestimmt, dient aber zum Arbeitsaal für dieselben. Dieser Bau zeichnet sich durch gar nichts aus, was bemerkenswerth wäre; die wie im alten Gebäude construirten Kammern nehmen ohne Unterschied alle weiblichen Kranken auf, und werden von den zwei Wärterstuben c, c überwacht, da man bei dem Parterrebau auf keine zweite Etage bedacht war, so ist man jetzt genöthigt, von diesen einen eisernen, feinschwebenden Gang zu construiren, welcher hinreichende Sicherheit gewähren dürfte.

Einige Kammern für Unreine versteht man bis auf eine Höhe von 7—8 Fuß mit einem glänzenden, tiefrothen Puz nach Art der pompejanischen Wohngemäcker, was den Vortheil einer nicht so oftmaligen und auch leichteren Reinigung verbindet; man könnte diesen Puz in beliebiger Farbe und auch bei uns leicht ausführen.

Dies ist nun beiläufig das Aeußere der Anstalt, von welcher gegenwärtig zwei Luogotenenti, d. i. Conte Lughesi und Epifano M. Teresie, die Direction haben, unter welchen die drei Doctoren, Placito Portoll erster Arzt, Salvatore Patronaggi zweiter und Sign. Pignocesi dritter, stehen. Jetzt befinden sich in der Anstalt bei 110 Kranke, von welchen 37 bis 40 weibliche, und etwa im Ganzen 8 Pensionäre sind, welche letztere pr. Monat 12 Ducati, d. i. 20 fl. C. M., bezahlen. Auch hier stellt sich das Verhältniß der Frauen zu den Männern wie $\frac{1}{3}$ zu 1 dar, wie in den meisten Anstalten Italiens, was wohl der minder regen Geistesbildung dieses Geschlechtes in diesem Lande zuzuschreiben sein dürfte.

Eben bekam ich von einem der Herren Doctoren, welcher mich beim Besuch der Anstalt begleitete, einen Besuch und ein Werkchen, welches Pisani über diese Anstalt schrieb, so wie dessen Correspondenz mit Doctor Moore in London; ich werde mir das Vergnügen machen, es Ihnen aus Rom, wo ich gegen halben October ankomme und über Winter bleibe, zu übersenden, da von hier aus die Expedition unsicher geht.

Ferdinand Fellner.

(Hierzu eine xylographirte Beilage.)

Miscellen.

— Dem Berichte der Leipziger „allgemeinen Zeitung“ über die „spezielle Berathung des Gesetzentwurfes wegen Einführung einer Todtenschau und Anlegung von Leichenkammern in Sachsen“ in der zweiten Kammer, entnehmen wir Nachstehendes. Die allgemeine Berathung hatte schon in der vorigen Sitzung stattgefunden. Schon diese hatte gezeigt, daß die Gesetzworlage ihre Gegner habe. Heute aber brachen die eigentlichen Widersacher erst hervor, als §. 1, der eigentlich das Prinzip des Gesetzes aufstellt, zur Discussion kam. Nach dem Gesetzentwurfe lautet §. 1: „Vom Eintritt des Gesetzes an darf keine Leiche beerdigt werden, bevor sie nicht der Besichtigung durch einen verpflichteten Todtenbeschauer unterlegen hat, und von diesem die Erlaubniß zur Beerdigung ertheilt worden ist.“ Nach dem Deputations-Gutachten sollte er lauten: „Keine Leiche darf beerdigt werden, bevor nicht die wirkliche Fäulniß derselben eintritt und, mit Ausnahme dringender Fälle, 72 Stunden nach dem Ableben des Verstorbenen verflossen sind. Zu diesem Endzwecke muß die Leiche der Besichtigung durch einen verpflichteten Todtenbeschauer zc. — ertheilt worden sein.“ Die Gegner wollten in der Anstellung von Todtenbeschauern eine Vermehrung der polizeilichen Aufsicht bemerken, hielten die Vorschriften des Mandats vom Jahre 1792, und also die Controlle der dormaligen Leichenwäscherinnen für ausreichend, fanden die Todtenbeschauer zur Erreichung des Zweckes — Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens — nicht geeignet, und deuteten auf den großen Kostenaufwand hin, der für die Gemeinden dadurch entstehen werde. Eisenstuck eiferte zwar namentlich gegen diesen letzteren Punkt und äußerte, es habe ihn diese „Mäkelei“ bei einer Frage, wo es sich um Menschenleben handle, unangenehm berührt, warnte auch in Bezug auf die übrigen Gründe vor dem „sächsischen Optimismus“; und der Referent von Wahdorf machte darauf aufmerksam, daß die Kammer, wenn sie den §. 1 nicht annehme, dadurch dem ganzen Gesetze „den Kopf abschneide,“ mithin letzteres verwerfe. Bei der

Abstimmung erklärten sich aber dennoch 38 Stimmen gegen 27 ablehnend in Ansehung des Deputations-Gutachtens, und 40 gegen 25 ablehnend in Ansehung des Gesetzesentwurfes. — Am vorigen Landtage trug die Ständeversammlung darauf an, daß der jetzigen ein solches Gesetz vorgelegt werden solle; an eine Ueberlastung der Gemeinden ic. wurde dabei gar nicht gedacht, man hatte nur vor Augen, daß das Loos, lebendig begraben zu werden, ein zu gräßliches sei, um nicht Maßregeln hervorzurufen, solches zu verhindern oder mindestens einige Garantie dagegen zu gewähren. Nun das Gesetz vorgelegt ist, will man es nicht; nun ist das Nämliche, was die vorigen Stände gewollt haben, von den jetzigen dem Einen zu theuer, dem Anderen überflüssig, dem Dritten nicht ausreichend, und was Alles weiter? Dabei tritt noch das Eigenthümliche hinzu, daß von den beiden vorgeschlagenen Mitteln zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens, Todtenschau und Leichenkammern, die erste Kammer das Eine (die Leichenkammern), die zweite Kammer das Andere (die Todtenschau), nicht will. Die erste Kammer hat namentlich den Abschnitt des Gesetzes, welcher von der Todtenschau handelt, fast einstimmig (mit 37 gegen 1 Stimme) angenommen. Wollte also die Regierung auf diesem Theil des Gesetzes bestehen, so könnte sie selbiges, da in der zweiten Kammer nicht zwei Drittheile der Stimmen dagegen gewesen sind, immer noch erlassen. Aber was wird es dann mit den Leichenkammern, die gewiß ungleich wichtiger sind als die Todtenbeschauer, und die in der ersten Kammer mit 27 gegen 11 Stimmen, also mit mehr als zwei Drittheilen der Stimmenden, abgewiesen worden sind? —

— Die »Gesellschaft des Landeskroner Mineralbrunnens« hat endlich alle Hindernisse überwunden, welche der Ausführung ihres Unternehmens entgegenstanden, und am Fuße des Landeskroner Berges, nahe bei Heppingen, einen Mineralbrunnen eröffnet. Schon in diesem Frühjahr wird mit dem Füllen begonnen werden. Der Brunnen ist, nach der chemischen Analyse des Prof. Bischof in Bonn, ein ganz eisenfreier Säuerling, der auch nur sehr wenige Kalktheile enthält. Die Reize der Gegend werden, zu der Beschaffenheit des Brunnens hinzutretend, nicht verfehlen, demselben reichen Besuch zu sichern. Zur Bequemlichkeit der Gäste lassen die Unternehmer ein geschmackvolles Kurhaus erbauen.

— Der Zahnarzt Gutmann in Leipzig, der schon früher eine portative Bademaschine für Regen- und Sturzbäder erfunden und bekannt gemacht hatte, die viel Beifall fand, hat kürzlich diese Einrichtung möglichst vervollkommenet, und die portativen vereinigten Maschinen Allen, auch Reisenden zu Wagen, Pferde und Fuß empfohlen, da die ganze Einrichtung nicht mehr als vier bis fünf Pfund wiegt.

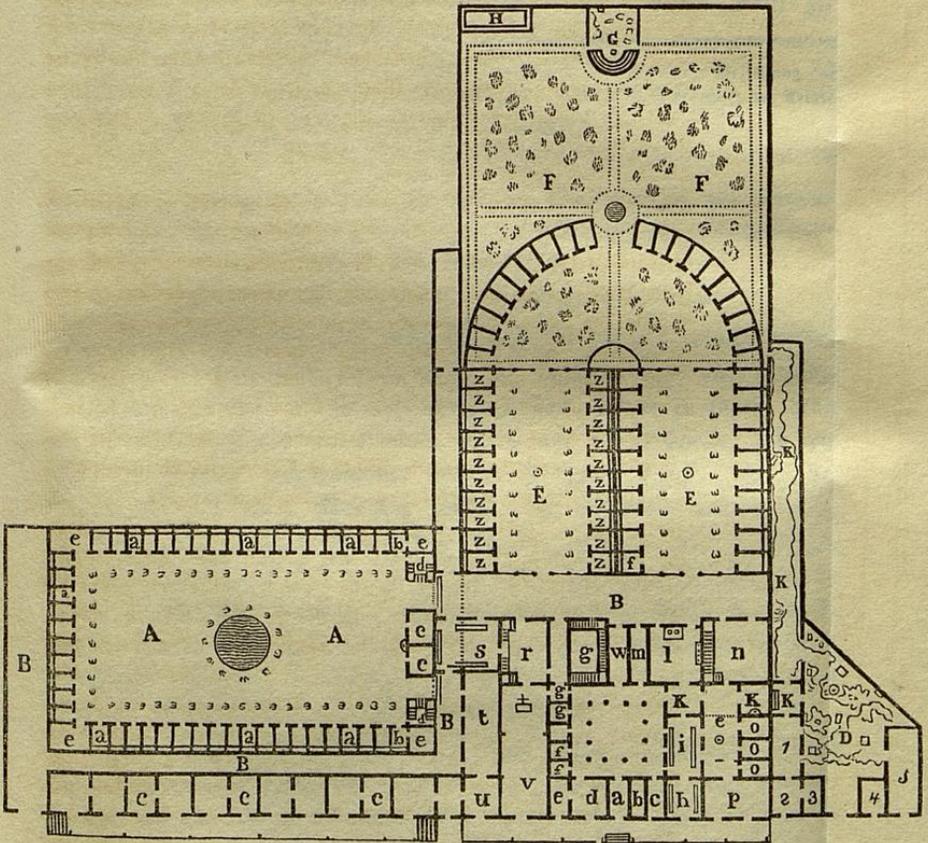
Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigotschen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Außerordentliche Beilage

zu dem Aufsätze:

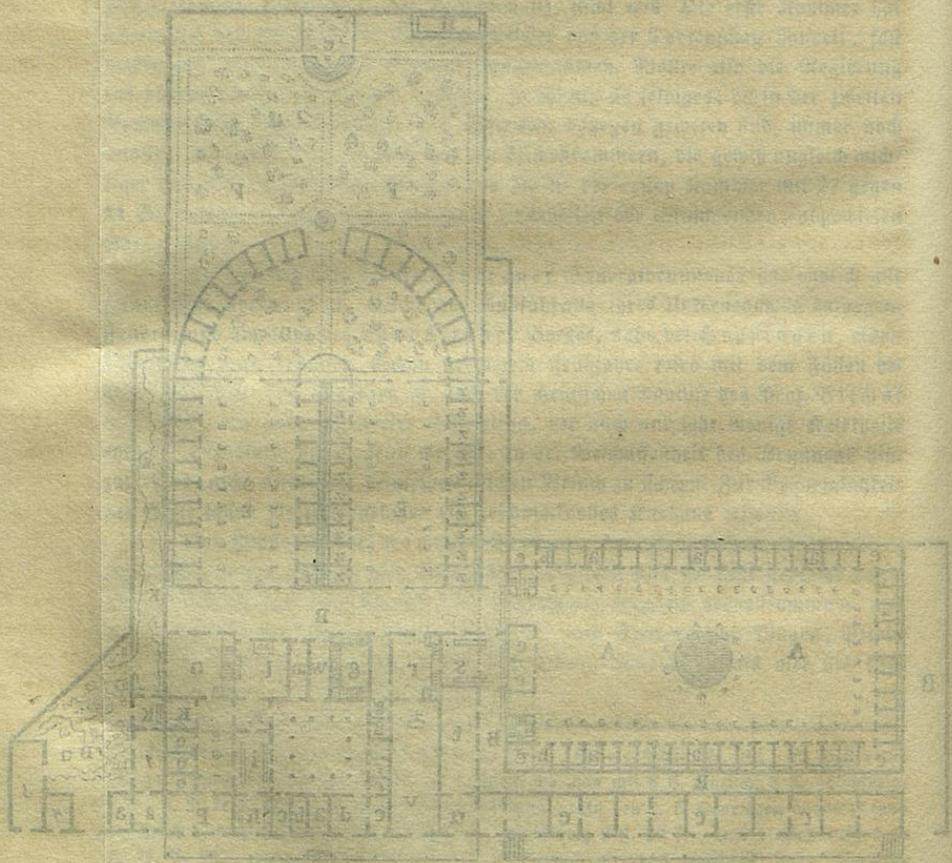
Das Irrenhaus zu Palermo

in Nr. 31 von Dr. H. H. Beer's Gesundheits-Zeitung. (1840.)



Königliche Preussische
Landes-Universität zu Bonn
 in Bonn

Von Dr. phil. h. c. h. c. **W. v. Schönböck** (1810)



Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 32.

Montag, den 20. April 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Ueber den Werth des Gemeingefühles. — Miscellen.

Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber.

(Von Med. Dr. Knassl, k. k. Kreisarzte in Wien.)

In manchem Gemüthe wird wohl der nun zur Sprache gebrachte Gegenstand eine schmerzliche Erinnerung, in manchem aber eine sorgliche Stimmung erwecken. Es ist nicht meine Absicht, erstere zu tilgen, denn ich würde Unmögliches unternehmen, theils weil der Schmerz, den wir über den Verlust hingegangener theurer Personen fühlen, unter die Prærogative des edlen Menschen gehört, und es einem Dritten selten gestattet wird, an jenem Monumente des Andenkens zu rütteln, welches der Zurückgelassene in seinem Busen dem Verbliebenen errichtet hat; theils weil dem Menschen es kaum je gegönnet ist, das in Kürze zu bewerkstelligen, was nur die Schwingen der Zeit nach Jahren zu bewirken vermögen, nämlich den Schmerz zu mildern oder in ein wohlthätiges Sehnen zu einstigem Wiedersehen zu verwandeln.

Meine gegenwärtige Aufgabe geht nur dahin, die Furcht, die sich bei vorkommenden Epidemien verbreitet, und welche auch jetzt gelegentlich des seit einigen Monaten sich sporadisch und hie und da epidemisch zeigenden Nervenfiebers mehrere Gemüther beschlichen hat, mit einleuchtenden Gründen zu bekämpfen. Viele sind der Meinung, sie müßten täglich für ihr eigenes Leben und für jenes ihrer Angehörigen zittern, weil sie nun einer der Erzeugung von nervösen Fiebern besonders günsti-

gen epidemischen Luftconstitution preisgegeben leben müssen. Da man aber weiß, daß man einer herrschenden üblen Luftconstitution mit verbessernden Mitteln wenig oder gar nicht entgegenwirken könne, so finden sich Manche so ganz eigentlich bemüßigt, furchterfüllt und trostlos zu sein; allein ich kann ihnen nicht beipflichten.

Nach meinem Dafürhalten liegt die Ursache der Entwicklung nervöser Fieber und vieler anderen schweren Krankheiten nicht so sehr fern und verborgen, — sie liegt in uns selbst. Durch eine thörichte, unzweckmäßige Lebensweise schwächen wir zuerst die innerste Oekonomie unseres Körpers, und dann pochen wir bei vorkommender Erkrankung auf Talismane, deren Kräfte wir weit überschätzen. Erschüttern wir nicht unseres Körpers Lebensökonomie, wenn wir anhaltend eine fade, gleichförmige, nach gewissen Systemen und unrichtigen Ansichten und nach schädlichen Neigungen bereitete Nahrung genießen? wenn wir einer unbegründeten Ansicht zu Liebe, z. B. anhaltend Fleisch genießen, während der menschliche Körper einer mit Vegetabilien gemischten Nahrung zu seinem gesunden Bestehen bedarf? wenn man bloß vom Kaffee lebt, wenn man das Wasser als Getränk mißbraucht, während eine mäßige Menge desselben, ja die geregelte Aufnahme von Wein oder Bier nützlich wäre? Es ist bekannt, daß in manchen Jahrgängen die Vegetabilien (Gemüse, Feldfrüchte, Knollen- und Wurzelgewächse u. s. w.) bei Weitem die Güte und vollkommene Entwicklung nicht erreichen (wie dies namentlich seit zwei Jahren der Fall ist), aber dessenungeachtet werden Mehlspeisen und Gemüse von Manchen so anhaltend und reichlich genossen, als wären sie von der preiswürdigsten Eigenschaft. Heißt es nicht die Oekonomie des Körpers erschüttern, wenn man heute hungert, um morgen Völlerei zu treiben, wenn man täglich eine einförmige, anstrengende Beschäftigung bis zur Erschöpfung vornimmt, dann mit Hast sein reichliches Mahl verschlingt, und endlich bis tief in die Nacht abermals anstrengenden Geschäften, Belustigungen u. dgl. sich ergibt? Wird der Körper nicht geschwächt, wenn man sich des Genusses der freien Luft und der Witterung entwöhnt, schöne Tage verstreßt, und erst bei übler, nasser, stürmischer Witterung mit dünnen Sohlen und sonst noch unzulänglicher Kleidung einen forcirten Spaziergang macht? Vor noch nicht langer Zeit trug man seinem Schuhmacher auf, eine gute, starke Sohle für die Stiefel u. s. w. zu verwenden, um gegen Nässe der Füße verwahrt zu sein; jetzt muß aber der Schuhmacher die Sohle bis zur halben Dicke abhobeln, damit man bei Fuß elegant aussieht, wenn man sich gleich das ganze Jahr deswegen mit Schwindel, Schnupfen, Katarrh, Blutspucken, Bauchgrimmen und Rheumatismen zc. herumschleppen muß.

Ferner glaubt man, daß alle lange vorbereiteten, oder bis zur heftigsten und gefahrbringenden Steigerung vernachlässigten Krankheiten ohne Bett und ohne sonstigen Mittel, als mit kaltem Wasser weggewaschen, oder durch die Nachwirkungen von ein paar Gaben der verhängnißvollen Nichtsmedizin würden gehoben werden können. Das Publikum gleicht einem Sonderling, der sich mit eigenen Händen in das Gesicht schlägt, sich aber furchtsam umsieht, ob nicht aus der Luft herabfallende Meteorsteine ihn verletzten.

Einst betrieben die Aerzte allein die Heilkunde ganz billig auf Kosten des Publikums, jedoch zum großen physischen Wohle desselben, jetzt betreibt aber das Publikum die Heilwissenschaft auf Kosten der Aerzte, aber — zum großen, eigenen Nachtheile! Krankheiten sind Naturvorgänge, welche zu ihrem Verlaufe eine allen Umständen entsprechende Zeitdauer haben müssen, um zur vollkommenen Entscheidung und Beendigung zu gelangen. Allein das Publikum denkt heutzutage in Erkrankungen anders; es läßt sich leicht zur Ueberzeugung bringen, daß es für alle Krankheiten, für alle Perioden derselben, für alle kranken Individuen spezifische Heilmittel gibt, durch die der Arzt und — wenn es gefällig ist — der Kranke ohne Arzt so sicher zum Zwecke kommt, wie der Handwerksmann mit dem Bohrer, der Zange, der Säge, wenn er Löcher bohren, glühendes Eisen handhaben oder das Holz querdurch theilen will.

Diese Befangenheit des Publikums ist die Ursache, warum jetzt Krankheiten öfters vernachlässiget, warum sie jetzt öfters bössartig, warum sie jetzt leicht chronisch werden. Eine unterdrückte Krankheit ist keine gehobene Krankheit. Wenn man ein Gefäß mit gährender Flüssigkeit verstopft, so wird die Gährung unterdrückt, und entweder kommt das Gefäß zum Versten, oder die Flüssigkeit quillt dann schäumend über, wenn der verschließende Pfropf entfernt oder ausgetrieben wird.

Ich würde Folianten füllen können, wenn ich Alles in's Detail anführen wollte, worin heutigen Tages mehr, als zu anderen Zeiten vom Publikum gegen die eigene Gesundheit gesündigt wird. Hieraus ergibt sich aber ein wichtiges Trostmittel! Denn will das Publikum gesund bleiben und sich vor einem Heere von bösen Krankheiten bewahren, so sehe es nicht kleinmüthig in die Luft und zu den Gestirnen, es klage nicht verborgene Agentien an, wie veränderte Luftmischung und Elektrizität, Vergiftung derselben durch Miasmen, feindselige Insectenschwärme, ein verstimmtes Erdenleben, Kometen, Erdbeben u. dgl., sondern es wende den betrachtenden und forschenden Blick auf sich selbst, wobei man unter der Mithilfe eines redlichen, ärztlichen Freundes eine wahr-

hafte Summe von Vorurtheilen und üblen Lebensweisen entdecken und zu beseitigen haben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, am 1. April 1840.

In der Sitzung der k. k. Gesellschaft der Aerzte vom 31. März stellte zuerst Herr Primararzt Dr. Wittner den Hermaphroditen Marie Rosine (jetzt Gottlieb) Göttlich vor, der von den Anatomen Englands und des nördlichen Deutschlands bereits als ein sehr merkwürdiges Specimen dieses Naturspieles anerkannt worden war. Herr Dr. Wittner erklärte ihn für ein männliches Individuum, die vorgebliehen Katamenien für eine pathologische Se- und Excretion, und machte seinerseits darauf aufmerksam, daß wohl, wie es auch schon früheren Beobachtern auffiel, die Schädelbildung des Individuums zwar als abnorm sehr in die Augen springe, aber deshalb noch keineswegs zu bestätigenden Schlüssen für die Cranioskopie berechtige. Sind solche Phänomene meist nur der Gegenstand einer mäßigen Neugierde, so dürfen wir um so mehr hoffen, daß dieser Fall bei uns wissenschaftlich erörtert werden, und zu Resultaten führen werde, als die Herren Prof. Berres und Czermak ihn einer genaueren Untersuchung zu unterziehen sich vorgesetzt, deren Ergebnis zu seiner Zeit bekannt gemacht werden wird.

Hierauf wurde die Wahl der abgängigen ordentlichen Mitglieder vorgenommen, und schließlich einiges, die Wahl der Ehrenmitglieder und sonstigen Organisationsgegenstände Betreffende angeordnet.

Ueber den Werth des Gemeingefühles.

(Ein Beitrag zur Kunst der Selbstbeobachtung.)

(Von Dr. Jos. Camondo.)

Das Gemeingefühl, eine der interessantesten Erscheinungen des Organismus, man mag es von was immer für einer, dem Arzte wichtigen Seite auffassen, wird hier nur in so fern betrachtet, als es dem Menschen Bericht erstattet von seinem Wohlfsein oder Unwohlsein, und somit einen Werth hat für die Erhaltung seiner Gesundheit. Das Gemeingefühl spricht zu einem organischen Wesen in einer Scale von Empfindungen, deren äußerste Punkte Lust und Schmerz sind. Durch die Lust wird der höchste Grad der normalen Lebenserregung, durch den Schmerz der der anomalen Lebenserregung angezeigt, jedoch so, daß nur die Dauer des letzteren zur Annahme eines Krankheitszustandes berechtigt. Ein schnell vorüberziehender Schmerz, z. B. bei einer ganz leichten Hautverletzung, nach einer bedeutenden Ermüdung, wie bei forcirten Märschen, wird doch nicht Krankheit genannt werden. Dieses per parentheses.

Lust und Schmerz, sagte ich aber, sind nur Endpunkte einer Empfindungsleiter. Was zwischen ihnen liegt, gehört einem oder dem anderen an, zeigt einen stätigen Uebergang beider in einander, beweiset das Vorkommen gemischter Empfindungen und den hochwichtigen allmäligen Uebertritt von Gesundheit in Krankheit, und nach gehöriger äußerer Einwirkung umgekehrt. Unser in der Aufschrift bezeichnetes Problem im Auge haltend, wollen wir die angegebenen Extreme des

Gemeingefühls (Coenaesthesia), da ihre Beziehung zu jenem zu bekannt ist, weiter nicht besonders berücksichtigen, um so mehr ihre Mittelgrade. Man darf sich durchaus nicht streng beobachten, um zuweilen ganz sonderbare Zustände an sich zu gewahren. Wie oft hört man sagen: »Ich weiß gar nicht, wie mir heute ist, mich verdrüßt Alles, nicht Arbeit, nicht Spiel, nicht Lektüre freuet mich; mich hungert nicht, ich bin nicht satt; ich möchte den ganzen Tag schlafen; doch fühl' ich keinen Schmerz u. dgl. mehr.« Ein solcher Zustand soll, wenn man ihn bemerkt, uns aufmerksam, nicht furchtsam machen, man soll sich seinem Arzte sogleich eröffnen. Da kann er sich helfen, denn er vermag der Krankheit vorzubeugen. Aber in der Regel wird so was nicht weiter beachtet. Man flüchtet zu Reizmitteln, z. B. schwarzem Kaffee, Wein, Liqueur, Brantwein, Punsch. Dem oder Jenem glückl's. Dann sagen die Leute: »Mich kurirt immer der Bitter (Brantwein mit irgend einem bitteren Extract, z. B. Wermuth), den trinken Sie, Freund.« Der Freund sei nun ein vollblütiger, empfindlicher Mensch, er befolgt den Rath, erkrankt und — das tägliche Leben weist solche Fälle mit allen ihren höchst betrübenden Folgen nach.

Aus dem bisher Angeführten ziehe man sich die diätetische Regel ab: »Jede dergleichen Verstimmung des Gemeingefühls zeigt den Keim einer bevorstehenden Krankheit, die für diesen Zeitpunkt ihrer Entwicklung leicht unterdrückt werden kann, wenn man passende Hilfe schafft.« Man gehe zu einem Arzte, das kostet ja nicht so viel, in jedem Fall weniger, als wenn man ihn holen lassen muß.

Bedenklicher ist schon ein deutlicheres Gefühl von Mißbehagen, Unwohlsein, Ueblichkeit, Schwere, Druck, Stechen, Schmerz in irgend einem Theile des Körpers, das ist schon Unpäßlichkeit, oder oft gar schon Krankheit. Aber auch dies wird noch nicht geachtet. Man lebt rücksichtslos fort, disputirt sich die peinliche Empfindung weg, oder sucht sie zu vertreiben, zu betäuben, man fängt endlich an auf eigene Faust zu salbadern, befragt unberufene Helfer, z. B. Quacksalber, Thierärzte, Dürkräutlerinnen, Apotheker, Kartenaufschlagerinnen, nicht selten Sonnambule (in unseren aufgeklärten Zeiten), nur keinen Arzt. Der eben ange deutete Zustand ist das, was wir Aerzte Vorboten (prodromi) einer Krankheit zu nennen pflegen. Dieselben werden der ausgebreitetsten ärztlichen Erfahrung gemäß von den meisten Patienten vernachlässigt, und geben hauptsächlich dadurch Veranlassung zu einem oft böartigen Verlaufe des Uebels, der die redlichsten Bemühungen des Arztes und der Pflege in vielen Fällen fruchtlos läßt. Besondere Berücksichtigung noch verdienen dergleichen Beschaffenheiten der Coenaesthesia unter besonderen Zeitverhältnissen und bei besonderen Individuen. In Betreff der Zeitumstände sind beachtenswerth: unregelmäßiger Winter, z. B. gelinder, ja warmer Winter mit grellem Wechsel von Wärme und Kälte (z. B. im diesjährigen, im Monat Februar zeigte das Thermometer einmal eine Differenz von 12—18° von einem Tag auf den anderen, man beziehe die herrschenden und häufigen Krankheiten darauf), oder kalter Frühling, z. B. Schnee im Mai (im Jahre 1836) u. dgl. m. Bei solcher Sachlage kann eine ganz leichte Verkühlung gefährlich werden, ein vernachlässigter Catarrh in eine Lungenentzündung ausarten. Ferner sind in dieser Kategorie bemerkenswürdig: sogenannte epidemische Krankheiten, d. h. plötzlich, ohne angebbare Ursachen auftretende, weitumgreifende und schrecklich verheerende Krankheiten. Weiß man auch nichts über ihre nächste Ur-

sache, so lehrte doch die Erfahrung, daß sie meistens auf irgend einen Diätfehler eintreten, ja nicht selten durch übertriebene Aengstlichkeit unpassende Reformen der Lebensweise veranlaßt wurden. Warum die Ursachen solcher Seuchen dort suchen, wo man sie noch nie gefunden, und die, wenn gefunden, man nicht entfernen kann (dies gibt man mit der Annahme eines stehenden Krankheits-Charakters in den verschiedenen Jahreszeiten implicite zu), noch im Geringsten handhaben, verändern, mildern kann? Warum von Stoffen träumen, die weder unsere Sinne afficiren (der Geruch, als höchst subjectiv, wird sie doch nicht entdecken wollen), noch physikalische und chemische Reagenzien? Das mag zum Forschen anregen; wird es zu Resultaten führen? Darf der Naturforscher sie anticipiren? Aber vor Dingen sich fürchten, die man nicht kennt, heißt sich vor Gespenstern fürchten? Hingegen wissen wir, was uns schadet, was uns ver schlägt, uns Allen und Jedem insbesondere. Man verzeihe die Abschweifung vom Thema und nehme die zweite diätetische Regel: „Bei regelwidriger Witterung und herrschenden Seuchen oder ähnlichen Krankheiten führe man ein strengeregeltes Leben.“

Schließlich wollen wir die Berücksichtigung des Gemeingefühls in seiner Modification nach Individualität, und zwar: Alter, Geschlecht, Beschäftigung, kurz besprechen. Kinder haben in der Regel ein unverdorbenes, leicht und wahr sich äußerndes Gemeingefühl. Man beobachte aufmerksam ihr Lachen und Weinen, die Behaglichkeit und das Mißbehagen in ihren Zügen, dann das Grämliche ohne auffallende Ursache, man höre ihr Wimmern, dann das sogenannte Raunzen, mit einem Worte alle die elegischen Töne, die eine Kinderstube so unerträglich machen, um auf Verstimmung des Gemeingefühls und somit ihrer Gesundheit schließen zu können, und die Hilfe eines Arztes zur rechten Zeit anzusprechen. Die ausgesprochene Tendenz meines Vorwurfes verbietet die weitere Ausführung dieses wichtigen Gegenstandes, den ich vielleicht ein andermal näher beleuchten werde.

In der Periode der Entwicklung erfordern übertriebene Lustbarkeit und Traurigkeit, ungewöhnliches Gereiztsein, rascher Uebergang des Lebhaften in Stumpfheit und Blödigkeit, besondere Aufmerksamkeit und Zurathziehen eines Kunstverständigen. Nicht minder beachtenswerth sind die frappanten Erscheinungen bei Frauen in der Hoffnung, z. B. unerklärbarer Haß gegen sonst Geliebtes, sich verlieben in Hassenswürdiges, ja Abscheuliches, unnatürliche Triebe; ferner der Trieb zum Zerstören, Brandlegen aus Sucht nach einer eklatanten Erscheinung, Stehlen u. dgl. m., sind da nicht selten, wie Erfahrene erzählen.

Im Greifenalter spielt die Coenaesthesia entweder eine untergeordnete Rolle, oder eine dem Kindesalter ähnliche. Greise aber pflegen sich selbst gut zu kennen, aufmerksam zu beobachten, und lassen sich nicht gerne rathen. Wenn sie schweigsam, trübfinnig, ungewöhnlich träge werden, soll die Umgebung auf sie Acht haben.

Unter den Beschäftigungen ist für uns besonders die der geistig vorzugsweise arbeitenden wichtig. Sie müssen vorzüglich auf ihrer Huth sein, sie verderben sich den *sensus communis*, bald überreizend, bald abstumpfend, bald gänglich alienirend. Ihnen ist nicht so sehr Selbstbeobachtung anzurathen (ja vielmehr zu widerrathen, da sie sich das Organon dazu ruinirt), als Berathschlagung mit einem Kunstvertrauten zu empfehlen.

Nimmt man endlich alles bisher Entwickelte zusammen, so wird klar, daß der Werth des Gemeingefühls für Diätetik, d. i. die Kunst, gesund zu sein und zu bleiben, vorzüglich liege im Inneren unser Wohlseins und Unwohlseins, und der daraus unmittelbar folgenden Bedachtnahme auf Beides. Das Verhältniß des Individuums zum Arzte in dieser Beziehung ist aber noch besonders und scharf in Erwägung zu ziehen.

Miscellen.

— (Münchener Correspondent.) Unter den Eingaben, welche in Betreff der religiösen und moralischen Interessen des Volkes bei dem gegenwärtigen Landtage eingekommen sind, dürfte ein Antrag, der von sämtlichen geistlichen Mitgliedern der zweiten Kammer, den katholischen und protestantischen, der Ständeversammlung gestellt worden ist, als besonders beachtenswerth erscheinen. In diesem Antrage wird auf die unter dem Volke je mehr und mehr überhandnehmende Unsitlichkeit aufmerksam gemacht und gezeigt, wie auf solche Weise in das Herz des Volkes ein Uebel dringe, das mit jedem Jahre verzehrender um sich greife, und in seinen furchtbaren Folgen nicht zu berechnen sei. Es werden hierzu nähere Nachweise gegeben, Thatsachen angeführt, die allerdings die ernstlichsten Besorgnisse zu erregen im Stande sind. Als der tiefste und eingreifendste Grund der wachsenden Entfittlichung wird der überall fühlbare Mangel an wahrer Religiosität, an lebendiger Gottesfurcht bezeichnet und die sehr begründete Behauptung ausgesprochen, daß am wirksamsten nur durch steigende Belebung dieser innersten Elemente geholfen werden könne. Zugleich wird aber gezeigt, wie die sinkende Moralität noch andere äußere Ursachen habe, nämlich den Mangel an strengerer Einschreitung gegen Ausschweifungen, die übergroße Zahl von Tanzbelustigungen, vorzüglich auf dem platten Lande, die vernachlässigte Kinder-Erziehung in vielen Familien, die geringe Beaufsichtigung der Diensthöfen, die Zügellosigkeit der Lektüre, die vielfache Störung und Entheiligung des Sonntags. In letzterer Beziehung haben die Abgeordneten Decane Boeckh und Meinel noch eine besondere Eingabe an die Kammer gebracht, in welcher sie die Vorlage eines Sonntags-Mandats oder allgemeinen Sonntags-Gesetzes beantragen. — Beide Eingaben haben zwar, als in das Gebiet der Regierungsgewalt gehörig, nicht zur Discussion in der Kammer gelangen können, sind aber von dem betreffenden Ausschusse als höchst beachtenswerth erkannt und dem königlichen Ministerium des Innern zu weiterer Würdigung mit dringender Empfehlung übergeben worden.

— (Paris. Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 24. Februar.) Herr Flourens las den zweiten Theil seiner Abhandlung über die eigenthümliche rothe Färbung der Knochen bei Thieren, die sich von der Färberröthe (*Rubia tinctorum*) nähren. Er legte der Akademie mehrere Knochen vor, um zu zeigen, wie schnell diese Einwirkung vor sich gehe. So zeigten bei einem jungen Schwein, das nur 24 Stunden mit Färberröthe gefüttert worden war, die Knochen eine lebhaft rosenrothe Färbung. Wechselt man mit der Nahrung ab, so erhält man Knochen, die abwechselnd roth und weiß gefärbt sind, doch entspricht die Zahl der verschieden gefärbten Schichten nicht immer der Zahl der Nahrungswechsel. Es bestätigt dies also die Beobachtung Duhamel's, daß die Knochen sich durch Ablagerung neuer Schichten auf der Außenfläche vergrößern. — Herr Mar-

cel de Serres theilte Bemerkungen mit über die röthe Färbung des Steinsalzes. Er hat sich mit Hilfe des Mikroskops überzeugt, daß die Färbung durch ähnliche kleine Thiere bewirkt werde, wie in den Salzumpfen. Herr Marcel de Serres übersandte gleichzeitig eine Abhandlung über den Zustand der Mineralwasser im Augenblicke ihrer Erhebung. — Herr Probert übersandte eine Abhandlung über Verbrennbarkeit des Pulvers. — Herr Verignon theilte die von ihm erhaltenen Resultate in Bezug auf die Darstellung von Lichtbildern auf Papier mit.

— In einer ihrer letzten Sitzungen beschäftigte sich die „Royal medical society“ mit Betrachtung der verderblichen Einwirkung des Opiumrausches. In Asien schon sehr lange einheimisch, wurden gegen das Jahr 1716 die Europäer zuerst darauf aufmerksam. Ganz im Gegensatz zu den Wirkungen des Weins und Alkohols bringt der Opiumgenuß im Körper zunächst einen Zustand absoluter Ruhe und in sich versunkener Behaglichkeit hervor. Wird er zur Gewohnheit, so verliert sich der Appetit, die Lust an Arbeit und jeglicher Anstrengung, die Muskeln werden schlaff; ja allmählig wächst die Brust aus, die Rippen werden verdreht, die eine Schulter höher als die andere; der Kopf neigt sich beständig auf eine Seite, die Haut wird pergamentartig, die Kraft des Magens zulezt ganz abgestumpft. Bei einem der bedeutendsten Opiumesser in Constantinopel, Soliman, welcher vielen Europäern, unter Anderem Lord Elgin, bekannt war, fand dies in dem Maße Statt, daß er sich des Sublimats als Reizmittel zu bedienen pflegte. Und doch soll dieser Mann 106 Jahre alt geworden sein! Gewöhnlich nimmt ein Opiumesser 2—300 Gran täglich zu sich. Der Engländer, dem wir die originellen Memoiren eines Opiumessers verdanken, nahm oft eine Dose von 320 Gran auf ein Mal. Wie weit sich die verderblichen Folgen in China erstrecken, kann man daraus ersehen, daß bei einer militärischen Expedition, die vor einigen Jahren in Kanton veranstaltet wurde, 4000 Soldaten nach einem ganz kurzen Marsche wegen völliger Entkräftung, die sich von jener Gewohnheit herschrieb, zurückgelassen werden mußten. Daß unter solchen Verhältnissen die chinesische Regierung endlich einschritt, ist nicht zu verwundern. So verderblich der Opiumhandel den Käufern wurde, so verderblich ist er auch den Producenten in Ostindien. Der Bau des Mohns, das Riken der Köpfe und Einsammeln des geronnenen Saftes erfordert große Sorgfalt und Mühe, welche den armen Unterthanen der Compagnie zu größter Vernachlässigung des Getreidebaues aufgezwungen wird. Der indische Bauer hält seine Acker in einer Art Erbpacht, der in den für Opiumerzielung günstigen Gegenden in Asien entrichtet werden muß. In ähnlicher Art, wie an manchen Orten eine Tabakregie, bestimmte der monopolisirte Käufer den Preis selbst.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigotti'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 33.

Donnerstag, den 23. April 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Miscelle.

Einige Bemerkungen über Furcht bei Epidemien, mit besonderer Beziehung auf das jetzt an einigen Orten vorgekommene Nervenfieber.

(Von Med. Dr. Knaffl, k. k. Kreisärzte in Wien.)

(Beschluß.)

Einem weiteren Einspruch gegen die jetzt obwaltende Besorgniß stützte ich auf folgende Betrachtung: Auch in anderen Jahrgängen kamen schnell verlaufende schwere, hartnäckige, mitunter auch nervöse Krankheiten vor; allein man war nicht so wie jetzt geneigt und beflissen, sie mit einem anderen, als ihrem wahren Namen zu nennen; jetzt aber ist ein Schnupfen, ein Kopfweh, ein Halsweh, ein Catarrh, ein Magenfieber, jede Diarrhoe, ein Wechselfieber, die Entzündung edler innerer Organe, ja sogar ein zufälliger Abortus für nichts Anderes und nichts Minderes, als für den Typhus abdominalis, oder wenigstens für eine Aeußerung und den Beginn desselben erklärt worden, und man legte einer solchen Krankheit die ernsteste Wichtigkeit bei. Man wird sich erinnern, wie oft das Publikum seit dem letzten Cholerajahre (1836) durch ausgestreute Gerüchte über da oder dort vorgekommene Cholerafälle mystificirt und beunruhigt worden ist; da nun aber durch diese Stimmen die genannte Geißel sich nicht herbeizaubern ließ, so wurde ein anderes Schreckbild mit allem Eifer öffentlich zur Schau getragen, dasselbe fast in jeder Krankheit wiedergefunden und weit über Gebühr gefährlich ausgerufen:

dies ist der Typhus abdominalis! Wenn man alle jene Fälle, die etwas leichtfertig für Typhus abdominalis gelten mußten und dafür gegolten haben, abrechnet, wenn man einen Durchschnitt der in anderen Jahrgängen vorgekommenen Erkrankungen und Sterbefälle annehmen, und einen Vergleich mit den Ergebnissen des heurigen Jahres machen würde, so dürfte man bald darauf kommen, daß das, was sich heuer als mehr herausstellt, bei Weitem zu wenig ist, um uns nur einen Augenblick zu beunruhigen. Wie wenig man bei solchen Gelegenheiten dem Gerede trauen und voreiligen Annahmen glauben darf, mag aus Folgendem hervorgehen: Schon seit dem Erscheinen der Cholera in Oesterreich (1830) war man geneigt, eine besondere Disposition der Menschen zu nervösen Krankheiten zu supponiren und zu vertheidigen; ich will zwar nicht behaupten, man habe hiedurch der Cholera ein Compliment machen wollen; allein man schien andeuten zu wollen, daß man denn doch — versteht sich mit Zuhilfnahme von Erde, Wasser, Luft, Gestirnen, Kurz des Weltalles (und sonst von nichts Anderem) — der wahren Ursache dieser Unholden auf die Spur gekommen sei; und damit diese Annahme einer in dem Menschen vorwaltenden nervösen Disposition seit dem Jahre 1830 nicht auffalle, so waren Viele bemüht, zu erweisen, wie sie schon ein paar Jahre früher, also seit 1825—1827 diese nervöse Disposition deutlich bemerkt hätten.

Um hierüber wenigstens für mich in's Klare zu kommen, durchsah ich die in den pfarrlichen Sterbeprotokollen von sechzig Ortschaften der Umgebung Wien's verzeichneten Krankheiten vom Jahre 1827 bis 1837, und fand, daß in diesen sechzig Orten, mit Abrechnung der einzelnen sporadischen Nervenfeber, in diesen zehn Jahren nur etwa fünf wahre Nervenfeber epidemien, dagegen aber etwa siebenzig Epidemien von Ausschlagskrankheiten (Scharlach, Masern, Blattern, Friesel) vorgekommen seien, wornach ich nothgedrungen war zu folgern, daß eine große Disposition der menschlichen Organismen zu hitzigen Hautausschlägen, aber nur eine geringe zu Nervenfebern, wenigstens in obigen sechzig Orten dieses Kreises (U. B. B.) vorhanden gewesen sei. Ich zweifle nicht, daß bei genauerer Erhebung daselbe Ergebniß sich auch in anderen ausgebehnteren Länderteilen herausstellen würde. In Orten (von obigen sechzig), wo es viele Fabrikarbeiter gibt, fanden sich in den Sterbeprotokollen zahlreiche Fälle von Wasserkopf bei Kindern, und in solchen Orten, wo der Wein reichlich gebaut und genossen wird, fand ich bei Kindern den Starrkrampf häufig als Todesursache angegeben; Umstände, die doch nicht für das Vorhandensein einer vorherrschenden Disposition zu nervösen Krankheiten sprechen. Daher möge das Publikum nicht jedem Gerüchte und Gerede

trauen, welches sich bei Gelegenheit häufigerer Erkrankungen der Menschen, über Gefahr der Krankheit und über die Zahl der Verstorbenen oft sehr beunruhigend verbreitet.

Nun auch ein paar Worte über Ansteckung.

Wenn ich auch zugebe, daß seit sechs bis acht Monaten schwere hitzige Krankheiten in's Nervenfieber übergingen, und wenn es mir auch bekannt ist, daß es Familien gibt, in welchen mehrere Individuen vom Nervenfieber befallen wurden, so bin ich doch weit entfernt, dieses Vorkommen des Nervenfiebers, so fern es gleichzeitig oder kurz nach einander Mehrere betraf, von einer stattgehabten Ansteckung herzuleiten*), ich glaube der Wahrheit dadurch am nächsten zu kommen, wenn ich behaupte, es seien diese Individuen größtentheils denselben schädlichen krankmachenden Ursachen ausgesetzt gewesen, woraus dann auf dieselbe Krankheit resultirte, so daß man keine Ansteckung anzunehmen braucht, um diese Erscheinung zu erklären.

Die Luft ist ein elastisch-flüssiger Körper, dessen Ausdehnung um die Erde man noch nicht genau kennt, und welchem man mit Recht eine große Assimilations- (Aneignungs-) Kraft zuschreibt. Es ist bekannt, daß allerlei Stoffe in der Luft mehr oder minder schnell ihre Eigenschaft und Natur verändern: Metalle rosten, Steine verwittern, Flüssigkeiten trocknen aus, Gifte und Ansteckungsstoffe werden zerstört. Es bedarf einer großen Masse von Schädlichkeiten, bis die Luft eines Ortes oder einer Gegend so impestirt wird, daß sie anhaltend vergiftet und schädlich bleibt, wie dies bei großen, heftigen, lange dauernden Seuchen der Fall, wo ein fortdauernder Qualm von pestartigen Ausdünstungen bei ruhiger Luft die Atmosphäre eines Ortes anhaltend erfüllt und dem Organismus gefährlich wird, welcher in demselben sich aufhält. Die Entwicklung einer contagiösen, pestilentialischen Atmosphäre kann sich auch auf einzelne Gebäude und Räume (Spitäler, Siechenhäuser, Kirchen mit Grufden u. s. w.) beschränken. Aber die neuere Chemie und Physik hat Mittel gefunden, in einzelnen Localitäten den an-

*) Gaultier in seiner, von der französischen Academie herausgegebenen Schrift über „Typhus und typhöses Fieber (typh. abdom.)“ erklärt, daß letztere mehr sporadisch vorkommen, und die Contagiosität derselben nicht erwiesen sei. In einem amtlichen Berichte, welcher eine Beschreibung der im März 1839 unter den Truppen in Schw eid n i z herrschend gewesenen Epidemie von Typhus abdominalis enthält, wird bemerkt. „Eine Contagiosität der Krankheit anzunehmen, hat man nicht den mindesten Grund gehabt; Chirurgen, Gehilfen und Krankenwärter, welche Tag und Nacht um die Kranken beschäftigt waren, blieben durchaus frei. Auch im Civil hat man eine Ansteckungsfähigkeit nicht wahrgenommen.“ (Siehe „medizinische Zeitung,“ herausgegeben vom Verein für Heilkunde in Preußen, Achter Jahrgang, October 1839, St. 43, S. 214.)

lebenden Seuchenstoff wirksam zu zerstören. Meine verehrten Leser werden wohl weit entfernt sein zu glauben, daß die vereinzeltten Fälle von Nervenfieber, die seit einigen Monaten vorkamen, vermögend gewesen seien, einen Ort oder eine Gegend zu infiziren. Ich habe im verfloffenen Herbst zwei Epidemien in der Nähe behandelt, und zwar unter ungünstigen Verhältnissen der Befallenen; es kamen dabei mehrere Nervenfieber mit Durchfall und verschiedenen Hautauschlägen vor, allein ich kann mich nicht entsinnen, ein Beispiel von Ansteckung gesehen zu haben, auch wurde in den eingelangten Berichten der Districtsärzte, denen ebenfalls Nervenfieber zur Behandlung vorkamen, keine Erwähnung von einer Ansteckung gemacht, so daß ich mit Recht bezweifle, ob denn wirklich die seit mehreren Monaten sich zeigenden Nervenfieber strenge genommen typhöse, d. i. ansteckende Formen dieser Krankheitsfamilie, gewesen seien.

Nach dem Erscheinen des klassischen Werkes des seligen von Hildenbrand über den ansteckenden Typhus (auch Kriegspest, Schiffspest, Kerkerfieber genannt) triumphirte die ganze ärztliche Welt über die klaren Aufschlüsse, die er uns über diese Krankheit gab; man war ihm zu Dank verpflichtet wegen der von ihm bewirkten Entwirrung eines Chaos, welches die Lehre über die adynamischen (Schwäche-) Fieber vor ihm darstellte. Nunmehr ist man aber nahe daran, diesen Gegenstand durch die beliebte Benennung: Typhus abdominalis, neuerdings zu verdunkeln. Nicht will bedünken, man habe den Namen vor der Sache gefunden.

Der Typhus exanthematicus (der ansteckende Typhus) verläuft mit einem fleckenartigen Hautauschlage, und ist nach den Beobachtungen aller Aerzte ansteckend; allein von diesem sprechen die Aerzte seit sechs bis acht Monaten wenig oder gar nichts. Endlich muß bemerkt werden, daß Petechien (Blutsflecken auf der Haut), die sich zu nervösen Fiebern als Zeichen des eingetretenen fauligen Zustandes hinzugesellen, dem Typhusausschlage oft sehr ähnlich sind, nicht selten für letzteren gehalten wurden, allein hiedurch legte man einer nicht ansteckenden Krankheit eine ansteckende Eigenschaft irrtümlich bei.

Für ärztliche Leser dieser Blätter sehen mir uns bemüßigt, zur Begründung des Obengesagten noch Folgendes hinzuzufügen:

Dr. Lombard zu Genf in seinen Briefen an Prof. Graves in Dublin über pathologisch-anatomische Erscheinungen im Typhus abdominalis zieht die Schlussfolgerung, daß die Affection der Peyer'schen Drüsen im Typhus abdominalis eine Nebensache sei, und daß nicht sie die Kette der Symptome bedinge, welche im genannten Typhus vorkommen. Typhusfieber sei somit eine allgemeine, die ganze Constitution affici-

rende Krankheit, nicht aber eine Krankheit, welche von einer Localentzündung oder von einer localen Structurveränderung abhinge. (Siehe Froiep's »Notizen,« October 1836.)

Dr. Hauf in Hufeland's »Journal,« December 1833, hat den Wunsch zur schärferen Constatirung der Diagnose des Typhus abdominalis ausgesprochen.

Dr. Cramer in Cassel drückt sich in einer Stelle seiner Antwort (vergleiche Kleinert's »Repertorium,« September 1836, S. 89) folgendermaßen aus: »Der Mehrzahl der Aerzte ist es noch nicht geglückt, den Typhus abdominalis als morbum sui generis, d. i. als eine Krankheit besonderer Art zu constatiren, woran die stete Verwechslung desselben mit gastrisch-nervösen Fiebern hauptsächlich Schuld ist.«

Dr. Ebers in Breslau sagt: »Diese Krankheit ist nicht neu, schon in den ältesten Autoren (Galen) findet man Andeutungen.« Er nennt diese Krankheit ein gastrisch-rheumatisches nervöses Fieber mit Darmverschwärung (siehe Fricke und Oppenheim's »Zeitschrift für gesammte Heilkunde,« Bd. 4, Hft. 2, 1837.)

Nach Dr. Lott hat der Typhus abdominalis zwei Formen. (Kleinert's »Repertorium,« Juni 1837.)

Hiernach kann man entnehmen, daß man über das Wesen und über die Art des Auftretens und über Ansteckungsfähigkeit des sogenannten Typhus abdominalis noch nicht einig sei, kurz, daß man mit einem bestimmt ausgesprochenen Namen noch keine bestimmt ausgemittelte Sache bezeichne.

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

I.

Viele von den Aerzten, welche alljährlich unseren Büchermarkt mit einer Masse sogenannter populärer Schriften vermehren helfen, thäten vielleicht besser daran, den Volks- oder Hausmitteln ihrer Umgebung sorgfältigere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und nach genauerer Untersuchung und Prüfung das Publikum über deren Statt- oder Unstatthaftigkeit zu belehren. Wir sind zwar durchaus nicht gesonnen, den Volksmitteln unbedingt das Wort zu reden, denn wir kennen die blinden Vorurtheile und die krasen Ansichten, in denen man mit ihnen geschäftig ist, und der Unsug, welcher mit denselben noch immer getrieben wird, tritt uns sogar in den gebildeten Kreisen häufig genug vor die Augen. Während sich hier die Meisten vor dem Gebrauche der heftig wirkenden Hausmittel scheuen, wähnen sie bei der Wahl der gelinderen und milderer flüger gehandelt zu haben, und vergessen, bei zuweilen dadurch gelungenen Erfolgen selbst zuversichtlich gemacht, gar zu oft, daß der Arzt weniger gegen diese Mittel eifert, als den Umstand

beklagt, daß über ihrem Gebrauche jene Zeit unwiderruflich verfließt, in welcher er den Beginn eines größeren Uebels im Keime vielleicht hätte erstickt, oder daselbe unter rationeller Behandlung einem günstigen Ausgange hätte zuführen können. Lassen sich nun aus diesem Gesichtspunkte gewichtige Gründe gegen die Volksmittel bringen, so ergeben sich andererseits gleich bedeutsame für dieselben, wie schon ein Oribasius, Bartholinus, Alpinus, Fr. Hoffmann u. A. längst bewiesen haben, und wie der praktisch-beschäftigte Arzt aus eigener Beobachtung zugestehet. Die ganze Welt usurpirt den Gebrauch der Volksmittel frank und frei mit dem angeborenen Rechte, womit sich Jedermann zu ärztlichen Rathschlägen berufen und ermächtigt fühlt; sie bilden die einzige Zuflucht für die namhafte Zahl aller Jener, denen Arzt und Apotheke abgehen; bis zur etwaigen Ankunft des entfernten Arztes sind sie die *sacra anchora* der Hilfebedürftigen; auf dem Bande und bei Unbemittelten steht der Arzt selbst sich unausweichlich an sie gewiesen, ja selbst Bemittelte hegen nicht selten überwiegendes Vertrauen zu ihnen, und endlich gibt es der Fälle nicht wenige, in denen — jeder praktische Arzt mag es bestätigen — durch Hausmittel manche Krankheit gehoben wurde, welche mit der Kunst des Arztes und dem Vorrathe des Apothekers fruchtlos bekämpft worden war. In der That begreifen die Volksmittel einen Schatz von bewährten ärztlichen Erfahrungen, welcher gesammelt, gesichtet und geordnet wohl auch heutzutage noch einige Goldkörner in die Schale unserer Praxis zu legen vermöchte; wir dürfen diesen Zuwachs um so weniger scheuen, als ein nicht geringer Theil jener Mittel ursprünglich von Aerzten ausging, welche ihre Pharmakologie so zu sagen damit localisirten und popularisirten, ein anderer Theil aber aus jener uralten Empirie herkommt, aus welcher ja auch unsere jezige Pharmakologie anfänglich sich deducirt und construirt hat.

Um der eben angedeuteten Gründe willen verdienen die Volksmittel alle Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte; ja der Wunsch gehört vielleicht zu den gemeinnützigsten: es möchten doch allmählig die zerstreuten Volksmittel gesammelt und in vergleichender Uebersicht zusammengestellt werden. Ohne Zweifel ergäbe sich eine ungemein interessante Reihe von übereinstimmenden, als eine andere von eigenthümlichen; der Mythos, die Tradition, das Rationale, ja selbst das Religiöse würden sich darin eben so sprechend charakterisiren, wie in den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens und Handelns; vorzüglich aber würden die einheimischen Mittel einer Provinz bekannter und näher gewürdigt werden, statt daß man hier unermüßlich nach neuen, zuweilen kaum dem Namen nach gekannten Mitteln entlegener Welttheile, oder den jüngsten, oft eben so wenig bekannten Präparaten chemischer Analyse und Synthese jagte, oder dort, skeptisch alle Schätze des Arzneivorrathes verwerfend, nur der *vis medicatrix naturae* blindhin vertrauend, oder, was gleichviel heißen mag, in mysteriösem Treiben Decilliontel und Billiontel von patenzirten Substanzen reichend — jedesmal an schroffe Extreme streifte.

Vor der Hand hoffen wir selbst von der Zusammenstellung geprüfter Volksmittel einer einzelnen Provinz mehr Erprießliches, als von populären medizinischen Schriften gemeinen Schlages; natürlich müßte der Sammler in der Provinz und den Krankheiten ihrer Bewohner eben so bewandert sein, als vorurtheilsfrei und erfahren genug, um weder der Schule noch dem Leben allzugroßes Unrecht zu

thun. Der Unterricht über diese Volksmittel, verbunden mit einer local berechneten Hygiene, dünkt uns ein gleich wichtiger Gegenstand des allgemeinsten Schulunterrichtes für beide Geschlechter, als es gegenwärtig der Katechismus und die vier Species sind.

Wir folgen den Reisenden in fremden Zonen, besonders unter medizinisch noch wenig herangebildeten Völkern, in der Erzählung von deren ärztlichen Kenntnissen und Heilmitteln mit einigem Interesse; die Volksmittel der verschiedenen europäischen Nationen würden ungleich lebhafter ansprechen, wenn man in den Reisebeschreibungen von den Ländern unseres Erdtheils dieselben berücksichtigt fände; eine nicht geringe Zahl solcher Schriften, von Naturforschern und Ärzten verfaßt mit eingerechnet, haben wir indessen durchgelesen, ohne sie berührt zu sehen. Ueber in die Augen fallende Gegenstände verschwinden freilich scheinbar so geringfügige, als die Mittel, deren Handhabung eine namhafte Zahl von Ärzten — besonders die jüngeren, welche dieselben in der Regel noch nicht — unbedingt kennen — unbedingt verwirft. Ein neues Instrument und ein neues Pharmacum, beide häufig ephemerer Existenz, oder gar irgend ein gepriesenes Arcanum gewinnen dagegen Interesse und Erörterung. Die meiste Liebe für Hausmittel haben wir in mehreren Provinzen des Kaiserstaates, in denen wir uns aufhielten, bei älteren Ärzten getroffen; die Ursache davon darf nicht erst näher berührt werden, sie kannten dieselben auch am besten; am vertrautesten mit der pharmacologia popularis fanden wir unter ihnen aber die Botaniker, welche ihre leidenschaftliche Neigung häufig in die entlegensten Partien und in die kleinste Hütte führte. Die Geistlichen wissen in der Regel auch Vieles über Volksmittel zu berichten, mengen aber nicht selten moderne Kenntnisse dazu, die sie von Arzt und Büchern gewonnen; in ihrer Hand erhalten diese Mittel eine höhere Bedeutung, da der gemeine Mann mit religiösem Vertrauen dieselben nimmt. Was bei Grundbesitzern, Pächtern, Wirthschaftsbeamten, Thierärzten, Viehhirten u. A. an Belehrung über die Volksmittel, welche sie häufig handhaben und handhaben sehen, zu erheben sei, übergehen wir, und verweisen nur noch bei den wahren Asklepiadenkasten des gemeinen und Landvolkes, den alten Weibern, in deren Hände, nächst Hexen- und Zauberwesen, so oft die Macht über Leben und Tod gegeben ist. Wo wäre, selbst in den aufgeklärtesten und unter strenger Sanitäts-polizei stehenden Ländern, eine Gegend, in der nicht eine solche Wunderdoctorin spuckte? — Sei es nun offen oder insgeheim, sei es mit gröberen oder feineren Künsten, sie finden ihren Kreis, aus dem sie keine menschliche Macht mehr bannt; dem Geheimnißvollen, dem Unbegreiflichen, dem Unerklärbaren hängt die Menge gewöhnlich am hartnäckigsten an. Seltener handhaben diese Wunderdoctorinnen gewisse, von Tanten, Basen und Mittern ererbte Familiengeheimmittel; häufiger ist es ein gelegentlich aus ärztlicher Praxis, besonders aus jener der Spitäler, erspähtes heftigwirkendes, das der Arzt nur in dringlichen Fällen, oder nach der Anwendung vieler anderer gelinderer mit gehöriger Vorsicht irgend einmal mit glücklichem Erfolge gewirkt hatte; die Wunderdoctorin preiset es für viele Uebel, die ihr ähnlich dünken, ja oft auch für mehrere verschiedene, sie reicht es mit fecker Hand und zuversichtlicher Miene in großen Gaben; der Kranke erliegt nicht, er geneset zuweilen wohl durch das Mittel, wozu dem Arzte der Muth gebrach, die Wunderdoctorin hat ihn gerettet, ihn, der von allen Ärzten bereits aufge-

geben war und unrettbar dem Tode verfallen schien; in zahlreichen Varianten macht das Ereigniß die Kunde weithin ausgeschmückt und vergrößert aus der Phantastie jedes theilnehmenden Erzählers, und die Folge ist, daß auch der Aufgekärte zur Wunderdoctorin Vertrauen gewinnt, besonders wenn der Arzt seine Hilfe nicht mehr zureichend erklärte, oder, was gleichviel erscheint, eine Reihe von Heilversuchen erfolglos blieb. Haben wir doch in nicht weiter Entfernung von einer großen Hauptstadt eine Bauernfamilie gefunden, die wegen der Heilung von Geisteskranken und Epileptischen einen ungemeinen Ruf besaß, und zuweilen selbst aus der Stadt Kranke empfangen haben soll. Nicht etwa die gedeihlichen Einflüsse, die ein heiteres Landleben bieten könnte, mag der Leser hier in Anschlag bringen, denn die Gegend ist nichts weniger als anmuthig, von freundlichen Hausgärten keine Rede, und des Bauers Wohnung eine einfache große Hütte mit kleinen Böchern zc., die Familie selbst aber roh und derb, wie der Menschenschlag ringsum. Welche waren denn die Wundermittel? — Strenge Behandlung, oft mit körperlichen Züchtigungen gepaart, Absperrung, zuweilen im Finsternen, Anlegung von Banden und Ketten, manchmal für Wochen und Monate, Fasten mit Entziehung der Getränke, Darreichung eines Geheimmittels unter mysteriösen Formalitäten und Beschluß mit der Austreibung des Teufels, von dem der arme Kranke besessen war. Was würde man von Ärzten bei solchen Kurversuchen sagen? — Es ist unbestreitbar, was man von ihnen nie vertragen hätte, läßt man sich hier mit ungeheurer Geduld vom Bauern anthun, und der einmal Geheilte wird der tausendjüngige Apostel seines Wunderdoctors! — Doch das ist ein seltenes Bild von der Schattenseite der Volksmedizin, dem sich indessen aus anderen Richtungen manches, freilich minder grelle, beifügen ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e .

— Von einem Stutregen erstattet Herr Balz in den meteorologischen Beobachtungen zu Marseille Bericht. Dieser Regen hatte am 27. September Statt und war so stark, daß er, nach dem Regenmesser, binnen fünf und zwanzig Minuten 44 Millimeter Wasser gab. Die Straße Cannebière, deren Breite 30 bis 35 Meter beträgt, und deren Neigung gegen den Hafen sehr auffallend ist, war in einen Strom von einem halben Meter Tiefe verwandelt, worin Kinder schwimmen konnten. Bemerkenswerth ist, daß das Jahr 1839, wo binnen so kurzer Zeit diese ungeheure Wassermenge fiel, trockener war, als irgend ein anderes Jahr, dessen man sich in den südlichen Departements Frankreichs erinnert.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t ' s c h e n Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Ge dr u c k t bei J. P. S o l l i n g e r.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 34.

Montag, den 27. April 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Von dem rechten Gebrauche des Arztes. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Fregier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Von dem rechten Gebrauche des Arztes.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.)

Unter obigem Titel erschien so eben ein gut gedachtes und geschriebenes Heft von Dr. Stiebel in Frankfurt, und ich nehme davon Anlaß, einige Bemerkungen niederzuschreiben, die man als Ergänzungen zu dem Buche: „Von der Gewißheit und Würde der Heilkunst,“ betrachten mag. Sie betreffen theils solche Gegenstände, die auch der Verfasser in Anregung bringt, theils solche, über welche er sich nicht ausspricht.

„Das wichtigste Heilmittel,“ sagt er, „ohne welches alle übrigen nicht leisten, was sie leisten sollen, was oft allein alle übrigen ersetzt und überflüssig macht, und welches auch nach gewissen Grundsätzen mit Vertrauen und Ueberlegung angewendet sein will, — ist: Der Arzt. Warum hat man sich diese Grundsätze bisher so wenig klar zu machen, warum sie den Leidenden, denen sie eigentlich zu Gute kommen, so wenig einzuprägen gesucht?“

Diese Fragen zu beantworten, sind die folgenden Zeilen bestimmt. Sie erörtern in kurzen aphoristischen Sätzen die nöthigsten Punkte, als eben so viele Themata, über welche Variationen von verschiedenen Händen wünschenswerth bleiben, — allein cum grano salis, wenn ich bitten darf, — damit die armen Kranken nicht mehr im Kopfe zu haben genöthigt sind, um ihren Arzt, als dieser, um sie zu behandeln. Ohnehin schrieb ich alles dies, was wir zu sagen vorhaben, Vernunft und Billigkeit ohne weitere Instruction von selbst vor: — wenn man nur auf diesem dämmernden Planeten gewohnt wäre, mit jenen Vorschriften die Augen zu bemühen! Also:

Man wähle für's Erste seinen Arzt nicht erst, wenn der Fieberfrost eintritt. Es ist oft und viel über das *medicus amicus* gesagt und geschrieben worden; aber mit Mißvergnügen sieht der wohlwollende Beobachter auch diese alte Sitte, nebst mancher anderen guten und schlechten, zu Grabe gehen. Was die Schuld daran trägt, ist leider! deutlich, — aber hier nicht, überhaupt mit Wenigem nicht, zu entwickeln. Wann wird endlich die große Wahrheit praktisch werden, daß es leichter ist, zehn Gesunde gesund zu erhalten, als Einen Kranken gesund zu machen? sieht man hierin eine Satyre gegen die Medizin? gut! es ist auch leichter, daß zehn Gesunde krank, als daß Ein Kranker gesund werde! und wer erhält leichter Gesunde gesund, als der *medicus amicus*? wie schlimm ist es für den Arzt wie für den Kranken, wenn Jener, zumal in einem dringenden Falle, schleunig herbeigerufen, durch tausend Fragen, welche das Handeln verzögern, alle jene Erkenntnißmittel mühsam und erst noch zweifelhaft zusammenklauben muß, die der *medicus amicus* sicher und mit Einem Blicke überschaut? Ist es billig, dem Credite des Arztes dadurch zu schaden, daß man ihm Fälle übergibt, die halb verloren sind? Fälle, die durch frühere Zuziehung aller auffindbaren Haus-, Damen-, Pfluscher- und Modemittel verschlimmert, verwickelt, getrübt, dem Organismus untrennbar eingedrückt sind? ist es vernünftig vom Kranken gegen sich selbst, wenn er einem Manne, dessen Recht auf sein Vertrauen er nicht früher geprüft hat, im entscheidenden Momente dies Vertrauen an den Hals wirft? —

Man vertraue aber auch wirklich und völlig dem einmal gewählten ärztlichen Freunde. Man ist es ihm und sich schuldig. Ihn macht man durch volles, offenes Zutrauen muthig, thätig, theilnehmend, unbefangen im Ueberlegen und Beschließen, und sich nützt man, indem man ihn zu Allem diesen macht, worin zwei Drittel der Heilkunst bestehen.

Man sei offen und ehrlich gegen den Arzt, — was eine Consequenz des Vertrauens ist. Wahrlich, nichts hemmt und schadet im Leben überhaupt so durchaus als die Lüge; Alles, was auf Rechnung der Unwissenheit, der Unvollkommenheit, des Lasters geschrieben wird, ist eine Frucht der Unwahrheit; und dieser wichtige Satz, der erst nach manchen und vielseitigen, meist bitteren Erfahrungen und reiferen Ueberlegungen eines ganzen, eines bedeutenden Lebens völlig begriffen wird, — er gilt in allem Verkehr zwischen Mensch und Mensch, und in dem, wo der Eine Mensch des Andern Leben auf sich nimmt, gälte er nicht? Lieber Himmel! wen betrügt ihr denn, wenn ihr den betrügt, der euch helfen soll?

Man thue Alles mit dem zu rufenden Arzte, wo möglich, schriftlich durch Billers ab. Ein guter Rath, welchen der Verfasser des erwähnten

Schriftchens erteilt. Wie Vieles wird durch die Unwissenheit, Trägheit, Böswilligkeit der Bedienten und Mägde verdorben!

Man hole im concreten Falle den Arzt schnell, — zumal bei Erkrankung von Kindern, wo eine Stunde nur zu oft! einen leicht zu hebenden Zufall in ein gefährliches Leiden verwandelt. Bei minder bedenklichen Fällen treten hier mindestens jene Rücksichten ein, die wir oben beim Tadel der zu späten Wahl des Arztes erörterten.

Man überhäufe den Arzt, wenn er den Kranken prüft, nicht mit Reden, Fragen, Zusätzen, Winken, Bemerkungen, Ansichten, Erzählungen, und was dergleichen mehr täglich vorzukommen pflegt. Der Arzt, den man nach unserem Rathe gewählt hat, weiß schon, was er zu wissen braucht; weiß, was er zu fragen hat; hat seine Ordnung im Erforschen, deren Unterbrechung ihn irrt und Zeit raubt; erst wenn sein Examen vorüber ist, und Etwas, das man für wichtig hält, kam nicht dabei vor; gut! so erwähne man es schließlich. Irren ist menschlich, Vergessen noch menschlicher. Und hier en passant eine Bemerkung, die auch Dr. Stiebel macht: nicht jedes Vergessen des Arztes ist so schlimm, als es aussieht. Haben Sie die Pillen fleißig genommen? fragt Sie Ihr Arzt, — und Sie schaudern im Innersten zusammen, denn er hat Ihnen Pulver verschrieben. Courage, Freunde, wir sterben noch nicht! Er weiß recht gut, welches Mittel er Ihnen verordnet hat, die Form hat er einmal übersehen; man kann das Mittel in verschiedenen Formen geben, — sie sind gleichgiltig!

Man präoccupire den Arzt nicht, die Natur legt dem Armen Schlingen genug! soll er auch noch in die der Menschen fallen, mit deren Wohl er sich beschäftigt? Man widerspreche auch nicht dem Berichte des Kranken im Beisein des Arztes. Dieser Punkt gehört zwar mehr zur Behandlung des Ersteren, als zu der des Letzteren, die wir hier zumeist im Auge haben. Er ist aber wichtig genug, um nicht übergangen zu werden. Der Zustand des Leidenden wird nicht verbessert, wenn man ihn durch Widerspruch ärgert, und dem denkenden Arzte ist das, was der Patient selbst meint und wünscht, als subjectives Zeichen auch dann, wenn dieser irrte, interessant. Hieher gehört es auch, daß man dem Arzte nichts vorschlage. Es gibt zweierlei Naturen, wie von Menschen überhaupt, also auch von Ärzten: kräftige und schwache. Diese lassen sich vom Rathe eines Andern selbst gegen ihre Ueberzeugung imponiren und bewegen; jene fühlen sich gerade durch ihn zum Widerspruche angeregt, und thun — zum Schaden des darunter Leidenden — was sie nie gethan hätten, wenn man ihnen nicht das Gegentheil gerathen hätte. *Fiat adplicatio!*

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

(Fortsetzung.)

Es sind vorzüglich zwei Krankheiten, gegen welche wir in verschiedenen Provinzen von Familie auf Familie fortgeerbte und darin geheim gehaltene Mittel angetroffen haben, nämlich die Hydrophobie und die Epilepsie. Von anerkannten Aerzten ergaben sich Bestätigungen gelungener Heilungen; aber durch keine Versprechungen, geschweige durch die mitunter versuchten Drohungen, konnte das Geheimniß entlockt werden, in welches gemeinlich irgend eine Schwester, Tante, Muhme u. kurz vorher eingeweiht wird, ehe die Besitzerin ihr letztes Stündlein nahen fühlt.

Die in neuerer Zeit besser organisirte Sanitätspolizei, unterstützt von der Aufklärung des Publikums und von zahlreicheren Aerzten und Apotheken, hat eine Menge von den Hausmitteln außer Werth und Gebrauch gesetzt, noch mehr aber die Homöopathie, und wir könnten ihr diesen Umstand zum Verdienste anrechnen, wenn nicht auf der anderen Seite ein Extrem des Verwerfens auch der gelindesten und tadellosesten uns entgegenträte, ein kleinliches Warnen selbst vor dem Dufte von Blüten, während die homöopathisch-giftvollen Dünste des *Private's* und das *Perspirabile* der oft sehr ruchbaren Zimmergenossen, Menschen und Thiere, nicht gemieden werden können. Doch lassen wir solche lächerliche Zimpferlichkeiten, und freuen wir uns des einerseits gewonnenen Guten, denn die Rückwirkungen der eben berührten Ereignisse äußern sich sicher auch bei den unteren Ständen und auf dem Lande darin, daß tagtäglich der Gebrauch von Heilmitteln vorsichtiger angestellt und weit weniger Quacksalberei getroffen wird, als ehemals. Noch können wir aber dem Ausspruche eines geachteten deutschen Arztes nicht beistimmen, daß mit der fortschreitenden Civilisation auch die Sorge für das gesammte Gesundheitswohl zunehme, und diese sich namentlich auch in der Verbannung aller heftig wirkfamen Volks- und Geheimmittel, so wie der Aderärzte und Quacksalber kund gebe; gerade die im Rufe der größten Civilisation stehenden Städte und Länder beurfunden häufig das Gegentheil.

Nur wenige Länder dürften bei einem verhältnißmäßig geringen Umfange und einer ähnlichen (anderthalb Millionen nicht überschreitenden) Volkszahl so mancherlei und oft so ganz eigenthümliche Hausmittel aufzuweisen haben, als Siebenbürgen. Die Ursache davon liegt nicht fern. Die Bevölkerung ist aus einem bunten Aggregate sehr verschiedener Nationen zusammengesetzt, die, ursprünglich aus verschiedenen Welttheilen stammend, verschiedener Racen Abkömmlinge sind, und auf sehr abweichender Stufe der geistigen Kultur und der Gesittung stehen. Die Deutschen (sogenannten Sachsen) kamen vor mehr als sechs Jahrhunderten aus dem deutschen Vaterlande, friedliche Pfleger der Wissenschaften, Künste, Gewerbe und des Landbaues, und blieben mit ihren fernen Brüdern in mehr oder minder lebhaftem, jedoch ununterbrochenem Verkehre. Die Ungarn (Magyaren und Szekler) zogen aus Afiens Steppen über Rußland herein, lernten hier allmählig dem Christenthume und milderer Sitte gehorchen, und schreiten gegenwärtig rührig vorwärts, der Entwicklung ihrer Nachbarn zu folgen. Die

Walachen, uralte Einwohner des Landes, slavischer (?) Abkunft und mit den Römern einst vielfach vermischt gewesen, reich an eigenthümlichen, herkömmlichen Gebräuchen jeder Art — mithin auch an Hausmitteln —, die bald dacisch-getischen, bald römisch-griechischen Ursprungs sind, und die sie, großentheils noch wenig gebildet, mit starker Anhänglichkeit behalten. Die Zigeuner (Tschinganen, Pharaonen, Sinte), wahrscheinlich als Paria's aus Hindostan hieher gewandert, meistens nomadenähnlich umherziehend, vieler schlaun Künste Meister, doch mit noch sehr geringer Bildung begabt, häufig Viehärzte und Abdecker, daher auch nicht selten, nächst der Wahrsagerei, dem Quacksalben ergeben. Die Armenier, aus der asiatisch-kaukasischen Hochebene zwischen dem Kur und Phasis herstammend, betriebsame Handelsleute, mittelmäßig gebildet und fast durchgehends dem Arzte und der Apotheke mehr zugethan, als die vorgenannten Nationen. Ein kleines Häuflein von Juden und Griechen hinzugerechnet, hat der freundliche Leser hiermit einen Ueberblick der in Siebenbürgen hausenden Einwohner, und mag darnach schließen, wie sich Lebensweise, Gesittung und häusliche Gebräuche, mithin auch Volksmittel, derselben wohl häufig mit einander verschmolzen haben. Doch gehen wir gleich zu diesen selbst über, indem wir, wenn auch nur flüchtig, bei einzelnen verweilen.

Bei Fiebern, über deren Ursachen und Unterschiede der große Haufen gemeinlich wenig sicher weiß und oft die abenteuerlichsten Ansichten hegt, stehen Brech- und Abführmittel, so wie geistige Getränke, in besonderem Ansehen. Als Brechmittel dient entweder laues Wasser, reichlich genossen, Reizung des Gaumensegels und Nachens mit einem Finger oder Federbart, oder ein Aufguß (oft Abkochung) von Wermuth (*Artemisia Absinthium*), lauwarm genommen. Als Abführmittel benützt man einen Absud von Pflaumen, die Samen von *cataputhia minor* (*Euphorbia Lathyris*) in Pulverform, den Aufguß von Blüthen des Schlehenstrauchs (*Brunus spinosa*), von Sprossen und der innern grünen Rinde des Hollunders (*Sambucus nigra*); diese Sprossen werden hie und da mit Essig und Del als Salat *scopo purgandi* genossen; so auch die Veilchenblüthen (*flores violarum*) sammt den Blättern mit Speck und Essig; gewöhnlich geschieht dieses Abends, worauf den nächsten Morgen die gewünschte Wirkung erfolgt. Während der Fieberhize wird der Durst mit Gerstenabsud, mit Hanfmilch, mit dem Saft der rothen Rüben, der eingemachten Gurken, mit dem Absude von gedörrten Kirschen, Weichseln, Aepfeln, mit Molken, Butter oder Sauermilch, oder Wasser mit Sauerhonig, Johannisbeeren, Himbeeren u. dgl. Säften gestillt; die Wallachen lieben auch ihre „Brage“, welches ein gegohrenes Getränk aus Hirzen- und Maismehl ist und nächst der kühlenden, durststillenden, zugleich fäulnißwidrige Wirkungen ausübt. Die Kopfschmerzen lindert man mit Sauerteig, auf den Scheitel oder in den Nacken gelegt, mit einer Paste aus geschabter Wurzel der Zaunrübe (*Bryonia alba*), oder aus Brotkrume mit gestoßenem Kümmelsamen, Pfirsichkernen und Wachholderbeeren, sammt etwas Küchenfals, welche man an Stirne, Schläfen, Arme, Handteller, Waden oder Fußsohlen applicirt; oder gebraucht man Kataplasmen von *rad. bryon.*, *hba levistic.*, *rad. raph.*, Senfmehl, *herb. rutae* mit Sauerteig, oder Lehm mit Essig; alle diese Rubefacientien und Derivantien werden auch bei Delirien angewendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frégier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern *).

Es gibt Kranke, welche aus falscher Scham ihre Leiden vor dem prüfenden Blicke des Arztes verbergen, und den verderblichen Keim, der in ihrem Inneren schlummert, lieber weiter gedeihen lassen, als Hilfe bei denen suchen, die ihn zu unterdrücken vermöchten. Dieser Klasse von Kranken gleicht auch die Gesellschaft, denn auch sie hat ihre geheimen Wunden und Schäden, welche sie mit einer Art trauriger Scham der Prüfung zu entziehen sucht. Wenn wir einen Blick auf dieses Paris werfen, jenen Mittelpunkt alles Großen in Frankreich, welcher sein energisches Leben in alle Provinzen ausstrahlt, so erfüllt uns das Schauspiel, dessen Wechselbild sich in diesem bevölkerten Labyrinth entrollt, mit Bewunderung. Wir sehen mit gerechtem Stolze auf die Museen, Bibliotheken und die Monumente der Kunst; die zahllosen Produkte des industriellen Genies fesseln unsern Blick; überall stoßen wir auf die Zeichen des Wohlstandes und die artigen Erzeugnisse der Mode und des Luxus, und freundlich angesprochen durch die überall herrschende Ordnung und moralische Disciplin proclamiren wir mit stolzer Ueberzeugung die Ueberlegenheit der jetzigen Civilisation. Allein nicht weit von diesen Wundern und Monumenten stoßen wir auch auf Bagnios, Gefängnisse, Zuchthäuser, Bettlerhöhlen und Schlupfwinkel der Laster und Verbrechen; aus den imposanten Straßen, in denen die Paläste der Großen prangen, gelangen wir in die engen schmutzigen Windungen der Gassen, in denen das Elend und die moralische Erniedrigung wohnen, und von dem ungeheuren Hôtel mit seinen prächtigen Höfen und Gärten ist es nicht gar fern zu jenen Nestern, in denen die Familie des Lumpensammlers unter dem Unflath lebt, welchen er seine Waare nennt. Eine Stadt des Rothes und des Elends hinter einer Stadt von Marmor und Gold; ein Heer von Hebelthätern, Gaunern und Mördern zwischen den dichten Reihen einer rechtlichen und arbeitssamen Bevölkerung, — das ist Paris, jenes unheilchwangere Amalgam nämlich, welches sich in den großen Mittelpunkten der europäischen Bevölkerung bewegt und beständig in Gährung begriffen ist. Das Elend, die Bettelsucht, das Laster, das Verbrechen, das sind die Krankheiten der Gesellschaft; diese haben wie jedes andere krankhafte Erzeugniß ihren Anfang, ihre Entwicklungsperioden, ihre voraussehenden Ausgänge, und eben dieser Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen ist es, welcher das Studium des Gesetzgebers und Philosophen sowohl, als selbst des Arztes mit dem höchsten Interesse ansprechen muß. Dieses Motiv bewog auch Herrn Frégier zur Bearbeitung seines Werkes, welches, obwohl er seine Daten in Paris allein sammelte, dennoch für alle Städte und für jede Nation geschrieben ist, und es gleicht in dieser Beziehung ganz den großen Entdeckungen in der Medicin, welche, obwohl sie von einem Einzelnen gemacht wurden, dennoch für die ganze Wissenschaft von absolutem Werthe sind.

Die Methode, welche Herr Frégier bei der Bearbeitung seines Gegen-

*) Siehe den Artikel: „Sittliche Zustände in Paris“ in Nr. 12 dieses Jahrgangs der „Gesundheitszeitung“ und „Gazette médicale“ vom Jahre 1840 über Herrn Frégier's Werk: „Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures.“ Paris 1840.

standes befolgte, erinnert uns ganz an diejenige, welche die Aerzte in ihren Werken adoptiren, indem es nämlich seine erste Sorge ist, die gefährlichen Klassen der Gesellschaft zu bestimmen, zu definiren, ihre Charaktere anzugeben, und dann die Quellen anzudeuten, aus welchen die verschiedenen Kategorien von Lasterhaften und Verbrechern die ersten Keime ihres moralischen Verderbens schöpften. Diese letzteren ursächlichen Forschungen des Herrn Frégier bilden einen der interessantesten, aber wir müssen, leider! auch gestehen, einen der trostlosesten Theile seines Werkes. Nachdem nun das Inventarium vollendet ist, nachdem uns alle Formen der niedrigsten Entartung vorgeführt worden sind, nachdem wir mit der Vergangenheit bekannt gemacht wurden, welche den Keim für eine so traurige, abschreckende Gegenwart erzeugte und nährte, leitet uns der Verfasser zu der Prüfung der Mittel, welche der Gesellschaft zu Gebote stehen, um das Uebel an der Wurzel anzufassen, seine Verheerungen zu bekämpfen, wenn es schon einmal weiter gediehen ist, und seine ansteckende Wirkung einzuschränken; denn leider gelingt es den Handhabern des öffentlichen Interesse meistens nur, das Uebel zu beschränken, zu verringern, jedoch nur selten, dasselbe auszurotten. Dieses wäre also die Therapie des Lasters, und Herr Frégier unterscheidet dieselbe, ganz so, als ob es sich um die Heilung einer körperlichen Krankheit handelte, in eine prophylactische und eine curative. Das Gesetz verfährt auch in der That gerade so wie der Arzt: denn es ist, wie er, nur der Diener der Natur (*naturae minister*); es beruft sich auf die Rechte des moralischen Wesens und die Anforderungen des Gewissens, wie sich die wahre ärztliche Kunst einzig und allein auf die Gesetze der Organisation stützt. Als Arzt der traurigen Gebrechen des socialen Körpers, zählt Herr Frégier die Heilmethoden auf, welche man gegen dieselben in Anwendung bringt; er mußert die Institutionen, deren Zweck die Besserung der schädlichen Klassen der Gesellschaft ist, und durch die unbestechliche Richterinn Erfahrung von ihren Erfolgen überzeugt, ist er weit davon entfernt, ihnen das Wort zu sprechen. Er stellt die mangelhafte Seite der einen dar, zeigt die Unzulänglichkeit der anderen, und schlägt zum Schlusse Veränderungen, Neuerungen und Hülfsmittel vor. Frégier verzögert nichts; er spricht von Klein-Kinderwastanstalten, Schulen aller Art, Sparkassen, Sicherstellung des Arbeitslohnes, einem besseren System der Wohnungen, thätigem Einflusse der Geislichkeit, Arbeitshäusern, Zwangserziehung, Zellenystem, Bagnios, Zwangskolonien, Beaufsichtigung der aus denselben entlassenen Sträflinge, — jede dieser Fragen wird von ihm erwähnt, und er weiß in Betreff einer jeden derselben Daten aus der Erfahrung beizulegen, welche ihn, leider! zu dem Schlusse nöthigen, daß fast jede dieser Institutionen einander widersprechende Elemente in sich trage.

Dies ist der Weg, den der Verfasser in der Classification der zahlreichen Materialien seiner Untersuchung und in der Beurtheilung der Mittel, welche sowohl vom Staate als von Privaten gegen die bösen Tendenzen mancher Klassen der Gesellschaft versucht werden können, einschlägt. Sein Werk ist schaudererregend, und dieß um so mehr, da es ohne Uebertreibung mit der Ruhe eines Geistes geschrieben ist, welcher an das Schauspiel des socialen Elends gewohnt ist; Frégier gleicht jenen ehrwürdigen, im Spitaldienste ergrauten klinischen Lehrern, deren Mienen während ihrer Amtsverrichtung jenes Siegel der Gewohnheit aufgedrückt ist, welches ihren Nerven nie erlaubt, die Operationen des Verstandes zu stören.

Frégier enthüllt vor uns die geheimsten Tiefen des socialen Organismus — ein wirklich herzerreißendes Schauspiel!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Constantinopel, 29. März 1840.

Es wird hier ein vom Sultan unmittelbar sanctionirtes erstes medizinisches Conseil gebildet, dessen erste Mitglieder die beiden Professoren der medizinischen Schule, unter denen Herr Director Prof. Dr. Bernard, bilden sollen. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, werden bereits die Einladungskarten herumgeschickt, und wir werden übermorgen die erste Sitzung in der medizinischen Akademie halten. Der Hekim-Paschi (Médecin-en-Chef) ist deren Präsident, der russische Staatsrath Med. Dr. Pezzoni ist Vice-Präsident, Director Prof. Bernard, Prof. Dr. Spizer, der englische Gesandtschaftsarzt Dr. Mac-Fog, der sardinische Gesandtschaftsarzt Dr. Collier, die beiden Gerathsärzte Dr. Mellinger (ein Engländer) und Dr. Dimido, dann die praktischen Aerzte Dr. Ejub und Manuel bilden das Conseil, welchem noch die beiden ersten Apotheker Constantinopels, Ottoni und Calleja, attached sind.

Der Zweck dieses Conseils ist ein großartiger. Es soll dem unerhörten Treiben der Charlatane ein Ende gemacht, das Medizinalwesen im Civil und Militär geregelt, die neuankommenden Aerzte einem strengen Examen unterworfen werden. Jeden Samstag werden regelmäßig Sitzungen Statt finden. Es ist von dieser neuen Institution viel Gutes zu hoffen. Herr von Pezzoni, der Vice-Präsident, ist ein Mann, der ganz unabhängig dasteht, und weder Gehalt, noch Decorationen, noch Praxis ambirt (da er sich schon lange Zeit zurückgezogen hat), daher ganz geeignet, diesem Unternehmen Leben und Seele einzuflöhen. Wenn die Versammlung ihre Aufgabe löset, und nicht durch ungünstige Ereignisse in ihrer Entwicklung gestört wird, so ist nicht nur für den Sanitätszustand der Türken, sondern auch für den Europa's von ihr viel zu hoffen.

Miscelle.

— Die Anzeige von der Rückkehr des Dr. Elot-Bei nach Egypten war ungegründet. Derselbe hat sich in Marseille mit einer jungen Witwe vermählt und gedenkt, sich in Frankreich niederzulassen. Er befindet sich in diesem Augenblicke auf dem Wege nach Paris, wo er ein Werk über die Pest drucken lassen will.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 35. Donnerstag, den 30. April 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Von dem rechten Gebrauche des Arztes. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Fregier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern. — Miscellen.

Von dem rechten Gebrauche des Arztes.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchterleben.)

(Schluß)

Man nehme, besonders in größeren Familien, die sehr löbliche Gewohnheit an, ein Buch zu führen, in welches sämmtliche Recepte, mit Bemerkung der Person, für welche — des Datums, an welchem sie verordnet, und der jedesmaligen Wiederholung, nebst etwaigen Randglossen, aufgezeichnet werden. Es ist nicht mit Wenigem auszusprechen, wie nützlich ein solches Buch der Familie, dem Hausarzte, besonders aber jenem Arzte wird, der eine Familie, die er noch nicht kennt, zur Besorgung übernimmt. In dies medizinische Album (damit das Kind einen Modenamen habe!) wird die Vaccination, jede Kinderkrankheit, bei aussetzenden Uebeln Tag und Stunde der Wiederkehr, der Dauer, und bei größeren Krankheiten von der Wärterin u. dgl. manche zu referirende Wahrnehmung, manche nicht zu vergessende Notiz eingetragen. Sollte Ordnung, das eigentliche Merkmal, daß etwas Geistiges auf Erden waltet, für die kritischen Epochen, wo zwischen Leben und Tod geschlichtet wird, allein nutzlos sein?

Man rechne nicht, wie ich es oft genug erlebt habe, alle Verschlimmerungen der Krankheiten den Medicamenten, alle Verbesserungen der sogenannten Natur an, — als ob der Arzt nichts Anderes zu thun hätte, als immer nur etwas Verkehrtes anzuordnen! Könnte es sich denn gar nicht treffen, daß sogar der Arzt einmal das Rechte getroffen hätte?!

Man wolle nicht gesünder sein, als man es, der angeborenen Beschaffenheit und der Lebensweise, die man führt, zu Folge, sein kann. Es gibt für uns hier unter dem Monde nur eine relative Gesundheit, — die absolute, wie alles Ideale, ist über dem Monde, oder, was auf Eins hinauskommt, in der Welt unserer Begriffe zu suchen. Mir fällt hiebei immer der berühmte General ein, der, als seine Truppen einen Moment zögerten, dem unvermeidlichen Tode entgegen zu marschiren, verdrießlich ausrief: „Hunde! wollt ihr denn ewig leben?“ — Man hätte oft, wenn man die Klagen gegen die Unzulänglichkeit der Heilkunst von Schwächlingen, die in den Tag hineinleben, anhören muß, etwas Aehnliches auf der Zunge. Es gibt krankhafte Zustände, mit denen man sich nun einmal abfinden, und nicht sich und den Arzt quälen muß. Freilich sind dies eben diejenigen, in welchen der Charlatan für eine Zeit lang reussirt, weil er da noch immer ein Mittelchen hat, wo der vernünftige Arzt die Achseln zuckt.

Man gewöhne die Kinder zur Folgsamkeit, und befehle nicht dem Doctor, eine andere Mixtur zu verschreiben, sondern dem Kinde, die verschriebene hinabzuschlucken. Damit hebt man eine der ärgerlichsten Qualen unseres Standes. Das Lächerliche des Nichtfolgens bei Erwachsenen habe ich schon oben bei Anlaß der zu empfehlenden Offenheit angedeutet. Als ob die Heilkunst nichts als ein Eigensinn im Gehirne des Hausarztes wäre! wen betrügt man denn? frage ich abermals.

Man schone auch des Arztes Gesundheit, damit er für die Andern sorgen könne. Hieher gehört die Reinlichkeit und Lusterneuerung in den Krankenzstuben, deren Vortheile ja auch wieder dem Kranken, wie seiner Umgebung, zu Gute kommen. Ferner das nicht gar zu bequeme und leichtsinnige Rufenlassen des Arztes wegen jeder Kleinigkeit, zumal des Nachts, — vielleicht, weil man nicht einschlafen kann.

Man habe Geduld! Dies Eine Wort faßt hunderte in sich. Geduld! warum soll sie nur der Arzt mit dem Patienten haben? Wer ist eher zu entschuldigen, wenn sie ihm ausgeht, — der, welcher nach Belieben schalten und walten, und dabei gesund werden möchte, oder der, welcher sich bewußt ist, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben, und nun dafür ausgescholten wird?

Man behandle die Aerzte mit besonderer Zartheit bei Consultationen. Es ist schwer, über diesen delicaten Punkt vis-à-vis des Publikums zu sprechen. Fühlt ein Arzt selbst das Bedürfnis, sich mit einem oder mehreren Collegen über einen bestimmten Fall zu besprechen, so ist nichts dagegen zu sagen; wünscht der Kranke oder die Seinen durch den Beitritt mehrerer Aerzte beruhigt zu werden, so wird der gewissenhafte

Ordinarius der Erste sein, der den Wink dazu auffaßt und sogleich bereit ist, aus Gründen, die hier nicht zu entwickeln sind; aber wenn wir die Sache genauer betrachten und die Wahrheit eingestehen, — so führen Berathungen selten an's gewünschte Ziel. Sie sind für einen idealeren Zustand der Medicin aufzusparen, wenn es keine Privat-Interessen, keinen Egoismus mehr gibt, wenn es den Menschen um das Wohl ihrer Brüder und um das Wissen zu thun ist, wenn sie sich einander verstehen und das Wasser den Berg hinauffließt. Und selbst, abgesehen von jenen Ereignissen bei Consultationen, welche wir hier im Auge haben, und welche leider! so oft die Würde unseres Standes in dem des Zuschauers herabsetzen helfen, — was kommt meistens, der Sache nach, heraus? Mir fällt Omar's Dilemma ein. Sind die Aerzte Eins, wozu bedurfte es der Berathung? sind sie uneins, — wer hat Recht? — So viel im Vorbeigehen, um wenigstens, was hier die Absicht war, Delicateſſe gegen den Ordinarius anzuempfehlen.

Man beobachte diese besonders bei Sterbefällen. Wenige Laien haben eine Vorstellung, was der Tod eines Patienten für den behandelnden Arzt ist. Hierüber allein wäre ein Buch zu schreiben, und wahrlich, ein treffendes Wort ist das eines von uns Allen geachteten Collegens aus unserer Mitte: „Der ärztliche Stand wäre ein herrlicher Stand, wenn die Todtenzettel nicht wären!“ Glaubt man, wenn sie geschrieben sind, ist's abgethan? Berechnet man die Gefühle des Arztes, der auch Mensch ist, wenn er den Freund, das Haupt der Familie, den einzigen Sohn täglich dem sicheren Ende entgegenschreiten sieht und nicht helfen kann? täglich trösten, verschweigen, erheitern soll und nicht helfen kann? täglich um Rettung angefleht wird und nicht helfen kann? wenn nun der gefürchtete Moment da ist, — vorbei ist, und, obwohl er sein Möglichstes gethan, doch ein leiser Zweifel, ob nicht doch etwas versäumt worden sei, sich in der Seele der Zurückgebliebenen herausdrängt, — ein Zweifel, der von Muthen und Hasen genährt und gemehrt wird? wenn er, zum Dank für rastlose, schmerzliche Bemühungen (denn ein Fall, der mit dem Tode endigt, ist meist auch ein schwieriger, der dem Arzte viele Besuche, Studien, Nachwachen, Sorgen gekostet hat) nun seinen Credit geschmälert, das Zutrauen geschwunden, und sich mit kalten Mienen und einem kargen Honorar, das er nur mit bitterem Gefühle nehmen kann, abgefunden sieht? Bedenkt das Alles, versetzt Euch lebhaft in den Zustand, den ich, mit so wenigen Zügen, nur ganz unvollkommen und lange nicht in seinem ganzen, nur dem Erfahrenen deutlichen Detail schildern konnte, — und entschließt Euch, den Arzt in solchen Fällen nicht bloß als Schuldtragenden zu behandeln!

Es scheint wohl Manchem, der nicht gewohnt ist, das Leben als Aufgabe zu betrachten, nicht gewohnt, sich zu fragen, was er Anderen zu danken hat, was er Anderen schuldig ist, — Manchem scheint es vielleicht seltsam anmaßend, daß wir hier Regeln vorschreiben, nach denen man uns behandeln soll. Allein wo Pflichten sind, — und deren haben wir genug! — da sind auch Rechte. Und wer soll sie aussprechen, wenn diejenigen schweigen, die sie anerkennen, die sie leisten sollen? wer kennt unsere Zustände, unsere darin wurzelnden Bedürfnisse, als wir? wer hat von Seite des Zartgefühls hier eher zu fordern? Wahrhaftig, der Arzt wäre eher zu entschuldigen, wenn er, gedrängt von Zeit, Gedanken, Geschäften, Aufgaben, die seine ganze, seine erste Aufmerksamkeit fordern, den Kranken in Rücksicht auf persönliche Feinheiten in wichtigen Augenblicken vernachlässigte, als umgekehrt! Da es aber von Adam's Tagen her eine goldene Regel bleibt: wer Adam's Enkeln etwas an's Herz legen wolle, müsse ihnen ihren, nicht seinen Vorthell zeigen, — so wiederholen wir hier, was denn auch seine völlige Richtigkeit hat, daß die Kranken dabei gewinnen und besser behandelt werden, wenn sie den Arzt besser behandeln.

Wir kehren so zum Anfange zurück und loben den Collegen, dessen Schrift uns veranlaßte, gemeinschaftlich mit ihm den Arzt als das wichtigste Heilmittel zu empfehlen, das auch seinen richtigen Gebrauch verleihe. Halte man dies Verhältniß einiges Nachdenkens werth, und man wird finden, daß diese Ansicht, dies Verfahren nebenbei ein gutes Prüfungsmittel abgebe, den Werth des gewählten Arztes zu erkennen.

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. C.)

(Fortsetzung.)

Die Sudorifera haben unsere Siebenbürger mit Andern gemein; eigenthümlich dürfte nur folgendes auf dem Lande sehr bestebtes seyn: Leintücher werden in eine sehr gesättigte heiße Lösung von Kochsalz eingetaucht und damit der Kranke ganz umwickelt; bald stellt sich ausgiebiger Schweiß ein. Bei chronischen Rheumatismen und der Gicht sieht man von diesem einfachen Mittel häufig vortreffliche Wirkung.

Die Quarantänen haben den öfteren Einbruch der Pest seit anderthalb Jahrhunderten zwar abgewehrt; gleichwohl drang sie in den Jahren 1756, 1786, 1813 und 1827 ein, verbreitete sich wohl nicht so weithin als ehemals, erinnerte aber dennoch an die von Alters her gerühmten Volksmittel dagegen, welche auch in

der That noch immer Vertrauen verdienen. Die Einreibungen mit Baumöl und Leinöl und der innerliche Gebrauch beider sind hier in älterem Rufe gestanden, als die Schriftsteller gewöhnlich annehmen; nebstbei wurden verschiedene Branntwein- und Essiggattungen, Del und Beeren von Wachholder und Lorbeer, bei Reicheren der Meßkabalum und andere aromatische Mittel als Präservative und Heilmittel gegen die Pest gepriesen; eine gemeinsame Panacee bildet der Labkraut. Auf die Pestbeulen selbst legte man Umschläge von Hirsemehl in Milch gekocht, von in Asche gebratenen Zwiebeln, Kohlblätter in heißem Wasser abgewelkt und darauf mit Butter, Leinöl oder Honig bestrichen; auch das türkische Cataplasma von frischem Kuhkoth wurde mit Erfolg gebraucht; ein alter wallachischer Viehhirt, berühmter Pestarzt und im Jahre 1786 weithin seine Praxis ühend, legte Umschläge von Maismehl, Essig, fein gestoßenem Pfeffer und Nießwurz auf die Beulen so heiß als erträglich, und ging die Eiterung nicht rasch genug von statten, so zog er ein Haarseil durch; keiner seiner Patienten soll gestorben und er selbst bei stetem Umgang mit Pestkranken immer verschont geblieben sein; als Präservativ ließ er Gesunde täglich baden und mit Del einreiben; wurde Jemand von pestähnlichen Symptomen befallen und erschienen die Beulen nicht bald, so mußte er in ein heißes Bad gebracht und sodann heftig frottirt werden; kamen über Nacht keine Beulen oder Pusteln, so wurde auf beiden Armen ein Haarseil gezogen, innerlich bekam der Kranke Wasser mit Essig gemischt.

Wie in Ungarn, so ist auch in Siebenbürgen das sogenannte ungarische Fieber (Esmör, Esémér) eine sehr häufige Volkskrankheit, die aber durchaus nicht als eine eigenthümliche, und nur in diesen beiden Ländern vorkommende angesehen werden darf, denn alle Erscheinungen derselben bezeichnen unverkennbar das gastrische Fieber mit verschiedenen Modificationen, bei dem die als charakteristisch angeführten knotigen Anschwellungen unter der Haut von den neueren Beobachtern nicht gesehen worden sind, und die durchwegs der gegen gastrische Fieber gerichteten Heilmethode nachgibt. Auch die dabei üblichen Hausmittel belegen daselbe, als Fasten, Brechmittel, Purgantien, geistige und saure Getränke, nebst erzwungenen heftigen körperlichen Bewegungen aller Art, vorzüglich beliebt ist das Reiben, Kneten und Reiben der Glieder unter gleichzeitiger Einreibung von frischem Speichel, Branntwein, Essig, Knoblauchsaffig, Essig mit Capsicum annuum u. dgl. gemengt, ja hie und da habe ich die Leute sich über den Rücken mit Füßen treten und wälken gesehen, während sie, auf dem Bauche liegend, vom Schweiß zu triefen begannen. Der häufige und mitunter gierige Genuß von Fleisch- und fetten Speisen wird als die gewöhnliche Ursache der Krankheit angesehen.

Bei örtlichen Entzündungen nimmt man seine Zuflucht zum Baum- und Leinöl, zur Dachsfette (innerlich), zum Absude des Krautes und der Wurzel von Malven, unter gleichzeitigen Einreibungen mit frischer Butter und fetten Oelen auf die angegriffene Stelle; man belegt dieselben mit Cataplasmen von Leinsamenmehl, Chamillen- und Fliederblüten in Milch gekocht und in eine Schweins- oder Ochsenblase gehüllt; Contusionen behandelt man durch Einwicklung des Theiles in die Haut von frisch geschlachteten Schafen mit gutem Erfolge. Abscesse zu zeitigen, werden in Asche gebratene Zwiebel aufgelegt, und sind sie einmal geöffnet, so trachtet man ehebaldigst den sogenannten Eiterpfropf herauszubekommen.

Ein großes Vertrauen setzen die Balachen auf den Salmiak (Ciprik), von dem sie nicht selten sehr unpassend und in großen Dosen Gebrauch machen. Bei dem Seitenstechen gilt er als probates Mittel, an das gleichzeitige Deleinreibungen gereicht werden. Wie bei den meisten Hausmitteln erwartet man auch hier von Einer derben, nicht aber von regelmäßig fortgesetzten Gaben sein Heil. Den mit Anginen Behafteten schlägt man warme Weinhefen als Cataplasma um den Hals, oder geschabtes und geröstetes Ochsenhorn in Säckchen, oder warmes Küchensalz oder warme Asche, welche wirksamer sein soll, wenn sie in einem alten Fußsegen (bei den weiblichen Patienten in Lappen eines alten Männerbeckens) gehüllt ist; man bedient sich ferner eines Limiments, einer Mischung von Honig, Salmiak und Veilchensyrup, oder Honig, Pulver von Kagenmünze (*Nepeta Cataria*), Kamillen, gebranntem Alaun und Kupfervitriol, oder Veilchensyrup und süßem Mandelöl. Als Gurgelwasser wendet man an: das Amylum in Wasser gekocht mit Essig, den Absud von rothen Rosenblättern, Braunheil (*Prunella vulg.*), Eisenkraut (*Verbena off.*), Fünffingerkraut (*Pentaphyllum reptans*), Saturey, Stocrosen (*Malva arb.*) u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frégier, über die gefährlichen Klassen der Bevölkerung großer Städte und die Mittel, sie zu bessern.

(B e s c h l u ß.)

Bei einem Blick auf die unreinen Regungen und die hartnäckige Verkehrtheit eines großen Theils der Massen erstaunt man wirklich weniger über das Ueble, das sie thun, als über das, was sie nicht thun, und man erfasst ganz die Schwierigkeiten, auf welche die öffentliche Gewalt stößt, welche sich deren Bekämpfung zur Aufgabe macht. Schon die Erklärungen Parent-Duchatelet's, jener so intelligenten, ehrenvollen Autorität, machten das Publikum besser mit den Verdiensten und Maßregeln der Polizei bekannt, und stellte uns diese tausendfach angefeindete Institution als den Inbegriff conservativer Interessen der Moral und der öffentlichen Ruhe dar. Sie ist auch in der That nur der gewaffnete Vortrab der Gesellschaft, welcher gegen das Heer von Lastern und Verbrechen, jenen Auswuchs großer Städte, kämpft. Dieses feindliche Heer hat seine eigene Disciplin, Strategie, Kriegssprache und seine eigene Hierarchie: Weiber, Kinder, Erwachsene, Greise haben ihren Platz und ihre Rolle in dieser unterirdischen Republik der moralischen Entartung. Man glaube ja nicht, daß dieses der öffentlichen Ordnung feindlich gegenüberstehende Heer bloß aus dem Abschraum der armen Klassen der Bevölkerung zusammengesetzt sei; nein, es bezieht seine Rekruten aus allen Abstufungen. Man zähle nur die Köpfe, in denen täglich Projekte des Diebstahls oder des Mordes in Gährung begriffen sind! Es sind ihrer 50,000, welche die Gesellschaft von Paris allein von verschiedenen Seiten mit Betrug, Diebstahl, Mord bedrohen. Man nehme nur Frégier's Werk zur Hand und folge diesem unermüdlchen Statistiker in der Aufzählung und Klassifikation dieser bedrohlichen Masse; die Chiffren, welche er angibt, verdienen das vollste Zutrauen und sie enthalten fürchterliche Aufklärungen. Eines von den vielen Beispielen wird hinlänglich sein, diese Wahrheit darzuthun. 265,000 Arbeiter jedes Geschlechts und Alters bewegen

sich zu Paris vom März bis zum November, wo die Arbeiten im vollen Gange sind; ein Theil dieser Masse ist schwankend, während dem der andere fix ist; 50,000 sind verheirathet oder leben im Concubinat; der weibliche Theil der arbeitenden Klasse kann auf 40,000 gerechnet werden, von denen 20,000 unverheirathet sind. Von dieser Masse sind nicht weniger als 55,000 mehr oder weniger als der moralischen Entartung heimgefallen zu betrachten, während dem die Menge der Unmäßigen, welche auf dem sicheren Wege in die Reihen der ersteren begriffen sind, eine zweite Kategorie bilden, die sich auf 17,000 beläuft. Hierzu kommen noch gegen 4000 Lumpensammler, von denen wenigstens 2000 dem Auswurfe der Gesellschaft beizuzählen sind. Dies wäre also eine Reihe von Daten, deren wechselseitige Combination Herrn Frégier zu dem traurigen Schlusse brachte, daß das Drittel der Arbeiter eine Beute der Entartung und des Lasters sei!

Darf man aber diesem nach schon behaupten, daß die Moralität um so tiefer sinke, je tiefer man an der Stufenleiter der Gesellschaft hinabsteigt, und daß da, wo Armuth und Entbehrung ist, auch beständig das Laster, die Entehrung, das Verbrechen zu suchen sei? Ein solcher Schluß wäre in unseren Augen paradox und verächtlich, und wir würden trotz aller Achtung, welche wir für Herrn Frégier hegen, sein Buch lieber zerrissen, als besprochen haben, wenn er sich zu solchen Schlüssen hätte verleiten lassen. Allein er ist weit davon entfernt, dies zu thun, denn nachdem er die Gesellschaft von ihrer traurigen Schattenseite betrachtet hat, wirft er auch einen Blick voll Heiterkeit auf die untersten Klassen derselben. Die Natur seines Gegenstandes zwang ihn, die Fehler, Irrungen, Täuschungen und Schwächen, welche früher oder später fast unvermeidlich in zerstörende Leidenschaften ausbrechen, aufzudecken; allein wenn er sie nach diesen Details im Ganzen betrachtet, gestalten sich seine Ideen über dieselben ganz anders, denn dann gefällt er sich darin, auch ihren Tugenden das Wort zu sprechen, und unter der rauhen Außenseite von Naturen, welche keine Erziehung veredelte, die edelsten Keime und die erhebendsten Charakterzüge zu entdecken. „Die arme Klasse,“ sagt er, »ist es, welche ihm die seltensten und rührendsten Beispiele der Güte, Liebe und Menschlichkeit darbot; hier war es, wo er die Hingebung, die Stärke im Unglück und die Barmherzigkeit des Dürftigen gegen den minder Dürftigen so oft sich entfalten sah.“ Obwohl es mehrere tausend gefährliche Individuen aus allen Klassen gibt, so dürfen diese doch nicht als Repräsentanten der ganzen Gesellschaft angesehen werden; denn eben im Volke nur liegen die immer lebendigen Quellen der Nationalgröße und Moralität, und durch die progressiven Fortschritte ihrer aufgeklärten Glieder erneuert sich die Moralität auch in den höheren Sphären der Gesellschaft. Das Volk gleicht der Erde, auf welcher es lebt; so wie diese neben ihren Pfügen und Morästen auch ihre klaren Seen und Ströme hat, ist auch jenes, obwohl es in seiner Mitte faulende Stoffe trägt, das gemeinschaftliche Reservoir jener moralischen Elektrizität, welche durch ihr rasches Ausstrahlen die ganze Bevölkerung belebt.

M i s c e l l e n .

— In der stationären medizinischen Klinik der Universität zu Königsberg wurden vom 1. Januar bis zum 31. December 1839 behandelt 147 Personen;

unter diesen waren vom vorigen Jahre übertragen 8, neu aufgenommen also wurden 139 Personen. Vollständig geheilt wurden 109, gebessert 16, ungeheilt mußten entlassen werden 4, es starben 9, und beim Jahreschluß blieben in der Behandlung 9. Es waren 44 chronische und 103 akute Fälle. Die mit der stationären Klinik verbundene ambulatorische und Polyklinik behandelte eine bedeutende Anzahl Kranker. In der königl. chirurgischen und Augenkranken-Klinik und Polyklinik wurden hieselbst im Jahre 1839 überhaupt 1056 Kranke behandelt. Davon wurden geheilt 840, gebessert 56, ungeheilt entlassen 16, an andere Anstalten abgegeben 23, blieben fort 61, starben 14, verblieben beim Jahreschluß 46. Die Zahl der chirurgischen Operationen belief sich überhaupt auf 702, wovon aber nur 96 der höheren Chirurgie angehörten.

— In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der königl. Akademie zu München vom 14. März legte Conservator Steinhilf einige von ihm erzeugte Lichtbilder vor, die sich darin wesentlich von den Daguerre'schen unterscheiden, daß sie ganz aus Kupfer bestehen und nicht bloß, wie die von Simmly, leise Berührung, sondern selbst starke Reibung und starken Druck ertragen, ohne Schaden zu leiden. An Deutlichkeit stehen diese Bilder den Daguerre'schen nicht nach. Die Lichter sind durch matte, die Schatten durch glänzende Kupfer-Oberfläche gebildet. Er hat dieses Ergebnis dadurch erzielt, daß er Daguerre'sche Bilder in gesättigte Auflösung von reinem Kupfer-Vitriol brachte, und nach Art der Jakob-Galvanischen Kupferbildungen, durch Galvanischen Strom, mit einer sehr dünnen Kupferplatte überziehen ließ. Dieses Kupferplättchen ist so vollkommen Aequidistante der Metall-Unterlage, daß sich Glanz und Mattigkeit des Daguerre'schen Bildes in Kupfer reproduziert, als wäre letzteres durchsichtig geworden. Bei einer gewissen Dicke der Schicht ist der Effekt ein bester. Die Operation fordert aber eine besondere Sorgfalt und Reinheit der Stoffe. Durch Umtauschen der Elektroden kann übrigens das Kupferbild wieder hinweggenommen werden und so die Platte aufs Neue dienen.

— Herr Fowell-Buxton besucht in Rom die Gefängnisse und Wohlthätigkeits-Anstalten, und trachtet überall zu deren Vervollkommnung beizutragen. Am 16. März hatte der Hannover'sche Gesandte, Legationsrath Restner, die Ehre, Herrn Buxton Sr. Heiligkeit dem Papst vorzustellen, welcher den edlen Reisenden auf das gnädigste empfing, und ihn nicht allein aufforderte, seine Bemerkungen über die Gefängnisse in Rom ausführlich mitzutheilen, sondern die Freimüthigkeit, mit welcher dieser Bericht abgestattet wurde, voll theilnehmender Humanität aufnahm. Er wird eine eigene Abhandlung über diesen Gegenstand später dem Papst überreichen und vermuthlich durch den Druck bekannt machen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Mgott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonmirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 36.

Montag, den 4. Mai 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Mittheilungen aus Constantinopel — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Dr. Macdonald über das Irrenhaus zu Bloomingdale. — Miscellen.

Mittheilungen aus Constantinopel.

(Von N. Leval, Mitglied des Quarantain-Conseils daselbst. *)

Gern erfülle ich den Wunsch, den Sie mir zu erkennen gegeben, Sie von den Resultaten der Arbeiten, welche seit Kurzem zur vollständigen Organisirung der Quarantaine in der Türkei unternommen werden, von Zeit zu Zeit in Kenntniß zu setzen.

Ohne Zweifel ist Ihnen die Meinung einiger Aerzte bekannt, daß die Pest in Constantinopel eine daselbst ursprünglich erzeugte (endemische) Krankheit, und daß daher die Einrichtung von Quarantainen in dieser Stadt eine vollkommen rein unnütze und überflüssige Maßregel wäre. Bevor ich also in Betreff der hier im Interesse des öffentlichen Gesundheitswohls eingeleiteten Maßregeln zu irgend einer näheren Mittheilung schreite, halte ich es für passend, zuerst einen prüfenden Blick auf die Thatsachen zu werfen, welche geeignet sind, die eben ausgesprochene Ansicht mancher Aerzte zu widerlegen und vielmehr zu beweisen, daß die Pest keine dem Klima von Constantinopel inhärirende, sondern eine von Außen eingeschleppte Seuche ist, so daß wenn diese Hauptstadt so oft das Opfer dieser schrecklichen Krankheit ist, dies nicht sowohl in deren atmosphärischer Constitution, als vielmehr in der Sorglosigkeit und dem Mangel an Vorsichtsmaßregeln zu suchen sei, die sich bisher die Bewohner Constantinopel's zu Schulden kommen ließen. — Die

*) Aus dessen Briefen an die Redaction.

Geschichte lehrt, daß Venedig und Genua die zwei Staaten sind, die im Mittelalter die meisten Verbindungen mit dem Orient hatten. Die Venetianer hatten jedoch in einem Zeitraum von acht Jahrhunderten neunundsechzigmal die Pest zu überleben, während die Genueser in demselben Zeitraume von dieser Krankheit nur siebenmal heimgesucht wurden. Untersucht man aber die commercziellen Verbindungen beider genannten Völker, so findet man, daß Venedig in vielfacher Berührung mit Egypten und Syrien gestanden, während Genua seine Handelspeculationen mehr auf den Bosporus und das schwarze Meer richtete. Auch darf man nicht vergessen, daß Constantinopel, welches seit dessen Eroberung durch die Türken so oft von der Pest verwüthet worden, vor dieser Epoche von dieser Seuche beinahe gänzlich frei war, und diese Immunität erst von dem Augenblick verlor, wo es mit Egypten in nähere Beziehungen versetzt worden war. Schon diese geschichtlichen Thatsachen dürften den Beweis liefern, daß die Pest keinesfalls in der türkischen Hauptstadt ihre Geburtsstätte hat. Allein was die Geschichte uns in dieser Beziehung lehrt, damit stimmen auch die statistischen Aussagen der Register überein, welche in den verschiedenen Lazarethen Europa's geführt werden. Die Untersuchungen, welche Hr. Segur-Dupeyron, Secretär des Ober-Sanitäts-Conseils, in dieser Beziehung angestellt hat, lehren, daß seit dem Jahre 1721 bis zum Jahre 1834 die Pest-Lazarethe einunddreißigmal angesteckt wurden; daß die Schiffe, welche die Pest eingeführt haben, achtzehnmal aus Egypten und Syrien, zweimal aus Constantinopel und eifsmal aus verschiedenen anderen Gegenden gekommen waren. Selbst bei den zwei eben erwähnten Fällen, in denen die Seuche von der türkischen Hauptstadt ausgegangen zu sein schien, blieb die wahrhaft pestartige Natur dieser Krankheit noch immer zweifelhaft; denn von den zwei Personen, die davon ergriffen waren, bot der eine Kranke eine Parotidengeschwulst dar und genas, während der andere während des ganzen Verlaufes der Krankheit nur einen, mit Fieberbewegungen verbundenen Furunkel an dem Unterschenkel hatte. Constantinopel ist meiner Ueberzeugung nach durchaus nicht eine ursprüngliche Geburtsstätte der Pest, und man kann die türkische Regierung nicht genug dafür loben, daß sie Maßregeln trifft, um den Verwüthungen dieser Geißel Einhalt zu thun und ihre Aufmerksamkeit auf die von ihr seit zwei Jahren errichteten Quarantainen gewendet hat, deren Gang nur für kurze Zeit durch den Tod Sultan Mahmud's verzögert wurde.

Sie wissen, daß ein zur Leitung der Quarantaine eigens bestimmtes Conseil (Conseil superieur de Quarantaine) in dieser Hauptstadt

errichtet worden ist. Dieses Conseil besteht aus einem Präsidenten und dem ihm zugetheilten Secretär — Beide Türken —, aus einem Director (directeur-conseiller), aus vier Aerzten, die auf deutschen, italienischen und französischen Akademien gebildet wurden, und endlich aus Beisitzern (Delegirten) von den Gesandtschaften Frankreichs, Englands, Rußlands, Oesterreichs, Preußens und Sardinien's. Der Director dieses Ober-Conseils ist Herr Louis Robert, ein Franzose, der sich seit vielen Jahren mit dem Quarantain-Wesen beschäftigt, und auch mit der Organisation mehrerer Sanitäts-Dienstzweige in Griechenland beauftragt war (wo er den Orden des Erfinders erhalten hatte). Er ist es, der zunächst die zu den Quarantainen nöthigen Maßregeln in Vorschlag bringt. Die Delegirten der obgenannten Gesandtschaften haben die Aufgabe, so viel als möglich für die Interessen des Handels zu wachen und dieselben mit den nöthig gewordenen Sanitätsmaßregeln in Uebereinstimmung zu bringen. Bei ihnen werden die Reclamationen eingereicht, welche von Seite der Kaufleute oder der Schiffs-Capitaine erhoben werden, falls dieselben irgend einen gerechten Grund zu einer Klage gegen die türkischen Sanitätsbehörden haben würden, in so fern diese letzteren aus Mangel an hinreichenden Erfahrungen die ihnen eingeräumten Rechte überschreiten sollten. Die Delegirten haben auch das Recht und die Pflicht, die europäischen Unterthanen zu zwingen, sich die Opfer gefallen zu lassen, die das öffentliche Gesundheitswohl ihrerseits zu bringen erheischt; endlich ist es ihre Pflicht, darüber zu wachen, das die vom Conseil beschlossenen Maßregeln (die dem commerciellen Europa, wenigstens bevor sie noch im Gange sind, mehr oder weniger Opfer kosten dürften) von Seite jener Nation, die noch wenig geeignet ist, deren Heilsamkeit und Dringlichkeit einzusehen, mit der gehörigen Strenge und Genauigkeit gehandhabt werden.

„Die Functionen des Sanitäts-Conseils umfassen,“ nach dem Ausdruck seines Reglements, „Alles, welches zum Zweck hat, das Reich vor dem Einschleppen ansteckender Krankheiten zu schützen, mit Handhabung der Mittel, sie zu entdecken und zu tilgen.“*) Dieser Rath versammelt sich regelmäßig einmal in jeder Woche, discutirt über die vom Director vorgeschlagenen Sanitätsmaßregeln, und unterlegt diese Vorschläge durch ihren Präsidenten der Sanction der hohen Pforte erst dann, wenn sie durch Mehrheit der Stimmen angenommen wurden. Eine mit den Quarantain-Aerzten, welche die Regierung in die vorzüglichsten Punkte des Reiches gesendet, stets

*) „Les fonctions du Conseil de Santé sont, d'embrasser tout ce qui tend à préserver l'empire des maladies contagieuses, et les moyens de les découvrir et de les extirper.“

unterhaltene Correspondenz setzt diesen Rath in die genaueste Kenntniß von dem Gesundheitszustande der verschiedenen Provinzen, wodurch derselbe alsogleich die geeigneten Maßregeln einleiten kann, um die Hauptstadt, falls sich die Pest in einer Provinz zeigt, vor der Seuche zu schützen und gleichzeitig die Mittel anzugeben, welche zum Zwecke haben, das Umsichgreifen der Pest in der Provinz, wo sie eben ausgebrochen, zu hemmen. Da dieses Conseil erst seit Kurzem definitiv gebildet ist, so konnte dasselbe wegen Mangel an Zeit bis jetzt *) noch nicht alle vom Director vorgeschlagenen Entwürfe und Vorschläge discutiren, annehmen und der Sanction der Regierung vorlegen; allein vorläufig hat es sich zur nächsten Aufgabe gemacht, darüber zu wachen, daß die Sanitätsvorschriften, welche schon in Kraft bestehen, mit aller Strenge beobachtet werden. Daher es die Pflicht nie aus den Augen läßt, die wichtige und ehrenvolle Function, die ihm anvertraut, mit aller Gewissenhaftigkeit zu erfüllen.

Hier haben Sie, mein Herr, eine kurze Idee von dem Sanitäts-Conseil. Es sei mir erlaubt, dieses Schreiben mit der Bemerkung zu schließen, daß, falls Sie an den eben gegebenen Details einiges Interesse finden, ich in kurzer Zeit im Stande sein werde, Sie theils von den schon in Ausführung gekommenen Sanitätsmaßregeln, theils mit denen, die erst im Entwürfe sind, endlich mit dem Zustand der Lazarethe u. s. w. auch ferner in Kenntniß zu erhalten.

*) Dieses Schreiben ist datirt vom 17. März d. J.

(Ein zweites Schreiben des Herrn Leval vom 23. März im nächsten Blatte)

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

(Fortsetzung.)

Chronische Rheumatismen und Gicht werden mit dem innern Gebrauche des Birken-saftes, welchen man im Frühjahr durch Anbohren oder Anschneiden der Birken gewinnt, behandelt; ferner durch Frottirungen mit Flanell, das mit den Sproßen des Seidenbaums (Juniperus Sabina), mit Bernstein, mit Weihrauch, oder gemeinem Tannen- oder Fichtenharze durchräuchert wurde; mit Kräutern und mit Ameisenbädern. Der einfache Kampher, der Salmiakgeist, das käufliche Opodeldok, das Terpentinöl und das Steinöl finden zu Einreibungen gleichfalls häufige Anwendung. Als wahres Specificum rühmt man das Tangelmoos (Lycopodium Selago Linn., Muscus erectus), welches in Siebenbürgen

auf steinigem Bergen häufig wächst; dieses, zu den narkotisch-scharfen Arznei-
 Stoffen gehörige und in Rußland als Brech- und Purgiermittel in kleinen Gaben
 benützte, Mittel wird mit Wein gekocht, geseiht und früh Morgens bei nüchternem
 Magen kühl getrunken; bis Mittags oder Abends enthält sich der Patient aller
 Speisen und schon auf eine große Gabe soll bisweilen der chronische Rheumatis-
 mus oder die Gicht weichen; bei kleineren Gaben soll aber eine Wiederholung
 nöthig sein. Auch Aerzte bestätigen diese Wirkung und bemerken, daß bei Kran-
 ken, welche eine größere Gabe nahmen, nach einigen Stunden heftiges Erbrechen,
 Diarrhöen, Gefühl von sehr empfindlichem Ameisenkriechen durch den ganzen
 Körper und besonders in den Gelenken, und ein sehr reichlicher Schweiß er-
 folgten; ja bisweilen traten Störungen ein, in den Sinnesverrichtungen, Schwindel
 und Convulsionen. Diese Erscheinungen schrecken den gemeinen Mann nicht ab,
 sondern lösen ihm vielmehr als Zeichen der Wirkung des Mittels und Boten der
 Besserung um so mehr Vertrauen ein, da er manche Personen nach denselben aus
 Zuständen hergestellt gesehen hat, die jahrelang dauerten und den übrigen Kuren
 hartnäckig trogten. Gleiche Erfolge ergeben sich (wie man auf dem Lande, beson-
 ders bei den Sachsen und Walachen häufig behaupten hört) von dem Gebrauche
 der frischen Belladonna- und der Mandragorawurzel; auch diese werden bis zur
 Narke in großen Gaben versucht. Das Dunsbad, auf eine rohe Art bereitet,
 zählt ebenfalls viele Verehrer, besonders bei begränzten Localaffektionen, auf
 welche man den Dunst partiell hinleitet; hier steht auch ein schmerzstillendes und
 auflösendes Pflaster im Rufe, das aus dem Saft des Meerrettigs, Minium,
 Wachs, Del, Pulver von Nelkenpfeffer, Zimmt, Lorbeeräpfeln und Birkenasche be-
 reitet und aufgelegt wird. — Die Milchkur, durch Wochen und Monate fortge-
 setzt, empfiehlt man besonders jenen Rheumatikern und Gichtpatienten, welche an
 Fleischdiät und Genus des Weins gewöhnt sind, und erzählt namentlich bei Podagra
 mannigfache gelungene Heilungen. Diese Form der Gicht muß, den Traditio-
 nen der Laien und Aerzte gemäß, ehemals in Siebenbürgen sehr häufig gewesen
 sein; wir haben sie seltener gefunden und die Aerzte des Landes bestätigen das-
 selbe. Merkwürdigerweise bezeichnete man ehemals den häufigen Genus von jun-
 gen Hühnern als die vorbereitende Ursache des Podagra. Bei rheumatischen
 Zahnschmerzen wird eine Unzahl von Mitteln angepriesen, welche von den fast
 aller Orten in der Welt angewendeten nicht verschieden sind.

Bei fieberhaften Ausschlagskrankheiten hält das Volk insgemein
 ein warmes Verhalten für nöthwendig; ehemals — ja unter dem Landvolke hier
 und da noch heutzutage — stunden die erhitzenden, schweißbetreibenden und Ab-
 führungsmittel in großen Ehren; Dr. Lange erzählt von den griechischen Kaufleuten,
 welche besonders um Kronstadt häufig wohnen, daß sie eine Bolusart, Lentzug
 genannt, messerspitzweise als Specificum bei acuten Ausschlägen, um Schweiß zu
 erregen, darreichten, während der gemeine Mann zu gleichem Zwecke die gepul-
 verten Rüben- und Akeleyamen (*Aquilegia vulgaris*) in einem Abfud von Rüben
 anwendete. Derselbe Arzt klagt auch über den Unfug, den man mit solchen Mitteln
 überhaupt, vornehmlich bei dem häufigen Scharlach, getrieben und wovon er viele
 gefahrvolle, ja tödtliche innere Entzündungen entstehen beobachtet habe. — Seit
 die Kuhpockenimpfung geregelt überall vollzogen wird, sieht man in Sieben-
 bürgen die Blattern äußerst selten und dann gewöhnlich nur die Varioloïden

oder Varicellen; noch kommen nicht wenige von den Blattern entstellte oder wenigstens scharf gezeichnete Gesichter unter ältern Individuen vor, und in der Tradition des Volks leben noch Erzählungen fort von der Heftigkeit, womit diese Krankheit Gemeinden und Kreise befiel, und gemeiniglich den größten Theil der jüngern Generation wegraffte.

An Hausmitteln bei Wechselfiebern ist unter dem Volke in Siebenbürgen ein eben so großer Ueberfluß, als in Ungarn und in andern Ländern, wo diese Fieber häufig waren oder noch sind. Auch hier zu Lande zeigen sich in den letzten Jahrzehenden, vornehmlich im letzten, weit weniger Wechselfieber als ehedem, und der Genius der Krankheiten hat die auch anderwärts beobachteten Veränderungen erlitten, deren Hauptzug der gastrisch-dynamische Charakter bleibt. Die Paroxysmen des Wechselfiebers sucht man durch einen Kaffee-Absud, mit frischem Citronensaft getrunken, zu vernichten, was auch oft, besonders nach vorausgeschickten stuhlbeördernden Mitteln, gelingt; Krebsaugen mit Essig oder Citronensaft gesättigt, während des Fieberfrostes genommen, — Aufgüsse von Chamillen, Kardobenediktenkraut, Wermuth, Taufendguldenkraut, Rheinfarre (*Tanacetum vulg.*), Salbei, Gottesgnadenkraut (*gratiola* off.), Enzianwurzel (*gentiana lutea* und *pannonica*), Nelkenwurzel u. m. a. mit oder ohne Senneblättern in Wasser, Wein oder mit Brantwein versetzt, braucht man in der fieberfreien Zeit; so auch den Saft gepreßt aus Wermuth, Raute, Kettig und Meerrettig (Krän), ferner das Pulver der (sehr scharfen) Aronswurzel. Eine Mischung von Maiblümchen-Essenz, Fichten- und Wachholderöl zu 10 bis 12 Tropfen früh und Abends in Brantwein getrunken, Citronensaft oder Terpentin mit Brantwein, ferner die Blüten vom Roggen zu 10 Gran, gepulvert mit Wasser oder Weingeist, Abends genommen, werden in die Reihe trefflicher Fiebermittel gezählt. Das Letztgenannte hat auch Dr. Lange bei Tertian- und Quartanfieber im Sommer bewährt gefunden; es erfolgt auf seine Anwendung reichlicher Schweiß. Als ein sehr vorzügliches Mittel rühmt man bei Quartanfiebern noch den Aufguss von Mantwurzel, welcher nach Abführmitteln gebraucht werden soll. Aromatische, bittere und scharfe Mittel werden noch in großer Menge und Mannigfaltigkeit gerühmt und angewendet. Merkwürdig ist es, daß in einigen Gegenden auch die Rinde des Vogelfirschaumes (*prunus padus*) gepulvert mit Erfolg gegeben wird; bekanntlich enthält dieselbe etwas Blausäure. Starke Weine, heiß und gepfeffert, sind ebenfalls ein beliebtes Hausmittel. Auch starke körperliche Bewegungen bei bevorstehendem Froste und ausdauernd bis zum Schweiß genießen Ruf und Anwendung. Bei Kindern, welche alle Heilmittel verschmähen, sah auch Dr. Lange von dem häufig empfohlenen Saft des Kettigs, mit Mehl zu einem Breiumschlage angemacht und auf den Bauch gelegt, immer gute Wirkung; gleichwie von einem auf gleiche Weise unmittelbar vor dem Paroxysmus applicirten Gemenge von Muskatnuß, Zimmt, Wermuth, Nelkenblüthen, Krausemünze und schwarzem Brod, in Wein abgekocht; es folgt darauf reichlicher Schweiß. Man lobt übrigens auch einen Ueberschlag auf die hohlen Hände von Spinnweben, zerstoßenem Knoblauch, Pomeranzenrinden, Liebstöckelkraut und Zaunrübenwurzel. Zuweilen sieht man auch Mütter mit Vertrauen das innere Häutchen von Hühnereiern über den Ringfinger ihrer Kleinen wickeln. Hier befinden wir uns an der Gränze der Zauberei und Sympathie; beide haben auch in Siebenbürgen Wunder gewirkt. Man schrieb und schreibt noch das

Fieber ab, reicht Amulette, Schuzzettel, vergräbt oder verbrennt eigene Namen u. s. w. Der walachische Landmann besonders vertraut diesen Mitteln nicht wenig, läßt beten und betet selbst — und weiß der Erfolge viele und gewichtige zu rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Macdonald über das Irrenhaus zu Bloomingdale*).

Das Irrenhaus zu Bloomingdale ist eines der ältesten in den vereinigten Staaten, und zugleich eines der größten. Dr. Macdonald's Bericht erstreckt sich jedoch nicht weiter, als auf das Jahr 1821, wo das gegenwärtige Gebäude ausschließlich für Geistesranke bestimmt wurde, und auch sein gegenwärtiges Reglement erhielt. Von dieser Epoche an wurden bis auf das Jahr 1836, 2037 in die Anstalt aufgenommen, auf welche Zahl sich auch die statistischen Details Macdonald's stützen, welche übrigens wohl geeignet sind, einiges Licht über die Aetiology dieser Krankheit zu verbreiten.

So beschäftigte man sich immer viel mit der Epoche des Eintritts der Geistesranke in die betreffenden Anstalten; von so mittelmäßiger Wichtigkeit uns dieser Umstand erscheint, da der Eintritt in die Irrenanstalt selten mit dem eigentlichen Anfange der Krankheit in eine und dieselbe Periode fällt, so stimmen dennoch die von Herrn Macdonald erhaltenen Resultate mit denen überein, welche Herr Esquirrol zu Charenton in den Jahren 1826—1828 erhielt, daß wir sie der Sonderbarkeit halber hier mittheilen wollen. In beiden Anstalten wurden in den Monaten Jänner und Februar die wenigsten Kranken aufgenommen; vom März an vermehrte sie sich bedeutend, erreichte ihre größte Höhe in den Sommermonaten, und nahm endlich mit dem Herbst wieder ab. Macdonald glaubt, daß die große Frequenz in den Sommermonaten darin ihren Grund habe, daß zu dieser Zeit die schädlichen physischen und moralischen krankheitszeugenden Ursachen von hoher potenzirter Wirksamkeit sein müssen.

Von den 2037 Geistesranke waren 1346 männlichen Geschlechts, 691 weiblichen. Der Verfasser schreibt diese bedeutende Differenz zum Theile der Unmäßigkeit zu, welche in den vereinigten Staaten eine häufige Ursache der Geisteszerrüttung ist, und theils dem Umstande, daß man sich in Familien schwerer dazu entschließt, geistesranke Frauenzimmer in Irrenanstalten zu geben.

Bei Gelegenheit der physischen und moralischen Ursachen des Wahnsinns, wirft der Verfasser auch die Frage auf, ob diese Krankheit in der neuen Welt häufiger sei als in der alten, was man nach den in einigen Staaten der Union erhaltenen Resultaten wohl glauben möchte. Allerdings scheint die in den vereinigten Staaten so rege Industrie, die Rolle, welche jeder Bürger in den politischen Angelegenheiten zu spielen berufen ist, und die Wichtigkeit, welche man dort auf dieses Recht legt, einen thätigen Einfluß auf die Entwicklung von Geisteskrankheiten zu haben.

Norwegen ist das einzige Land Europa's, in welchem man genaue Documente über die Anzahl der Geistesranke erhalten hat; man zählt dort einen Wahnsinnigen auf 551 Einwohner, ein Verhältniß, welches viel bedeutender, als jenes in Amerika ist.

*) Aus dem „New-York Journal of Medicine and Surgery.“

In Bezug auf die physischen und moralischen Ursachen glaubt Dr. Macdonald, daß man den letzteren nicht alle hier so nothwendige Aufmerksamkeit geschenkt habe, und daß man oft etwas für eine Ursache der Krankheit hielt, was doch Wirkung derselben sei; in Bloomingdale hätte man sich immer bemüht, diesen Fehlern auszuweichen, und daher rührten auch die großen Differenzen zwischen den Resultaten dieser Anstalt, und jenen von Charenton und der Salpêtrière.

Das Totalverhältniß der Heilungen war 44:100; ober aus einer Tabelle, welche die Zahl der glücklichen Kuren jedes einzelnen Jahres enthält, ergibt sich, daß bis zum Jahre 1821 dieselbe fortwährend, wenn auch nur langsam, im Zunehmen begriffen war.

Miscellen.

— Der „Globe“ behauptet, es sei irrig, wenn man glaube, daß die Chinesen den Opiumhandel deshalb zu hemmen suchten, um dem Genuße des Opiums zu steuern, denn es sei bekannt, daß die chineesische Regierung schon lange darüber verathschlage, den Anbau der Mohnpflanze im Inlande zu befördern und zu erweitern, und wenn dies nicht geschehe, so sei daran nur die Schwierigkeit Schuld, das dazu erforderliche Land dem Anbau anderer nothwendigerer Erzeugnisse zu entziehen, und die Ueberzeugung, daß das Volk dennoch das fremde Opium vorziehen werde. Der Grund der Besorgnisse, die der Schleichhandel erwecke, liege darin, daß dadurch die Europäer in Berührung mit den Küsten-Bewohnern gebracht würden und die Ausfuhr von Silber vermehrt werden könne, was man für ein großes Unglück halte. Die Barren beständen aus eingeschmolsenen Dollars und einheimischem Silber, und in England finde man darin gewöhnlich etwas Gold, das die Chinesen nicht auszuscheiden wüßten. Das Silber würde gewöhnlich gegen Opium eingetauscht und nach Canton geschickt, oft versteckt unter Waaren, die zum erlaubten Handel gehörten.

— Die Emission des Papiergeldes, welche die Pforte beabsichtigt, wird wahrscheinlich ganz unterbleiben, sie ist wenigstens vertagt. In einem Lande, in dem so oft die Pest herrscht, dessen erst erstandene Quarantaine-Anstalten sich noch nicht bewähren konnten, würde unstreitig Papiergeld ein großes Hemmniß für den Verkehr abgeben. Die sanitätsmäßige Reinigung eines Papiers, das in Einem Tage in hundert verschiedene Hände übergeht, wäre zu Zeiten, wo die Pest herrscht, schlechterdings unmöglich. Die Pforte sollte statt des Papiers irgend ein anderes Material wählen, das sich wenigstens so leicht wie Metall reinigen ließe, sonst ist sie in Gefahr, alle ihre rühmlichen Anstrengungen in gesundheitspolizeilicher Hinsicht ganz zu nichts zu machen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 37. Donnerstag, den 7. Mai 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Mittheilungen aus Constantinopel — Bemerkungen über die Anzahl der Medizin Studirenden auf den preussischen Universitäten während der siebenzehn Jahre 1822 bis mit 1838. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Mittheilungen aus Constantinopel.

(Von A. Leval, Mitglied des Quarantain-Conseils daselbst. *)

Während das Quarantain-Conseil die Aufgabe hat, durch geeignete Maßregeln dem Eindringen der Pest in das türkische Reich und deren Fortschritten, im Falle sie schon ausgebrochen, Schranken zu setzen, besteht zugleich eine allgemeine Sanitäts-Intendanz (Intendance générale de Santé), welche für die Handhabung und Ausführung der vorgeschriebenen Maßregeln Sorge trägt. Der Präsident des erstgenannten Conseils, dessen Secretär Herr Robert, so wie zwei, dem Conseil beigegebene Aerzte bilden diese Commission. Sie hält unter ihrem unmittelbaren Befehl das ganze bei dem Sanitätsdienste angestellte Personal, und wacht mit der größten Sorgfalt darüber, daß jeder Angestellte mit gebührender Strenge die ihm angewiesenen Pflichten vollziehe. Durch eine Correspondenz, welche diese Intendanz mit den, in den verschiedenen Provinzen des Reiches vertheilten Aerzten stets unterhält, erhält sie täglich einen ausführlichen Bericht über Alles, was im Lazareth vorgeht, hält ein genaues Register, in welches so viel als möglich die Krankheitsform und die Anzahl der in der Stadt Gestorbenen eingetragen werden, und übt überhaupt die strengste Ueberwachung über Alles, was für die öffentliche Gesundheitspflege von Nutzen ist. Das sogenannte organische Reglement, welches die türkische Regierung im Einverständniß mit den euro-

*) Zweiter Brief an die Redaction. (S. Nr. 36.)

päischen Gesandtschaften im Juni 1839 festgesetzt hat, dient den Beschlüssen der Intendanz zur Basis, und sie dringt von Tag zu Tag immer strenger auf dessen Ausführung. Unterstützt von den Kanzleien der Gesandtschaften, verlangt sie mit Strenge, daß jedes in Constantinopel ankommende Schiff mit einem Sanitäts-Patent versehen sei, und daß dieses Patent dem Capitän zurückgegeben werde, sobald die erforderliche Vorschrift beobachtet worden ist. Die Intendanz nimmt drei Arten von Patenten an, und zwar das sogenannte reine, dann das verdächtige und das wirklich verunreinigte (*patente nette, suspecte, brute*). Das reine Patent findet Statt, wenn es 30 Tage nach dem letzten Pestfalle ausgestellt ist. Geschieht diese Ausstellung schon nach 15 Tagen, so wird das Patent verdächtig genannt, und endlich ist es verunreinigt, wenn dasselbe innerhalb des Zeitraumes von 15 Tagen nach dem letzten Pestfalle ausgestellt worden ist.

Im ersten Falle (*patente nette*) kann das Schiff frei mit der Stadt communiciren; im zweiten Falle (*patente suspecte*) wird es einer zehntägigen Quarantaine, wenn es ohne Ladung, und einer fünfzehntägigen unterworfen, wenn es beladen ist; im dritten Falle (*patente brute*) wird auch auf den oben erwähnten doppelten Umstand, nämlich ob das Schiff beladen ist oder nicht, Rücksicht genommen, und nach diesem Verhältniß wird dasselbe zur freien Pratica nach einer Quarantaine von 15 oder 20 Tagen zugelassen. Sind die mit einem verdächtigen oder unreinen Patent angekommenen Schiffe leer, so wird ihnen ihre Quarantaine von dem Tage ihrer Ankunft gerechnet, und sie dürfen die Reinigung im Hafen selbst, unter Aufsicht der Sanitätswächter, vollenden. Sind aber die Schiffe beladen, so beginnt die Quarantaine erst von dem Augenblicke an, wo sie vor dem Lazareth von Kontelli, einem am Bosphorus gelegenen Ort, Anker geworfen haben.

Seit wenigen Tagen*) hat die Regierung ihrem Versprechen gemäß ein eigenes Dampfboot zur Disposition gestellt, welches bestimmt ist, Aushilfe zu leisten, falls eine ungünstige Witterung der Ausführung der obenbenannten Bedingung hinderlich sein sollte. Alle, sowohl verdächtigen als unreinen Schiffe, welche nach Constantinopel durch die Dardanellen kommen, sind verpflichtet, bei dem Sanitätsamt zu Gallipoli einen Wächter aufzunehmen, und für jene unter diesen Schiffen, welche unbeladen sind, beginnt die Quarantaine-Zeit von dem Augenblicke an, wo sich dieser Wächter einschiffet, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich den vorgeschriebenen Reinigungsmaß-

*) Dieser Brief ist vom 23. März l. J. datirt.

regeln unterwerfen. Der Gesundheitsrath hat diese Einrichtung in der Absicht veranlaßt, um den Handel, so weit es das allgemeine Wohl erlaubt, zu begünstigen, indem ungünstige Winde unter gewissen Umständen die Schiffe auf dieser Seite ganze Monate aufhalten können. Auch haben die Schiffe, welche vom schwarzen Meere aus kommen, und mit pestverdächtigen oder angesteckten Gegenden in Berührung kommen, die Verpflichtung, einen Wächter von einem der Sanitätsposten, die im Eingange des Bosphorus liegen, an Bord zu nehmen. Was die Schiffe betrifft, welche nur durchreisen wollen und keine commercielle, den Aufenthalt in Constantinopel erfordernde Operation beabsichtigen, so sind dieselben einer gleichen Maßregel, nämlich einen Sanitätswächter aufzunehmen, unterworfen, sie mögen übrigens ihre Quarantaine im Hafen halten oder ihre Route unverzüglich fortsetzen wollen. Uebrigens darf kein Capitän den Bosphorus überschreiten, ohne vorläufig sich einer mündlichen Untersuchung unterworfen zu haben, worin er auf Ehrenwort den Gesundheitszustand des Schiffes, so wie die Verbindungen, in denen dasselbe während seiner Reise gestanden sein mochte, erklären muß. Kein Individuum darf ferner, es sei unter welchem Vorwande wie immer, am Bord eines mit verdächtigem oder unreinem Patent versehenen Schiffes steigen, dieses Schiff möge nur durchreisen oder sich in Constantinopel aufhalten wollen. Nur der Quarantain-Arzt ist von diesem Verbote ausgenommen, und zwar in dem einzigen Fall, wenn er zu einem Kranken des Schiffes gerufen wird. Was die auf Schiffen mit verdächtigem oder unreinem Patent angekommenen Reisenden betrifft, so überstehen sie ihre Quarantaine im Lazareth durch 15 Tage im zweiten, und in 10 Tagen im ersteren Falle.

Dieses sind die vorzüglichsten Artikel des vom Sanitätsrath angenommenen Reglements in Bezug auf die Provenienzen zu Meer, und wovon die Intendanz nicht einen Augenblick abweichen darf. Das Reglement hat vielleicht einige Mängel, allein Sie wissen, daß nichts am Anfange vollkommen sein kann, und ohne Zweifel wird die Zeit die bis jetzt noch mangelnde Vollkommenheit herbeiführen.

Nachschrift. Ein Sanitäts-Arzt zu Samsun, einer im Meerbusen gleichen Namens gelegenen Stadt des schwarzen Meeres, hat einen vom 15. März datirten Bericht an die Intendanz gesendet, um ihr zu berichten, daß die Pest so eben in einem 18 Stunden von dieser Stadt entfernten Dorfe ausgebrochen, daß fünf Individuen von derselben ergriffen worden. Ein Sanitäts-Cordon hat unverzüglich das Dorf cernirt, es wurden die geeigneten Maßregeln eingeleitet, um den angesteckten

Ort zu desinficiren, und alle Provenienzen aus der Stadt Samsun, so wie die aus der umliegenden Gegend, müssen in Constantinopel einer Beobachtungs-Quarantaine von 20 Tagen sich unterziehen.

Bemerkungen über die Anzahl der Medizin Studierenden auf den preussischen Universitäten während der sieben Jahre 1822 bis mit 1838.

(Aus der „preussischen Staats-Zeitung“.)

Es widmeten sich auf sämmtlichen preussischen Universitäten zusammengenommen dem Studium der Arznei-Wissenschaft

im Durchschnitte der Semester		Inländer	Ausländer
Sommer 1822 bis Winter 182 ⁴ / ₅		447	204
» 1825 » » 1827 ₈		480	215
» 1828 » » 183 ⁰ / ₁		482	195
» 1831 » » 183 ³ / ₄		578	184
» 1834 » » 183 ⁶ / ₇		695	206
» 1837 » » 183 ⁸ / ₉		726	189

Es war demnach ein auf inländischen Universitäten Medizin studirender Inländer

im Durchschnitte der Semester		
Sommer 1822 bis Winter 182 ⁴ / ₅	unter 26,094	Einwohnern
» 1825 » » 1827 ₈	» 23,534	»
» 1828 » » 183 ⁰ / ₁	» 26,403	»
» 1831 » » 183 ³ / ₄	» 22,558	»
» 1834 » » 183 ⁶ / ₇	» 19,439	»
» 1837 » » 183 ⁸ / ₉	» 19,419	»

oder übersichtlicher: es befanden sich unter einer Million gleichzeitig lebender Einwohner auf inländischen Universitäten Medizin studirende Inländer

im Durchschnitte der Semester		
Sommer 1822 bis Winter 182 ⁴ / ₅		38
» 1825 » » 1827 ₈		39
» 1828 » » 183 ⁰ / ₁		38
» 1831 » » 183 ³ / ₄		44
» 1834 » » 183 ⁶ / ₇		51
» 1837 » » 183 ⁸ / ₉		51

Die Zahl der Medizin studirenden Inländer hat sich demnach selbst im Verhältnis gegen die gestiegene Bevölkerung, besonders in der zweiten Hälfte der hier betrachteten sieben Jahre, beträchtlich vermehrt. Im Durchschnitte der beiden letzten Jahre befanden sich 726 Arznei-Wissenschaft studirende Inländer auf den Landesuniversitäten: da nun der Regel nach vier Jahre zur Vollendung des medizinischen Studiums auf Universitäten wenigstens gebraucht werden: so würde die Zahl der jungen Aerzte, welche von den Universitäten zur Ausübung der Heilkunde ins Leben übergehen, nach dem neuesten Zustande dieses Studiums, unge-

fähr ein Viertel dieser Zahl, das ist 180, betragen. Diese Zahl ist offenbar bei weitem zu groß für den Ersatz des jährlichen Abgangs an jetzt praktizirenden Aerzten. Nach den von den Provinzial-Regierungen zu Ende des Jahres 1837 aufgenommenen und an das statistische Bureau eingesandten Sanitätstabellen befanden sich damals im preussischen Staate

zur medizinischen Praxis berechnigte Civil-Aerzte	2316
zur Civil-Praxis berechnigte Militär-Aerzte	278

überhaupt also zur unbeschränkten medizinischen Praxis berechnigte Aerzte 2594

Dürfte man die Dauer der Praxis dieser Aerzte im Durchschnitte wegen der mancherlei nachtheiligen Einflüsse, welchen ihre Gesundheit ausgesetzt ist, nur auf zwanzig Jahre annehmen: so würde doch eine jährliche Ergänzung von 180 vollkommen hinreichen, die Zahl der jetzt vorhandenen Aerzte fortdauernd zu erhalten.

Wahrscheinlich ist indes die Sterblichkeit der Aerzte vorstehend allzu hoch angenommen worden; und es würden demnach etwa zwei Drittheile der in den letzten Jahren auf Universitäten Medizin Studirenden ganz füglich hinreichen, den jährlichen Abgang an vorhandenen Aerzten zu ersetzen. Aber das ärztliche Personal bedarf noch immer einer beträchtlichen Vermehrung, die nur deshalb langsam und zögernd eintritt, weil es bei der jetzt bestehenden Verfassung des Medicinalwesens und bei der Stufe des Wohlstandes und der Bildung, welche die große Masse des Volks bis jetzt hat erreichen können, noch an Mitteln fehlt, einer größern Anzahl wissenschaftlich gebildeter Aerzte anständigen Unterhalt zu sichern. Von der am Ende des Jahres 1837 im preussischen Staate gezählten Bevölkerung kamen damals durchschnittlich 5435 Einwohner jedes Alters und Geschlechts auf einen zur unbeschränkten Praxis berechnigten Arzt. Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit auch hierin schon ein Mißverhältniß zwischen dem Bedürfnisse ärztlicher Hilfe und den Mitteln, dasselbe zu befriedigen, besteht. Jedenfalls aber wird dieses Mißverhältniß noch gar sehr durch die ungleiche Vertheilung des ärztlichen Personals erhöht. Im Regierungsbezirke Gumbinnen befanden sich am Ende des Jahres 1837 nur 26 zur unbeschränkten Praxis berechnigte Civil- und Militärärzte bei einer gleichzeitigen Bevölkerung von 558,192 Einwohnern mit Einschluß des Militärs: es kamen mithin auf einen Arzt durchschnittlich 21,469 Personen. Dagegen hatte gleichzeitig der Regierungsbezirk Merseburg bei einer Civil- und Militär-Bevölkerung von 652,591 Einwohnern 172 zur unbeschränkten Praxis berechnigte Civil- und Militär-Aerzte, demnach kam hier auf 3794 Einwohner schon ein Arzt. Es hatte also im Verhältnisse gegen die gesammte Einwohnerzahl der Regierungsbezirk Merseburg elf Aerzte gegen zwei im Regierungsbezirke Gumbinnen. Berlin hatte nach eben diesen Tabellen am Ende des Jahres 1837, 298 zur unbeschränkten Praxis berechnigte Civil- und Militär-Aerzte bei einer Bevölkerung von 283,722 Einwohnern mit Einschluß des Militärs: es kam daher hier schon auf 952 Personen ein Arzt. Indessen ist auf das Beispiel einer so großen Stadt, und selbst auf das Beispiel der ansehnlichsten Hauptstädte der Provinzen deshalb nicht unbedingt Rücksicht zu nehmen, weil sie große Krankenhäuser und Anstalten für den ärztlichen Unterricht enthalten, welche nicht der Stadt allein

angehören, und weil wohlhabende Kranke aus der ganzen Provinz daselbst bei den berühmteren Aerzten Hilfe suchen. Es hat sich allerdings nach den Sanitätstabellen die Zahl der Aerzte im preussischen Staate in den hier betrachteten siebzehn Jahren schon beträchtlich vermehrt; die Sanitätstabelle vom Jahre 1822 gibt nur 1685 approbirte Aerzte an, also noch nicht zwei Drittheile der am Ende des Jahres 1837 vorhandenen Anzahl. Indessen scheint es nach den angeführten Thatsachen unverkennbar, daß eine beträchtliche Vermehrung der wissenschaftlich gebildeten Aerzte noch unter die Bedürfnisse gehöre, deren Befriedigung von der zunehmenden Bildung und Wohlhabenheit erwartet wird: und so darf die beträchtliche Zahl der jetzt Medizin studirenden Inländer nur für ein günstiges Anzeichen gelten, wenn auch angehende Aerzte schon oft Schwierigkeit finden, sich einer hinlänglich lohnenden Praxis zu verschern, weil sie dieselbe zunächst in Gegenden suchen, deren Bedürfnis an ärztlicher Hilfe bereits befriedigt ist.

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

(Fortsetzung.)

Die Häufigkeit der Wechselfieber mag, außer kosmischen und klimatischen Einflüssen, ehemals bedingt gewesen sein durch die fette Nahrung und den häufigen Genuß des unreifen Obstes, dessen eine sehr große Menge in Siebenbürgen gedeiht; beide Mißbräuche wurden seltener. Bei verdorbenem Appetit nimmt man zu den kurz vorher genannten bittern und aromatischen Mitteln, zu Brech- und Abführ-Arzneien seine Zuflucht; man legt, vornehmlich bei Kindern, dieselben in Wein gekocht und in Säckchen auf die Magengegend, so auch gebähtes Brot mit Muskatnuß- oder Lorbeeramenpulver bestreut, mit Wein oder Branntwein bestricht, oder endlich Theriak auf Leder gestrichen. Diese Magenpflaster finden bei übermäßiger Erbrechen ebenfalls Anwendung.

Das gemeine Volk stillt gewöhnlich die Diarrhöe zu rasch mit verschiedenen Adstringentien, als rothem Weine, frisch ausgepresstem Saft nicht ganz reifer Quitten, Absuden der getrockneten Quitten und der Schalen von Akazien, der Kornelkirschen, der wilden Birnen, der Eichenblätter und gepulverten Eichen, der Rosenäpfel (*fructus cynosbati*, Hagebutten), wovon auch ein Muß dem Zwecke dient u. a. m.; die bittern und aromatischen Mittel finden als Aufgüsse zu Thee's, häufiger noch aber in Tinkturen ihre Anwendung; in sehr vielen Häusern steht eine Composition davon noch über den Kräutern stagnirend immer bereit und man nimmt zu diesem »angesehten Branntwein« seine Zuflucht als magenstärkendem, diarrhöestillendem u. dgl. m. Mittel. Bei chronischen Diarrhöen bedient man sich der Galläpfeltinktur, sehr klebriger Mehlspeisen, heiß verschluckt, und des Theriakpflasters, auf den Magen gelegt.

Die rothe Ruhr (Dysenterie), bisweilen ziemlich heftig epidemisch auf-tretend, wird als ansteckend betrachtet, wenn man eine gemeinschaftliche Retirade benützt. Unter den zahlreichen aromatischen, bittern und zusammenziehenden Mitteln, die man gebraucht, loben selbst Aerzte als sehr heilsam eine Samenmilch von

den zerstoßenen Kernen saurer Kirschen (sie enthalten bekanntlich etwas Blausäure) und Schafgarbe, mit Butter und Mehl zum Brei gemacht und verschlungen, letzteres soll vornehmlich für die chronische passen. Besonderen Rufes erfreut sich die Tormentillwurzel in einigen Gegenden, und zwar ein Absud derselben in rothem Wein; auch das Wachs wird mit Erfolg angewendet.

Gegen Koliken räth die Volksmedizin vor allen warme Tücher auf den Unterleib, oder einen warmen Deckel von Thon, reicht aromatische warme Thee's, besonders Chamillen-, Krausemünzen- oder Melissenaufgüsse, mit Zugaben von Fenchel-, Anis- oder Kümmelsamen u. dgl. m., ferner starke Weine und Tinkturen. Leinöl, mit Honig abgerieben, loben vornehmlich die Walachen als ein ausgezeichnetes schmerzstillendes Mittel; jüngeren Kranken setzt man Stuhlzäpfchen, aus Speck oder Seife bereitet. Solche Stuhlzäpfchen sind überhaupt bei Kindern sehr beliebt statt der Klystiere und versagen den Dienst nie. — Erwachsene brauchen bei sehr heftigen Koliken Tabakrauchklystiere.

Dem gemeinsamen Urtheile der Aerzte zufolge trifft man die Wurmsucht im Lande ungemein häufig; die Hausmittel finden sich dafür in nicht geringer Anzahl, und wir erwähnen nur, daß bei Spulwürmern die Pferdemilch mit sehr großem Vertrauen nüchtern seitelweise genommen wird; ferner das Pulver der Maiblümchen, ein Absud der Blätter von dem bittern Mandelbaum mit Roggen, der ausgepreßte frische Saft der gelben Rüben allein oder mit Schwefelblumen, am allerhäufigsten vielleicht Knoblauch in Milch gesotten, womit auch die Einreibung des frisch ausgepreßten Knoblauchsafte's in die Nabelgegend oder die des Stein- oder des Terpentinöls verbunden wird. Die letzten Mittel genügten oft ganz allein und machen die Anwendung innerlicher überflüssig. Ja bei sehr arzneischeuen Kindern legt man bloße Breiumschläge auf den Unterleib und zwar vornehmlich die Nabelgegend, von Wurmsamen, Rheinfarnblüthen und Ingwer, mit Honig gemengt, oder zerquetschten Zwiebeln, Wermuth, Raute, Ochsen-galle und Kampher, oder Baumwolle mit Myrrhentinktur getränkt. Dr. Lange führt als ein spezifisches Hausmittel den frisch gepreßten Saft des Schöllkrautes (*Chelidonium majus*) an, welchen man Kindern zu einem Kaffe-, Erwachsenen zu einem Esslöffel reiche; aber dieses scharfe Mittel gehört in die Reihe der durchaus nicht in die Hände des Nichtarztes Passenden. — Der breitgliedrige Bandwurm ist nicht selten und wird mit drastischen Purgirmitteln abgetrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

Otto Kheb, k. k. außschl. privil. Verfertiger der, von der löbl. k. k. mediz. Fakultät geprüften, Damenmieder und bürgerl. Niedermacher (Stadt, Trattnerhof Nr. 618, 3. Stiege, 3. Stock), verfertigt Damenmieder, welche bisher mit Stahlplanschetten und Fischbein gemacht wurden, für zarte und schwächliche Körper, so wie auch für Kinder, ohne alle metallene Bestandtheile oder Fischbeine, so daß sie, mit oder ohne Achselbändern, getragen werden können, und durch ihre solide Beschaffenheit, Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich auszeichnen. Auch empfiehlt er seine Proportions-, Hüften- oder Commod-, wie auch Reifemieder, welche ohne andere Hilfe anzuziehen sind, auch alle anderen Mieder, welche nach

Belieben mit metallenen Schnürsöchern gemacht werden. Für die Jugend, bei welcher das eine Schulterblatt höher als das andere ist, verfertigt er mechanische Nieder, welche den Körper auf eine leichte Art gleich machen, ohne zu geniren. Für Frauen, welche eine lange Taille und hängenden Leib haben, macht er Nieder, die dem Körper eine schöne Gestalt geben. Für Frauen, welche sich in gesegneten Umständen befinden, werden die Nieder elastisch verfertigt, so daß sich selbe mit dem Zunehmen des Körpers nach und nach ausdehnen. Alle diese Nieder können so gemacht werden, daß sie nach Belieben mit und ohne Achselbändern getragen werden. Auch für Herren, bei welchen das eine Schulterblatt höher als das andere ist, werden Nieder verfertigt, welche dem Körper auf eine unkennbare Art eine schöne Gestalt geben und durchaus nicht incommodiren.

Miscellen.

— Die Verwaltung der Pariser Spitäler hat kürzlich eine Maßregel getroffen, die allgemeinen Beifall gefunden hat. Seit langer Zeit nämlich ist Herr Dr. Civiale im Spital Necker angestellt, um die Personen, welche an Steinkrankheit leiden, nach seiner Methode zu operiren. Allein die geringe Anzahl von Betten, die zu diesem Behufe bestimmt waren, reichte nicht aus, und mehrere Steinranke mußten entweder zurückgewiesen werden, oder längere Zeit warten. Von nun an aber ist dieser Dienstzweig erweitert, und diese Kranken werden alsogleich und ohne Anstand im Spital Necker aufgenommen. In Folge dieser Maßregel werden auch Aerzte und besonders die Zöglinge, die das Spital Necker besuchen, um die Civiale'sche Methode kennen zu lernen, auch öftere Gelegenheit haben, diese Operationsweise praktisch zu üben.

— Der »Narrateur de la Meuse» erzählt Nachstehendes als einen Vorfall, der ihm Anfangs unglaublich geschienen habe, der aber durch unwerfliche Zeugen erwiesen sei. Am 12. Februar d. J. bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierrefitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Hasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Hasen nieder; nun wechselte aber der getragene Hase die Rolle, und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rücken zusammengewachsen waren. (Das »Echo du monde savant» vom 18. März bemerkt dazu, daß das »Journal des savants» vom Jahre 1677 und ein Herr Sigaud de Lafond in seinen »merveilles de la nature» mehrere Phänomene dieser Art erzählten.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesendet wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 38.

Montag, den 11. Mai 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die schleichende Vergiftung durch Blei. — Das Irrenhaus zu Constantinopel. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Die schleichende Vergiftung durch Blei.

(Vom Herausgeber.)

Nicht bloß Künste und Gewerbe, sondern auch Eitelkeit und Gewinnsucht sind es, die uns fast täglich der Gefahr der Bleivergiftung aussetzen. Trotz der vielen Beispiele, die uns vor dieser Gefahr täglich warnen, gibt es doch leider nur zu viele Unvorsichtige, denen man die Nachteile dieser Vergiftung nicht genug an's Herz legen kann. Ich halte es daher nicht für überflüssig, diesen, nicht nur in medizinisch-polizeilicher, sondern auch in industrieller und moralischer Beziehung höchst wichtigen Gegenstand wieder einmal zu beleuchten, — das schleichende Gift des Bleies in allen den Gestalten und Masken, unter denen es sich in das gesellschaftliche Leben einschleicht, zu enthüllen, und durch abschreckendes Beispiel auf die diesfalls von jedem Einzelnen zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln dringend aufmerksam zu machen.

Bevor ich meinen Lesern jene Künste und Gewerbe aufzähle, bei denen man, ohne gehörige Vorsicht, sich über Kurz oder Lang der Bleivergiftung aussetzt, erlaube ich mir einige allgemeine Bemerkungen über die gefährlichen Zufälle vorauszuschicken, welche das oxydirte Blei und seine Präparate bei dem Menschen hervorbringen, wobei ich gleichzeitig auf die Art und Weise, wie sich dieses giftige Metall in den Körper einschleicht, Rücksicht nehmen werde.

Es gibt kaum irgend ein edles Organ im menschlichen Körper, in welchem das Blei als Dryd oder Salz nicht schmerzhaftes sowohl als gefährliche Zufälle hervorbrächte. Vorzüglich aber ist es das Nervensystem, dessen Leben das Blei hinterlistig nachstellt; daher einer schleichenden Bleivergiftung ausgesetzte Personen nicht nur in ihren körperlichen, sondern auch — wegen ihrer angegriffenen Nerven — in ihren geistigen Functionen theilhaftig werden. Die vorwaltenden Symptome der schleichenden Bleivergiftung sind daher solche, welche auf ein Ergriffensein des Nervensystems klar hindeuten, nämlich: Schmerz (dessen Sitz in den verschiedensten Theilen des Körpers sein kann), Krämpfe (unter den verschiedensten Formen), Lähmungen, ein eigenthümliches Gehirnleiden mit Geisteschwäche, deren Hauptzüge in Muthlosigkeit, Furchtsamkeit bis zum Blödsinn oder Melancholie, Aengstlichkeit, Schüchternheit und Reizbarkeit bestehen. Daß bei diesem tiefen Ergriffensein des Nervensystems auch die meisten übrigen körperlichen und geistigen Functionen, mithin die Verdauung, die Bereitung und der Umlauf des Blutes, die zur Gesundheit erforderlichen Ab- und Aussonderungen, die Sinnesthätigkeit, Gedächtniß und Denkvermögen gestört sind — versteht sich von selbst. —

Ich will nun diese einzelnen Zufälle näher erörtern, damit sich dann aus deren Gesamtübersicht ein klares Bild ergeben möge von dem elenden körperlich- und geistiglichen Zustande, wie er der schleichenden Bleivergiftung eigenthümlich ist. Zunächst ist es der Schmerz, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wer kennt nicht die grausamen Formen, unter denen dieser Schmerz erscheint? Die Bleikolik ist leider nur zu sehr bekannt, als daß ich die Marter, die mit ihr verbunden ist, näher zu schildern brauche. Man darf nur ein einziges Mal einen solchen Anfall beobachtet — ich will nicht sagen, selbst erlitten zu haben, um sich von den Qualen, die mit ihr einhergehen, überzeugt zu haben. Die unbeschreibliche Angst, die verfallenen Gesichtszüge, der matte, tief eingesunkene, herumirrende Blick, das Heulen, Krümmen und Winden des Kranken, der beschleunigte Athem, die kalten Schweißse, die zuweilen eintretende Ohnmacht, — sind hinreichende Beweise von der Heftigkeit der Kolikschmerzen. Allein nicht immer beschränkt sich der Schmerz auf den Unterleib, sondern er schlägt in jedem anderen Theile des Körpers, vorzüglich im Kopf, als scheinbare Migräne, so wie in den Händen und Füßen, seinen Sitz auf, und in diesem Falle glauben Manche, sie haben die Gicht oder das Rheumatische, während das schleichende Gift des Bleies in ihren Gelenken wüthet. Auch Magen, Brust und die übrigen edlen Organe sind zuweilen von dem Schmerz ergriffen, und derselbe

kann sich überhaupt bis zu solcher Heftigkeit steigern, daß die gefährlichsten Krämpfe durch ihn entstehen. Die krampfhaften Zufälle sind jedoch nicht immer die Folge der heftigen Schmerzen, sondern die Bleivergiftung kann an und für sich die heftigsten Krämpfe, Zittern der Glieder, lallende, kindische Sprache, Phantasien, Schlummerucht, Sinnesäußerung und Schwäche, Blindheit, Taubheit, kurz alle Symptome eines ergriffenen Gehirns und Rückenmarks hervorbringen, und entweder mit gleichzeitiger Lähmung der Glieder, welche dem Kranken alle Empfindungen und Bewegungsfähigkeit raubt, verbunden sein; oder diese Lähmung ist das hervorstechende Symptom, und der Kranke ist des Gebrauches seiner Glieder, so wie überhaupt des Einflusses seines Willens auf die willkürlichen Muskeln der Sprach-, Schling- und anderer Organe beraubt. Man denke sich noch zu diesem elenden Zustande ein erdfahles grünlich-gelbes Aussehen, einen hohen Grad von Mattigkeit, eine zerrüttete Verdauung, Regellofigkeit im Unterleibe, quälenden Durst, Abmagerung, zitternde Glieder, einen höchst üblen Geruch aus dem Munde, schiefergraues Zahnfleisch, schmutzige und wankende Zähne, einen matten, schwermüthigen Blick, tiefe Runzeln, trübe und reizbare Gemüthsstimmung, Schlaflosigkeit, Herabsinken aller inneren und äußeren Lebenswärme, Abnahme der Geisteskräfte — und man wird beiläufig ein Bild des Elends haben, unter dessen Druck mancher Schatten von Menschen so lange herumschleicht, bis er im Krankenhause seinen letzten Athem aushaucht.

Aber das Traurige hierbei ist, daß diese Zufälle nur nach und nach sich herbeischleichen, und daher um so gefahrdrohender sind, je weniger ihr nicht stürmisches Auftreten zur schnellen Hilfe anregt. Die Frage ist nun, auf welche Art und Weise schleicht sich dieses Gift in den menschlichen Körper ein? Welches sind die Wege, auf denen es in den Organismus gelangt? Welche Künste und Gewerbe sind dieser Vergiftung am meisten ausgesetzt? Welche Gefahren drohen uns in dieser Beziehung von Seite der Nahrungsmittel, der Getränke, der Mode, des Luxus und des Betruges? Welche Mittel stehen uns zu Gebote, um derlei Vergiftung zu erkennen und zu verhüten?

Um diese Fragen nach und nach zu beantworten, halte ich es vor Allem für gerathen, diejenigen Bleipräparate kurz anzuführen, die zur Hervorbringung der Bleifrankheiten am meisten geeignet, und auch bei der Ausübung der Gewerbe und der Künste am häufigsten in Gebrauch gezogen werden.

(Wird fortgesetzt.)

Das Irrenhaus zu Constantinopel*).

Dr. Carle aus Nord-Amerika besuchte das Irrenhaus von Constantinopel gegen das Ende des Jahres 1838, während des Bayramfestes. Bei seinem Eintritte in den Hof passirte er mehrere elend gekleidete Menschen, welche an der Thüre saßen, nicht eben, um Almosen zu bitten, sondern solches anzunehmen, wenn es ihnen angeboten werden sollte. Nebst diesen waren im Hofe auch mehrere andere Individuen, größtentheils junge Leute oder Kinder, welche entweder aus Neugierde gekommen waren, oder um den Bewohnern der Irrenanstalt Nahrungsmittel zu bringen. Das erste Fenster, das Herr Carle sah, war mit einem starken Eisengitter versehen, durch welches die Ringe einer eisernen Kette herauskamen, die außen an der Mauer befestigt war, während dem ihr in das Innere reichendes Ende in einen schweren eisernen Ring ausging, welcher um den Hals des Patienten befestigt war. Diese Kette war ungefähr 6 Fuß lang, und er sah, als er in das Zimmer selbst trat, noch zwei ähnliche, an welcher ganz auf dieselbe Art zwei andere Kranke befestiget waren. In diesem traurigen Zimmer fand sich weiter nichts als ein Wasserkrug und etliche Breter mit elendem Bettzeug bedeckt für jeden Kranken. Obwohl es schon gegen Ende December ging, war doch kein Feuer in dem Zimmer, und vor den Fenstergittern befanden sich keine Glasscheiben, sondern elende Fensterläden, welche die armen Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes allen Injurien der weit vorgerückten Jahreszeit bloßstellten. Die Kette eines jeden Kranken war gerade lang genug, daß er sich auf seinem Lager ausstrecken konnte. Diesem Zimmer glichen alle übrigen der Anstalt, und auch alle Kranken wurden auf dieselbe Art behandelt, einen einzigen ausgenommen. Dieser war ein schon bejahrter Mann, welcher jedoch noch viel von der Lebhaftigkeit seiner früheren Jahre in seinem Benehmen zeigte. Er war Priester der Religion Mohameds, und hatte seit den 15 Jahren, welche er in der Anstalt zubrachte, schon dreimal seine Kette gebrochen. Er ist nun in einem Zimmer ganz allein, zu welchem Niemand der Zutritt gestattet ist.

Die meisten Kranken dieser Anstalt schienen, ihren geistigen Zustand angenommen, vollkommen gesund zu sein. Sie werden täglich einmal von einem Arzte besucht; ihre kärgliche Nahrung wird ihnen von einem Diener gebracht, während dem sie von den Besuchern verschiedene Gaben, wie Nahrungsmittel, Geld und Tabak erhalten, welcher letztere ihnen in der Regel das meiste Vergnügen macht. Unter allen fiel dem Dr. Carle besonders ein Patient auf; er saß mit übereinandergelegten Füßen und über die Brust gekreuzten Armen mit aller Würde eines großen Potentaten und dem Ernste eines Heiligen an seinem Gitterfenster, und es zeigte sich auch deutlich, daß er sich für irgend einen großen Monarchen hielt. Da er erfuhr, daß sein Besucher ein Amerikaner sei, so ersuchte er denselben mit dem vornehmsten Wesen, den Sultan von Amerika von seiner Seite höflichst grüßen zu wollen.

Dr. Carle glaubt mit einigen Schriftstellern unserer Epoche, daß Geisteskrankheiten unter civilisirten Nationen viel häufiger seien, als unter barbarischen Völkern. Griechenland zählt noch heutzutage wenige Kranke dieser Art, und

* Aus dem „American Journal of the medical science.“

es findet sich (wenigstens im Jahre 1838) kein einziger derselben in den Spitälern von Athen. Auch in der Türkei scheint ihre Anzahl nicht groß zu sein, obwohl sich in dieser Beziehung keine bestimmten Daten ermitteln lassen. Uebrigens aber läßt es sich nicht leugnen, daß die Einwohner dieses Landes einige der thätigsten Ursachen des Wahnsinns in den vereinigten Staaten und bei manchen östlichen Nationen Europa's nicht kennen, denn 1. ist bei den Türken die Unmäßigkeit etwas sehr seltenes; 2) vermeiden sie so viel als möglich leidenschaftliche Aufregungen, und bewahren bei allen Ereignissen einen unerschütterlichen Gleichmuth; 3) weil aus eben diesem Grunde die Wechsel des launischen Glückes weniger Eindruck machen, da diese als Manifestationen des göttlichen Willens angesehen werden, und auch weil bei den Türken durch den Verlust des Vermögens noch keineswegs die Stellung in der Gesellschaft verwirkt wird. Diese Bedingungen gewähren den Türken den Mangel an drei der Hauptursachen des Wahnsinns.

Positive Documente über die Menge der Geisteskranken unter den verschiedenen Völkern gibt es wenige. Die Population von Malta und Corfu, welche 120,000 Seelen hat, zählt 130 Geisteskranke, also 1:920. In den verschiedenen Provinzen Holland's befinden sich, nach Prof. Van der Kolk, 1828 Wahnsinnige, und es kommt also auf 1233 Einwohner ein einziger Geisteskranker; diese schwache Proportion hängt, wenn wir den Chiffren trauen dürfen, theils von der Mäßigkeit der Holländer, theils von ihrem Phlegma ab. In Schottland kommt auf 300 Einwohner ein Geisteskranker, obwohl eine vor einigen Jahren gemachte Berechnung das Verhältniß 1000:1 geltend machen wollte. In verschiedenen Staaten Neu-Englands reducirten neuere Berechnungen das früher angegebene Verhältniß von 1000:1 auf 800:1. In Alt-England ist die Geistesverirrung in einigen Gegenden häufiger als in anderen, und man will bemerkt haben, daß in jenen Grafschaften England's, in denen der celtische Stamm vorherrschend, und ohne mit sächsischem oder normännischem Blute vermischt zu sein, angetroffen wird, die Narrheit auch fast unbekannt ist, jene Fälle ausgenommen, in denen abnorme Schädelbildung oder Metamorphosen des Gehirnes Ursachen des krankhaften Seelenzustandes sind.

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. C.)

(Fortsetzung.)

Außer dem Dotter eines Hühnereies, täglich Frühe in Wasser abgesprudelt getrunken, und einigen aromatisch-bittern Mitteln kennen wir kein Volksmittel gegen die Gelfsucht. Schon Dr. Lange bemerkte (1788), was auch andere Aerzte bestätigen, daß gegen die Wasser such t natürlich die sichtbarste Bauch- und Hautwassersucht) einige recht kräftige Hausmittel gebraucht würden; so am häufigsten und mit dem besten Erfolge die eingedickte Bären-galle in Most oder Branntwein gelöst, welche sehr urintreibend wirkt; ferner der Absud von Schachtelhau (Equisetum), von Petersilienwurzel, Lattich, Spargel u. s. f. bis auf die allbekanntesten Wachholderbeeren. Das destillierte Wachholderöl, der Altich-, der Wachholder,

und der Hliederbeerenmuß gehören auch noch hierher. Dr. Myß erzählt Fälle, in denen er durch den Absud der Iriswurzel (*Iris florentina*) und den Aufguß der innern Hliederbaumrinde starke Diurese und Heilung der Bauchwassersucht erfolgen sah. Der frische Saft des Nettigs, der Hauswurzel (*sempervivum tectorum*), mit Most gemengt, ferner ein Aufguß von schwarzem Nießwurz (*helleborus niger*) mit Wein sind ebenfalls gebräuchlich. Bei der Hautwassersucht wendet man von Alters her einfache oder aromatische Dunsbäder an, und erzielt oft mit gutem Erfolge starke Ausdünstung, wozu ein minder delicates Mittel zuweisen dient — frischer Mist des Rindviehes —, nach und nach als Umschlag über den ganzen Körper aufgelegt. — Die Kelleraffeln (*Millepedes*, *Oniscus asellaria*) geben die Zigeunerinnen bei manchem desperaten Fall von Wassersucht, selbst Brustwassersucht, mit auffallendem Erfolg in Brauntwein; dieses sehr heftig wirkende Mittel hat sich durch auffallend glückliche Kuren eben so viel Vertrauen erworben, als der gemeine Rauchtobak in Pillen, welcher bekanntlich nicht minder heroisch wirkt.

Die Hämorrhoiden — eine in Siebenbürgen sehr verbreitete Krankheit — wird in der Regel erst dann Gegenstand der Behandlung, wenn sie ausgebildet dasteht und nur Palliative etwas leisten; man bedient sich dabei einer chaotischen Masse von Mitteln und der begüterte Theil der Bewohner nimmt endlich seine Zuflucht zu den Mineralwässern des Landes, deren es viele gibt und zwar gemeinhin zu den Säuerlingen.

Für die stockende Menstruation weiß das Heer der geschäftigen alten Nachbarinnen zahlreiche aromatische und erbigende Mittel; die Thees von Melissen, Lavendelblüthen, Chamillen, Majoran, Amaranth, Stockrosen u. s. w. gehören zu den milden. Mit solchen Mitteln treibt man auf dem Lande besonders vielen Unfug.

Die Skropheln in allen Formen treten in neuerer Zeit weit öfter auf, als früher, ohne daß hierüber genügende Gründe aufzuführen wären. Die Volksmedicin empfiehlt dagegen kein Mittel und es scheint, als ob sie — in der ihrer Entstehung günstigen Zeit — von diesem jetzt weit verzweigten Leiden nichts gewußt habe; vornehmlich in den Städten gewahrt man dasselbe an der jüngern Generation. Den Kropf trifft man am häufigsten in den Aluthälern, besonders um Sagaras; tiefe Lage, nebelige Luft, harte Wässer und mehligte Nahrung sind hier zu Hause. Das Kropfpulver (der gebrannte Meerschwamm) wird häufig gebraucht.

Schon Dr. Lange klagte im Jahre 1788, daß die syphilitischen Krankheiten im Lande nicht selten seien; seit jener Zeit wurden sie noch mehr verbreitet und sie haben ohne Zweifel an der Häufigkeit der Skropheln nicht geringen Antheil. Quecksilber wird oft von Laien heimlich und zweckmäßig gebraucht, so wie Terpenthin und Balsame. Die Zigeuner und Walachen behandeln zuweilen — seltener als ehemals — noch mit den bekannten Zinnoberräucherungen. Aus der benachbarten Walachei sind in die Hände der Laien auch manche Kurmethoden herüber verpflanzt, welche dort von Ärzten verordnet wurden, so z. B. das Decoct. Nigaroux und Pollini, der Cuisinier'sche Syrup, das Roob Caffectouri, u. dgl.m. Gemeiniglich werden diese Krankheiten Anfangs entweder ganz übersehen oder verheimlicht, kommen dann Quacksalbern in die Hände und erst zum Arzte, wenn weit gediehene Uebel vorhanden sind.

Für den Husten rath man eine Unzahl von Mitteln zu innerer und äußerer Anwendung; natürlich unterscheidet der Laie in der Regel wenig die Natur desselben und die Anfänge chronischer, zum Grunde später unrettbar führender Leiden werden nicht selten durch Vernachlässigung oder positiv unverständige Behandlung gelegt. Als minder verwerflich erwähnen wir des Absudes von geröstetem Brode oder Brotrinden mit Honig, der Suppe von gesäuertem Kohle, des rothen Rübensaftes, des Süßholzsaftes mit Milch, des Absuds von Johannisbrot, von Mohnblüthen, Eibischwurzeln, Käspappeln in Milch, u. s. f. — Chronischen Husten und die Lungensucht sucht man mit vielen, oft sehr zweckwidrigen Mitteln zu heilen; merkwürdig ist das Vertrauen auf Talg- und vornehmlich Speckeinreibungen auf dem vordern und hintern Theile der Brust, auf den innern Gebrauch des (fast balsamischen) Birkenstoffes, der Wolkens, welche man neben den Weierreien wohnend, zu trinken pflegt und endlich auf die frischen Däfte einiger Kräuter, als: junger Brennnesseln, des Erdrauchs, des Huflattichs, des Gundermanns und der Weizenblüthen, u. s. f., die Eselsmilch, die Ziegenmilch, Leinöl mit Honig, Isländisches Moos im Absud, der Saft der frischen Gurken und der lange ununterbrochene Genuß von gelben Rüben haben ebenfalls ihre Berühmtheit. Die Zigeuner bedienen sich des Hundefettes innerlich, indem sie es täglich auf Brot gestrichen, lange Zeit essen lassen, und das Gerücht nennt manche gelungene Heilung durch diese ziemlich eckelhafte Kur. Das Seltzer-Wasser genießt, wie fast überall in der Welt, eines ausgezeichneten Vertrauens bei der Lungensucht; in neuerer Zeit wendet man sich mit Recht den einheimischen Heilquellen und den besonders passenden Borséker-, Arapataker- und Korander-Säuerlingen gleichfalls zu. Fontanelle sind in Siebenbürgen minder gebräuchlich als in der benachbarten Walachei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Constantinopel, 7. April 1840.

Sie erhalten beiliegend eine Notification*), die in den hiesigen offiziellen Blättern abgedruckt wird. In der ersten Sitzung des Conseils de santé, wovon ich Ihnen neulich geschrieben**), wurde eine Commission ernannt, deren Aufgabe es war, den Preis der Blutegel zu ermäßigen. In Folge dessen hat die Pforte bei der jährlichen Versteigerung der Blutegel-Districte neun Districte sich vorbehalten. Diese werden einem Entrepreneur abgesondert verpachtet unter der Bedingung, daß er tausend Zentner Blutegel zu einem festgesetzten Preise abzuliefern sich verpflichte. Der Preis eines Blutegels wird demnach auf 1 fr. W. W. festgesetzt werden. Aus den statistischen Notizen ergab sich, daß Constantinopel allein jährlich tausend Zentner Blutegel, folglich beiläufig 5,000,000 Blutegel braucht. Aus diesem einzigen Umstande können Sie einestheils auf den entzündlichen Charakter der hiesigen Krankheiten, anderentheils auf die heroische Behandlungsweise der hiesigen Aerzte schließen. — Da wir hier eine starke Blattern-Epidemie haben,

*) Wir werden diese Notification und Instruktion, auf die sich der Herr Correspondent bezieht, nächstens mittheilen. D. Red.

**) Siehe Nr. 34 dieser Zeitung.

und die Befallenen größtentheils bereits vaccinirt sind, so will man der Ursache der erfolglosen Vaccination nachforschen und geeignete Maßregeln ergreifen, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Die Commission, zu welcher Director Dr. Bernard und Prof. Dr. Spizer gehören, wird ihren Vorschlag den 15. April vorlegen, und ich hoffe, Ihnen in einem nächsten Briefe hierüber etwas Näheres mittheilen zu können. — Die Quarantainen gewinnen unter der Leitung des Herrn Robert immer mehr Zutrauen. — Da der k. k. österreichische Consul in Silistria die Anzeige gemacht, daß sich daselbst Pestfälle zeigen, der dort angestellte Arzt aber dieses leugnet, so hat das Quarantain-Conseil eines ihrer Mitglieder zur Untersuchung abgeschickt. Ein anderes Conseils-Mitglied geht nach Brussa in Anatolien, allwo sich ebenfalls ein Pestfall ergeben haben soll. In Samsun, einer Hafenstadt im schwarzen Meere, sind acht Menschen an der Pest gestorben. — Sie sehen, lieber Freund, daß es zu blizen anfängt, und man fürchtet um so mehr für den Sommer, als die Pest in Alexandrien immer mehr Fortschritte macht. Ob sich denn Lorinser's Behauptung: »daß die Pest, welche im Winter in Egypten herrscht, im Sommer gewöhnlich nach Constantinopel kommt,« bestätigen wird? — Sie erhalten nächstens die Instructionen der Quarantain-Aerzte, und beiliegend noch den Entwurf der Arbeiten des Conseil de santé. (Wir werden dieses nächstens mittheilen.)

Miscellen.

— In einem im „Ausland“ enthaltenen Aufsatze über „spanische Literatur“ heißt es unter Anderem: Philanthropische Institute bilden sich in Spanien ungeachtet des Bürgerkrieges alle Tage. Einige eifrige Individuen haben sich neulich vereinigt zur Verbesserung der Gefängnißdisciplin im Lande. In einer von diesem Vereine gehaltenen Versammlung las Don Ramon de la Sagra, ein Mann, der im Jahre 1839 durch Holland und Belgien gereiset ist, um die Schulen, Gefängnisse und Armenanstalten jener Länder zu besuchen, und die Resultate seiner Untersuchungen seitdem bekannt gemacht hat, eine Abhandlung über den Zustand der Gefängnisse und Zuchthäuser in Spanien, und die Nothwendigkeit, dieselbe nach den Mustern aufgeklärter Nationen zu verbessern.

— Die Pforte hat die fremden Gesandten wissen lassen, daß in Folge einer im Conseil d'utilité beschlossenen Maßregel der Blutegelsang in dem türkischen Reiche künftighin im Wege öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden überlassen werden sollte, und daß sie es zur Kenntniß ihrer Landsleute bringen möchten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigolt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 39.

Donnerstag, den 14. Mai 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Mittheilungen aus Constantinopel. — Die orthopädische Anstalt in Berlin. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Miscellen.

Mittheilungen aus Constantinopel.

(Von A. Beval, Mitglied des Quarantain-Conseils daselbst. *)

Wenn die Pest in der Türkei sich am häufigsten durch die Provenienzen zu Meer fortpflanzt, so findet die Mittheilung der Seuche doch auch zuweilen durch Reisende zu Lande Statt; daher hat der mit der Organisation der Quarantainen beauftragte Herr Louis Robert frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt gerichtet, und beabsichtigt, in kurzer Zeit der Berathung des Gesundheits-Conseils ein Reglement vorzulegen, durch welches die Gesundheits-Intendanz in Stand gesetzt würde, dem Umsichgreifen der Pest auch im Falle, daß dieselbe im Innern des türkischen Reiches ausbrechen sollte, erfolgreiche Schranken entgegenzusetzen. Zu diesem Behufe macht er den Vorschlag, daß jeder Reisende mit einem Gesundheitspaß (Bulletin de santé) versehen sein soll, welchen der Sanitäts-Oberaufseher und der Sanitäts-Arzt, oder in deren Ermangelung die Localbehörden auszustellen haben, und in welchem mit der gewissenhaftesten Sorgfalt der Gesundheitszustand des Ortes, aus welchem der Reisende kommt, angegeben werde. Es werden demnach drei Arten solcher Gesundheitspässe Statt finden, und zwar 1) ein reiner Paß (Bulletin propre), welcher nämlich 30 Tage nach dem letzten stattgefundenen Pestfall; 2) der verdächtige Paß (Bulletin suspect), der nämlich 15 Tage nach dem Aufhören der Seuche und endlich 3) der

*) Dritter Brief an die Redaction vom 7. April. (Siehe Nr. 36 und 37 S. 3.)

unreine Paß (Bulletin brut), welcher innerhalb dieser 15 Tage ausgestellt wurde. Im ersten Falle wird der Reisende unmittelbar zum freien Umgange mit den Bewohnern des Ortes, an dem er angekommen, zugelassen; im zweiten Falle darf diese freie Pratica erst nach einer Quarantainezeit von 10 Tagen, und im dritten Falle erst nach einer 15tägigen Reinigungszeit eintreten. In diesem letzteren Falle, d. i. wenn der Reisende ein Bulletin brut hat, braucht er jedoch nur 9 Tage unter Beobachtung zu bleiben, wenn er sich dem sogenannten Spolio unterwerfen will — einer Reinigungsmethode, die darin besteht, daß der Reisende sich vollständig entkleidet, während einer bestimmten Zeit in einem Bade verweilt, und alsdann Kleidungsstücke anzieht, welche aus der Stadt gebracht werden, mit der er so eben in Verbindung treten will. Während des Aufenthaltes im Lazareth wird der Reisende dreimal durchräuchert, und zwar einmal bei seiner Ankunft, dann in der Mittezeit der Quarantaine, und endlich an dem Tage seiner Zulassung zur freien Pratica. Seine Kleider und die übrigen angehörigen Gegenstände werden gelüftet, die Paquete, sie mögen noch so klein sein, geöffnet, um das darin Enthaltene der vorgeschriebenen Reinigung zu unterwerfen. Hat der Reisende nach überstandener Quarantaine die Absicht, seine Reise fortzusetzen, so erteilen ihm der Sanitäts-Inspector und der Arzt einen Paß (Bulletin propre), worin der Ort, woher er gekommen, der Tag seiner Ankunft in das von ihnen beaufsichtigte Lazareth, die Anzahl der darin zugebrachten Tage, der Tag, an welchem er in die freie Pratica zugelassen wurde, und endlich der Zustand der öffentlichen Gesundheit angegeben werden.

Kommt der Reisende an einem Orte an, wo eine Quarantaine besteht, so muß er seinen Gesundheits-Paß der Widirung des Sanitäts-Vorstehers unterwerfen, worin dieser Alles, was die Intendanz interessiren könnte, anzumerken hat; daher jeder, mit einem solchen Gesundheits-Bulletin nicht versehene Reisende von den Sanitätsbehörden als verdächtig, und als solcher selbst in dem Falle einer 15tägigen Quarantaine unterworfen wird, wenn er auch aus einer Gegend kommt, welche durchaus keiner ansteckenden Krankheit verdächtig ist. Auch der Reisende, dessen Gesundheits-Paß schon die Zeit überschritten hat, wird strenge überwacht, und muß sich sogar im Falle der Noth einer verhältnismäßigen Quarantain-Verlängerung, die man etwa über ihn verhängen sollte, unterwerfen. Die mit dem Transport der Reisenden beauftragten Personen sind verpflichtet, von den competenten Behörden sich den Tod eines etwa während der Reise Verstorbenen, so wie dessen Krankheitsymptome constatiren zu lassen, und falls diese Krankheit pestartig oder nur verdächtig ist, müssen die Reisegefährten des Verstorbenen sich der Quarantaine unter-

ziehen. Was die Pferde und die übrigen Thiere betrifft, so werden dieselben, das Gesundheits-Bulletin ihres Herrn möge verdächtig oder unrein sein, jedesmal durch das Eintauchen im Wasser und ein halbstündiges Frottiren gereinigt.

Fünfunddreißig Aerzte und eben so viele Aufseher sind in den Hauptstädten der Provinzen vertheilt, mit dem Auftrage, die von den Quarantain-Conseils beschlossenen Maßregeln in Ausführung zu bringen. Vor ihrer Abreise erhalten sie von der Sanitäts-Intendanz, der sie unmittelbar unterstehen, ihre Instructionen. Sie sind verpflichtet, alle 14 Tage eine genaue Liste über die in so eben verflossener Zeit stattgefundene Sterblichkeit, nebst einem Bericht über den Gesundheitszustand des ihnen zugewiesenen Ortes einzusenden. Falls eine ansteckende oder epidemische Krankheit unter Menschen oder Thieren ausbricht, müssen sie hievon einen umständlichen Bericht abstaten. Sie sind auch verpflichtet, jeden Karbunkel, Bubo oder Pustel auch in dem Falle, daß diese Symptome irgend einer anderen Krankheit als der Pest angehören, als verdächtig zu betrachten, und hievon die Intendanz zu benachrichtigen. Niemand darf begraben werden, bevor sie nicht einen Bericht über die Natur der Krankheit, woran der zu Begrabende gestorben, erhalten, und falls sie den Verdacht haben, daß man ihnen den Krankheits-Charakter verheimlicht hat, so sind sie ermächtigt, den Leichnam zu untersuchen.

Indem sie von acht zu acht Tagen die Consular-Behörde des Ortes, wo sie sich befinden, von dem öffentlichen Gesundheitszustande in Kenntniß erhalten, vidiren sie zugleich die Gesundheits-Patente der Schiffe und die Pässe der Reisenden, um darin den Gesundheitszustand der Stadt und der Gegend ihrer Jurisdiction anzumerken. Falls diese Aerzte Mißbräuche in Bezug auf die Sanitäts-Verordnungen, über deren genaueste Befolgung sie zu wachen haben, wahrnehmen sollten, so müssen sie also gleich hievon den Chef des Kreises und die Intendanz in Kenntniß setzen, und gleichzeitig alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um solchen Mißbräuchen Abhilfe zu verschaffen, wobei sie die Unterstützung der Localbehörden nöthigen Falles ansprechen dürfen. Unter keinem Vorwande dürfen sie ohne Erlaubniß der Intendanz und ohne vorläufigen Stellvertreter, für welchen sie selbst verantwortlich bleiben, den ihnen zugewiesenen Posten verlassen. Falls sie selbst pestverdächtig sind, müssen sie sich alsogleich in die Quarantain-Anstalt versetzen, und hievon die Intendanz benachrichtigen.

Außer diesen so eben angeführten Maßregeln, deren Zweck dahin geht, die Pest in ihren Fortschritten aufzuhalten, sind diese Aerzte verpflichtet, ihre volle Aufmerksamkeit auf jeden mit der öffentlichen Gesund-

heits-Polizei in Verbindung stehenden Gegenstand zu richten, daher müssen sie mit allem Eifer das Impfgeschäft zu fördern suchen, die Beschaffenheit der Nahrungsmittel und Getränke überwachen, Alles, was die Salubrität der Luft beeinträchtigen könnte, entfernen, und überhaupt ein wachsamcs Auge auf Alles, was das öffentliche Gesundheitswohl betrifft, ununterbrochen richten.

In dem Ihnen bis jetzt gegebenen Resumé werden Sie ohne Zweifel bemerkt haben, daß man noch nicht die Mittel angibt, mittelst welcher man die Pest, falls sie schon ausgebrochen wäre, abhalten könnte; allein da in dieser Beziehung besondere Instructionen vorhanden sind, so will ich hierüber in einem eigenen Schreiben das Nähere mittheilen.

Die orthopädische Anstalt in Berlin.

Die so häufigen Annoncen in öffentlichen Blättern, die Heilung der Verkrümmungen des Rückgraths oder wohl gar Verwachsungen (Anchylosen) durch bloße gymnastische Uebungen oder sonstige mechanische Einwirkungen betreffend, veranlaßten Herrn A. Krüger, Director obiger Anstalt, Folgendes bekannt zu machen.

Daß, eine Reihe von Jahren rastlos fortgesetzte Studium am menschlichen Organismus, sowohl in anatomischer, pathologischer und physiologischer Beziehung, in Verbindung mit Untersuchungen an Leichnamen und pathologischen Präparaten, als auch durch Beobachtung einer bedeutenden Anzahl von, an Verkrümmungen des Rückens und der Glieder Leidenden, die sich seit dem fünfjährigen Bestehen fortwährend in diesem Institute befinden, und die Herr Krüger täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, führten ihn dahin, diesen Zweig der Heilkunst immer mehr kennen zu lernen, und die Natur, so wie die Bedingungen der gründlichen Hebung der Deformitäten des Körpers zu erforschen. Daß dieser Zweig der Heilkunst nicht einseitig betrachtet werden dürfe, lehrte die Erfahrung bald; er mußte vielmehr Alles in Vereinigung bringen, was auf dynamische und mechanische Weise erzielt werden konnte, dabei aber die dynamische Behandlungsweise als die erste betrachten.

Herr Krüger sah mit Bedauern, daß man Individuen, welche an wirklichen Verbiegungen des Rückgrades leiden, einzig und allein durch mechanische Vorrichtungen, die durch Druck auf die Convexität oder durch die eigene Schwerkraft des Körpers wirken, oder durch bloß gymnastische Uebungen zu einer völligen Heilung gelangen lassen will, da nach den ärztlichen Beobachtungen bei den meisten Individuen, welche an solchen Krankheitszuständen leiden, mehr oder weniger Skropheln, Rachitis &c., oder sonst ein ungleichmäßiger Ernährungsprozeß im Organismus als erste Ursache zum Grunde liegen, die durch solche äußere Einwirkungen nicht allein beseitigt werden können, vielmehr durch innerliche Mittel, in Verbindung mit einer von ausgezeichneten Aerzten, die in der Anstalt mit thätig sind, angeordneten, gesundheitsgemäßen Diät und Lebensweise, erst gehoben werden müssen. Daß dieses bei der Heilung als Hauptprinzip von ihm an-

genommene das richtigere sei, davon geben ihm die täglichen Erfahrungen in seiner Anstalt Beweise und es kann daher, seinen Ansichten nach, wohl nur dann etwas genügt werden, wenn bei der Wahl des Heilverfahrens auf jede einzelne Constitution Rücksicht genommen wird. Zugleich nimmt er die Natur mit zum Leitfaden und würdiget nicht einzig und allein die todtten mechanischen Geseze, um nicht das lebende Individuum in seinem krankhaft geschwächten Zustande, einem todtten Phantom gleich zu achten.

Das obige Heilverfahren bezieht sich jedoch nicht auf (anchyotische) Verwachsungen des Rückgrads, denn diese sind bis jezt wegen des pathologischen Processes, wodurch wahre Anchylosen der Wirbelbeine zu Stande kommen, und wegen der organischen Veränderungen, welche die Theile der Wirbelsäule dabei erleiden, an sich unheilbar und werden auch ferner wohl unheilbar bleiben. Bei einem solchen Zustande der Wirbelbeine wird die beschränkt erlaubte mechanische und sonstige Behandlungsweise nur eine Verbesserung der meistens krankhaften Constitution hervorrufen können. Bei diesen naturgemäßen Betrachtungen ging Krüger's Intention dahin, die einzelnen Organe bei einem orthopädischen Heilverfahren ihrer Funktionen nicht zu berauben, Vorrichtungen zu treffen, wodurch die Theile gleichzeitig in einer parallelen und perpendicularen Spannung erhalten werden und wobei das ganze Muskelsystem in Contraction versetzt wird, welche nicht allein im Stande ist, die Muskelthätigkeit, sondern auch die allgemeine Ernährung zu vermehren. Diese Bedingungen hat er auch durch die Anwendung einer medizinischen Gymnastik zu erfüllen gesucht, welche in den Sommermonaten in einem geräumigen Garten und in den Winter-Monaten in einem eigens dazu erbauten Saale in gewissen Stunden des Tages, unter seiner speziellen Leitung ausgeführt werden *). Die Lage dieses Institutes ist, wenigstens im dortigen Orte, wohl einzig in ihrer Art; das Haus ist mit einer reinen Atmosphäre, ringsum mit Gärten umgeben, durchaus gesundheitsgemäß und eben so angenehm gelegen; die innere Einrichtung eine solche, welche alle zweckmäßigen mechanischen Vorkehrungen in sich faßt, in Verbindung mit einer wohleingerichteten Badeanstalt, worin alle Arten Bäder für jeden einzelnen Krankheitszustand passend, gereicht werden; die Anstalt selbst enthält gegen 40 Zimmer, worin ganze Familien höchst geschmackvoll und bequem eingerichtet wohnen können.

Man darf kaum bemerken, daß ein orthopädisches Heilverfahren, an einem Orte, wo Alles vereint ist, was den Körper und Geist zu stärken vermag und wo tägliche und nächtliche Beobachtungen, so wie genaue sorgfältige Pflege und Wartung Statt finden, die Erreichung des Zweckes eher möglich macht, als dieses in Privatwohnungen geschieht.

Zugleich verbindet er hiermit die Anzeige, daß, in Uebereinkunft mit dem Hrn. Medicinal-Rath Nicolaj, in einem von der orthopäd. Anstalt getrennten Theile des Gebäudes, Einrichtung getroffen ist, daß 6 bis 8 Leidende, weiblichen Geschlechtes, welchen zur Heilung von langwierigen körperlichen Krankheitszuständen, außer der rein medizinischen Behandlung, der Aufenthalt im Freien, der Genuß der frischen Kuh-, Ziegen- und Eselsmilch, so wie der Gebrauch natürlicher Mineral-Brunnen, künstlicher Bäder ic., erforderlich ist, vom

*) Eine ähnliche Anstalt des Herrn Dr. Sinf besteht bekanntlich auch in Wien. D. K. eb.

1. Mai d. an, Aufnahme finden, und einzelne geräumige und bequeme Zimmer, mit oder ohne Meubles, erhalten können.

Ueber die besonderen Einrichtungen und die Bedingungen zur Aufnahme in das Institut, liegen bei dem schon oben erwähnten königl. Medizinal-Rath Hrn. Dr. Nicolai, wohnhaft Markgrafenstraße Nr. 61, welcher in medizinischer Beziehung die Leitung übernommen hat, wie auch bei Hrn. A. Krüger, Director, gedruckte Prospekte bereit. (Pr. Staatsz.)

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

(Fortsetzung.)

Harngrieß und Harnsteine kommen verhältnißmäßig viel seltener vor, als im nachbarlichen Ungarn; ersteren treibt man mit harnbefördernden Mitteln ab, braucht gegen beide Mineralwasserkuren und letzterer wird äußerst selten der Operation zugeführt; als erleichternd bei den Beschwerden davon gilt Leinsamenabsud, mit Kalkwasser getrunken, Hanssamenabsud u. a. m.

Die Krätze wird bekämpft mit dem innerlichen Gebrauch von Birkenensaft, Eichorienwurzel, Löwenzahn im Absude oder frisch gepreßt, Brunnkresse und Bachbungen frischgepreßt und mit Schwefelblüthen; äußerlich bedient man sich der Waschungen mit Absüden von schwarzem und weißem Nieswurz, Tabak und Mast (dieses auch zerquetscht frisch aufgelegt mit sehr gutem Erfolge); ja der Laie scheut sich nicht, bei hartnäckigem Uebel zu dem schwefelsauerem Kupfer und zu der Arseniklösung überzugehen, wenn ihm eine Salbe von Schwefelblüthen, Alaun, Vorbeeramenpulver, Salpeter und Milchzucker zusammengesetzt, nicht schnelle Hilfe schafft. Wo Salinen nahe sind (Parajd, Thorda, Vizakna) badet man in der Soole, die sich in den aufgelaassenen Schächten der Stollen ansammelt hat, so wie in den Schwefelquellen des Landes.

Um einer annahenden Apoplexie zu begegnen, empfiehlt man mit großer Zuversicht das Kauen von Senf. Paralysen, welche darauf zurückblieben, werden durch Waschungen der gelähmten Theile mit Senffessig behandelt und täglich mehrmals einige Löffel ganzen oder zerstoßenen Senfs innerlich mit Suppe gereicht; man peitscht die gelähmten Theile zugleich mit frischen Brennesseln, gebraucht Thierbäder, Bienen- und Ameisenbäder und Heilquellen. Die Bienenbäder bereitet man, indem man den Rest von den Honig- und Wachspressen, wozu der ganze Bienenschwarm und die Waben im Herbst gebracht werden, mit Wasser kocht.

Die Epilepsie ist, besonders unter der walachischen Volksklasse, eben nicht sehr selten; bei einem Anfall eist man, den in die hohle Hand gezogenen Daumen herauszuziehen. Mir ist kein dagegen empfohlenes Hausmittel bekannt.

Für Wunden und Geschwüre hat man eine Menge von Salben und Pflaster aller Art in Bereitschaft; man achtet gewöhnlich wenig darauf, daß jene bei guter Berührung und Ruhe, wenn sie anders einfach sind, ohne alle fremde Zuthat am besten heilen und daß diese — die Geschwüre — in der Regel nur Voten eines tiefen innern Krankseins ausmachen. Bei Wunden herrscht noch oft der Mißbrauch, Tinkturen und Kamphergeist anzuwenden; bei Geschwüren haben die nicht selten schnell abtrocknenden und zusammenziehenden Salben und Pflaster häufig

schwere innere Leiden zur Nachfolge. Unschuldiger sind dabei die oft aufgelegten frischen Blätter des spizen Wegerichs, des Bittersüßstengels, der Dohsenzunge, des Hufslattichs, des Kohls u. dgl., man rühmt dann noch eine Mischung von gelbem Wachs und Fichtenharz, wodurch die hartnäckigsten Geschwüre zur Vernarbung gebracht würden und die zerquetschte Schafgarbe, gemengt mit Speck.

Verbrennungen heilt man mit Leinöl und Kalkwasser gemengt, mit weißen Lilienblättern in Olivenöl macerirt, und endlich mit frischer Butter und Diät. Auf Partien, die mit heißem Wasser übergossen wurden, legt man eine Mischung von 3 Theilen Leinöl mit 1 Theil gelbem Wachs, die, auf ein Tuch pflasterähnlich gestrichen, aufgelegt wird.

Bei Quetschungen bähst man den Theil mit warmem Safranwein, mit Branntwein und Seife, oder mit Tabakblättern, welche mit Honig bestrichen worden sind.

Blutungen bei Verwundungen soll bei großer Hartnäckigkeit der aufgelegte Roth von Schweinen, für sich oder mit Weingeist benetzt, stillen; bei leichtern Blutungen legt man mit gutem Erfolge Spinnweben über die blutende Wunde. Blutegelbisse, welche keinem andern Verfahren nachgeben, hören auf, wenn man geröstete und dann gehackte feine Leinwandfaserchen (eigentlich ein Pulver) in die Bissstellen streut und anrückt.

Bißwunden von Vipern glaubt das gemeine Volk am besten unschädlich zu machen dadurch, daß es den gebissenen Theil unverzüglich in die kühle Erde eingräbt und bis zum Sonnenuntergang darin verweilen läßt. Dr. Lange sah mehrmals keine üblen Folgen nach dieser Behandlung. Wenn ein Stiche macht man unschmerzhaft durch öfteres Auflegen feuchter kühler Erde.

Knochenbrüche haben nicht selten in einzelnen Gegenden ihre eigenen Aelterärzte, welche auch bei Verrenkungen Hand anlegen und sich oft ziemlich ausgiebiger Zugmaschinen bedienen, um ihre Zwecke zu erreichen.

Bei Augenentzündungen legt man Weihrauch mit Honig auf Leder gestrichen auf den vorher abrasirten Scheitel des Kopfes, oder Mastix mit Branntwein zu einem Pflaster geknetet auf die Schläfen oder zwischen die Schultern; auf das Auge selbst Umschläge von Brotkrummen, Safran und Borsdorfer-Aepfeln in Milch gekocht, oder Honigkuchen (Lebzellen) und etwas Salpeter mit Wasser befeuchtet, oder endlich einfachen, in Wasser gekochten Brotkrummen, oder erweichenden Umschlägen; die Fußbäder mit Ranke (*Eruca sativa*), Senf, Asche, Salz u. dgl. geschärft, machen ein Hilfsmittel der Kur aus. — Hornhautflecke behandelt man mit dem Fette der Krähe, des Bären, des Marders u. s. f. tropfenweise eingebracht; mit weißem Vitriol, Tetia, ungebrannter und gepulverter Eierschale, Zucker u. dgl. m. mit einem Federkiel eingeblasen; mit dem Saft des Knoblauchs, des Schöllkrauts, der Wolfsmilch u. a. m., so wie die chronischen Augenentzündungen mit verschiedenen Augenwässern, in denen Bleimittel und Kupfer- oder Zinkvitriol die wesentlichen Bestandtheile bilden. — Augengläser kauft man nach eigenem Gutdünken von umherwandernden Hausirern, oder macht sich eine ererbte Brille zu gute; glücklicherweise bedient man sich derselben höchstens am Sonntage, in der Kirche, oder zur Lesung eines religiösen Buches zu Hause, und vermag sich deshalb durch kurzen Gebrauch die Augen nicht namhaft zu verderben.

Bei Taubheit hegt man großes Vertrauen zu dem Saft der Hauswurzel, der frisch gepreßt tropfenweise in das Ohr gegossen wird; auch eine Art Brot, gebakten aus Mehl, Fenchel- und Wachholderbeersamen, warm zerschnitten und sogleich als Bähung auf das äußere Ohr gelegt, soll treffliche Wirkungen äußern.

Das Wachstum der Haare soll ein Absud der frischen Klettenwurzel in Bier gesotten, womit Abends der Kopf gewaschen und dann eingebunden wird, mächtig befördern; auf kahle Stellen wird der Zwiebelsaft mit dem Zwiebel selbst einige Minuten hindurch eingerieben und zwar mit gutem Erfolge. Die Läuse vertilgt man durch Waschungen mit dem stärksten Branntwein und durch Einstreuen des Pulvers von Nieswurz, oder des Sabadillsamenspulvers.

(Der Beschluß folgt.)

Miscelle.

— Taucherapparat. Der Kapitän Guérin, der lange Zeit in Havre wohnte, und sich durch seine Arbeiten unter dem Wasser bekannt gemacht hat, ist Erfinder eines vollkommeneren Apparates, als alle, die bis jetzt zu Arbeiten unter dem Wasser gebraucht worden sind, und der ihm erlaubt, drei Stunden ununterbrochen unter dem Wasser zu verweilen. Vermittelt dieses Apparates ist man nicht mehr darauf beschränkt, auf dem Grunde zu arbeiten, man kann ihn eben so gut zu jeder andern Arbeit verwenden. Nachdem Herr Guérin den Grund der Küsten von Cherbourg untersucht hat, will er nun die Ermächtigung ansuchen, nach und nach das ganze Litoral zu untersuchen, das sich von Dünkirchen bis Bayonne erstreckt.

— (Wasserhältige Schildkröten). Auf den Galapagos-Inseln (durch vulkanische Erdschütterungen zwischen den Tropen entstanden) findet man eine Art See-Schildkröte, die man häufig deswegen tödtet, um Wasser in ihnen zu finden. Sie trinken nämlich gern Wasser. Weil aber das Quellwasser auf den Inseln bloß gegen die Mitte derselben und nur auf den Höhen zu finden ist, so müssen die, an den Küsten wohnenden Schildkröten, wenn sie durstig werden, lange Reisen dahin machen, wozu sie sich eigene Pfade gewählt haben, die von allen Seiten des Quellwassers nach den Küsten hinab sich schlängeln. Geraume Zeit nach ihrem Besuche bei den Quellwassern ist nun die Blase dieser Thiere mit Flüssigkeit gefüllt, die aber immer geringer und unreiner wird. Werden Reisende vom Durste geplagt, so tödten sie eine Schildkröte und trinken die Blase aus, wenn sie voll ist. Diese Flüssigkeit ist ganz klar, aber doch etwas bitterlich. Das Wasser aus dem Herzbeutel soll jedoch noch besser sein, und wird immer zuerst getrunken.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonmirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 40.

Montag, den 18. Mai 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Reform des Medicinalwesens in der Türkei. — Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen. — Literatur. — Miscelle.

Reform des Medicinalwesens in der Türkei *).

A.

Notification.

Da das Wohl und das Glück des Reiches die einzigen Beweggründe aller Handlungen und Gedanken des Kaisers Abdul Medjid sind (welchen Gott noch lange Jahre erhalten möge), so ist es natürlich, daß er unaufhörlich dafür besorgt ist, durch alle möglichen Mittel seines Landes Glück und Wohlstand zu fördern. Indem Se. Hoheit die Erinnerung der Vergangenheit mit den in der Gegenwart herrschenden Ideen in Einklang bringt, und von Natur geneigt ist, seine lebhafteste Sorgfalt auf alle Theile der Administration, vorzüglich auf jene zu erstrecken, welche die Erhaltung der Gesundheit der unter seinem Scepter zahlreich unterworfenen Völker betrifft, so hat dieselbe geruhet, mit besonderem Eifer den Entwurf zu prüfen, welchen Se. Excellenz Abdulhak Effendi, sein Médecin-en-chef, für nöthig gefunden hat, in Betreff der Bildung eines Medicinalrathes (Conseil de médecine) der hohen Pforte vorzulegen.

*) Wir theilen hier unseren Lesern zwei in französischer Sprache uns aus Constantinopel eingekommene offizielle Actenstücke mit, und zwar das eine unter dem Titel: „Notification,“ worin der Zweck des in Constantinopel, wie wir schon früher gemeldet, neuerlichst errichteten medicinischen Conseils aus einander gesetzt wird, und dann „die Uebersicht der Arbeiten,“ welche das genannte Conseil zur Erreichung seines löblichen Zweckes nach und nach vorzunehmen gedenkt.

D. Red.

Dieser Entwurf wurde von Ihrer Hoheit gebilligt und erhielt die kaiserliche Sanction.

Indem der genannte Leibarzt Sr. Hoheit bei der Bildung dieses Conseils mit der größten Sorgfalt zu Werke ging, suchte dieselbe nicht nur die Professoren der kaiserlich-medizinischen Schule und mehrere, den verschiedenen europäischen Gesandtschaften angehörige Aerzte, sondern auch andere, gleichfalls durch ihre Stellung empfehlenswerthe Unterthanen der hohen Pforte, welche die muselmanische, griechische und armenische Nation repräsentiren, diesem Rathe einzuverleiben.

Dieses seit Kurzem organisirte medizinische Conseil setzt das Publikum mit Vergnügen in Kenntniß, daß es sich die Aufgabe gestellt hat, das Wohl der gesammten Bevölkerung zu bewirken, ohne deswegen die materiellen Interessen des Einzelnen aus den Augen zu lassen. Obwohl der Geist der Reform allen seinen Berathungen zum Grunde liegen soll, so fühlt dennoch das Conseil, daß, um hiebei den beabsichtigten Erfolg zu erzielen, es nur mit der größten Vorsicht und Mäßigung zu Werke gehen müsse. Bei Beobachtung dieser Grundsätze hält der genannte Rath es für seine Pflicht, der Erwartung der Regierung Sr. Hoheit zu entsprechen, und zu diesem Behufe liegt ihm zunächst die Pflicht ob, daß die Ausübung aller Zweige der Heilkunde auf solche Weise geregelt werde, daß die Gesundheit und das Leben der Menschen nicht mehr jenen Gefahren ausgesetzt seien, welche Unwissenheit, Heuchelei und Habsucht herbeiführen. Das medizinische Conseil hält es daher für seine Pflicht, ein für allemal zu erklären, daß es von nun an nicht mehr erlaubt sein wird, mit dem Leben seines Nebenmenschen ein unerlaubtes Spiel zu treiben (*de traiquer de la vie de ses semblables*).

Mehrere Personen, deren großmüthige Gesinnungen das medizinische Conseil nur zu sehr zu schätzen weiß, dürften, eine Menge von Rücksichten bei Seite setzend, behaupten, daß man auf das Ziel geradezu losgehen, alle Hindernisse aus dem Wege räumen, und dieselben den Bedürfnissen der Zeit opfern müsse. Dieses scheint auf den ersten Anblick sehr gegründet; allein die Stärke der Thatsachen zerstört hier jede übereilte Theorie, und die Willigkeit ist bei weitem mächtiger als die raisonnirende Vernunft. Wenn man auch den Schaden wohl erwägt, welchen der rohe Empirismus der Gesellschaft verursacht, so muß man dennoch die materiellen und unmittelbaren Dienste berücksichtigen, welche derselbe einem Volke leistet, welches, so wenig um seine Gesundheit bekümmert, sich eben deswegen in der Lage befindet, täglich zu den rohen Empirikern seine Zuflucht zu nehmen. So lange es dem Conseil nicht gelungen ist, diese Klasse von Praktikern durch Aerzte zu ersetzen, deren Kenntnisse die

von der Gesellschaft verlangten Garantien darbieten, dürfte es kaum den Fähigeren und Erfahreneren die Ausübung der Kunst, freilich nur unter gewissen Einschränkungen und Klauseln, gänzlich untersagen können, die sie zu beobachten haben werden, wenn sie sich nicht den diesfalls gesetzten Strafen unterwerfen wollen.

Die Vorsteher der Apotheken, die Verkäufer von einfachen und zusammengesetzten Arzneimitteln und von aromatischen Wassern, die Zahnärzte, die Hebammen werden einer gleichen Disciplin unterworfen. So lange die Empiriker sich den ihnen vorgeschriebenen Regeln unterwerfen — deren Zweck dahin geht, die Gesundheit der Mitbürger möglichst zu schützen —, in so lange werden keine strengen Maßregeln gegen sie ergriffen.

Indem das Conseil eingewurzelte Mißbräuche, welche seit so langer Zeit die öffentliche Gesundheit compromittiren, stets vor Augen haben wird, will es ein- für allemal den traurigen Folgen ein Ende machen, welche mit einer übel verstandenen Nachsicht einhergehen, und will dafür sorgen, daß die Ausübung der Heilkunde und der mit ihr verbundenen Zweige nur Jenen zukomme, welche durch geregelte Studien und gehörige vorausgegangene Uebung gesetzlich hiezu berechtigt sind.

Durch dieses successive Fortschreiten mit der Zeit hofft das Conseil nach und nach Verbesserungen und Revisionen sowohl in Bezug auf die Bedürfnisse der Gegenwart, als auf das Interesse der Zukunft vorzunehmen. Aus dieser summarischen Darstellung der Aufgaben, welche sich das medizinische Conseil zu lösen gestellt hat, wird man leicht die Beschaffenheit der Arbeiten beurtheilen, welche sie zur Erfüllung ihrer Mission nothwendig hat. Obwohl es keine Mühe und Eifer sparen will, um ein so löbliches als nütliches Ziel zu erreichen, so ist es doch weit entfernt, sich zu isoliren, und die Mithilfe von sowohl in Constantinopel, als in den übrigen Städten des Reiches, etablirten ausgezeichneten Aerzten zurückzuweisen, vielmehr hat es die Absicht, diese Mitwirkung, wo es Zeit und Ort erheischt, durch eine besondere Einladung anzusprechen. Die Eröffnung des medizinischen Conseils hat am 4. April Statt gefunden, und wird seine Sitzungen jeden Samstag regelmäßig halten. Das Personale desselben besteht in einem Präsidenten (Abdulhak-Effendi, Leibarzt), einem Vice-Präsidenten (Dr. Pezzoni), Osman-Effendi, und 15 Mitgliedern, unter denen die Herren Professoren Dr. Bernard und Dr. Spizer, A. Calleja, die Doctoren S. Mac-Gaffoy, Millingen, Collier, Morin, M. Dibimo, Méhub, P. Sciascian, D. Mandella (Apotheker), Eduard Dextoni, Scherif-Effendi, N. Parlo (Archivar und Secretär).

B.

Uebersicht der Arbeiten des medizinischen Conseils.

Der Präsident des Conseils wird die verschiedenen Arbeiten aufzählen, womit dasselbe sich in den folgenden Sitzungen beschäftigen soll, er wird den Nutzen und die Wichtigkeit einer jeden Arbeit kurz entwickeln, um mit der auf zwei Stunden für jede Sitzung beschränkten Zeit zu sparen. Er wird alsdann unverzüglich zu Ernennung einer, für jeden einzelnen Gegenstand nothwendigen Commission schreiten, indem er die Namen der Mitglieder, welche die betreffende Commission zu bilden berufen werden, näher angibt. 1. Eine Commission soll ernannt werden, um die organischen Grundlagen des genannten Conseils festzusetzen. 2. Eine andere Commission hat die Redaction eines Rundschreibens zu besorgen, welches der Minister der öffentlichen Angelegenheiten allen europäischen Gesandtschaften zusenden wird, damit diese alle unter ihrer respectiven Jurisdiction stehenden Aerzte, Chirurgen und Apotheker einladen mögen, sich mit ihren Diplomen versehen, im Verlaufe des nächstkommenden Mai dem medizinischen Conseil vorzustellen. Diese Commission hat ebenfalls die Pflicht, allen Aerzten, Chirurgen und Pharmaceuten, welche Unterthanen der hohen Pforte sind, so wie überhaupt allen denen, welche irgend einen Zweig der Heilkunde ausüben, mithin auch den Zahnärzten, Hebammen, den Verkäufern von einfachen und zusammengesetzten Medicamenten, insbesondere denen von aromatischen Wässern u. s. w., anzuzeigen, sich innerhalb der oben benannten Zeit bei dem Conseil einzufinden. 3. Da die Blattern fast jedes Jahr in dieser Hauptstadt sich zeigen, sich vorzüglich beim Beginnen dieses Frühlings auf eine beunruhigende Weise verbreitet und eine große Anzahl Opfer hingerafft hatten, so hält es das Conseil für seine Pflicht, den Fortschritten einer solchen, dem Menschengeschlechte so verderblichen Seuche Einhalt zu thun. Daher wird eine Commission zur Ausarbeitung eines Planes ernannt werden, welche die geeignetsten Mittel — unter denen zunächst die Vaccination den ersten Rang einnehmen soll — angeben wird, um die Verbreitung der Blattern zu hemmen. 4. Eine andere Commission hat zum Zweck, ein die Ausübung der Medizin und Chirurgie im Civile betreffendes Reglement auszuarbeiten und zugleich ein Circular zu verfassen, durch welches die ausgezeichneten Aerzte der Hauptstadt und der übrigen Städte des Reiches ersucht werden, ihre Meinungen über die Bildung dieses Reglements mittheilen zu wollen. 5. Eine andere Commission hat die Aufgabe, ein die Ausübung der Pharmacie im Civil betreffendes Reglement zu entwerfen, und zwar mit Rücksicht auf die im Art. 4. bezeichneten Ver-

besserungen. 6. Eine andere Commission wird eine Pharmacopöe für Aerzte und Apotheker im Civil entwerfen, für gegenwärtig gilt jedoch noch die aus Ferrara. 7. Auch wird eine Commission den Auftrag erhalten, ein Formular für die Armee zu entwerfen, welches am Ende eine Uebersicht der approximativen Quantität der Arzneimittel enthalten soll, welche in einer bestimmten Zeit von einem Bataillon, einem Regimente u. s. w. verbraucht werden darf. Zu diesem Zwecke wird die Commission die Kenntnisse und Erfahrung der Militär-Aerzte und Pharmaceuten zu Rathe ziehen. 8. Eine Commission wird ein organisches Reglement in Bezug auf Militär-Aerzte, Chirurgen und Pharmaceuten, mit gleichzeitiger Rücksicht auf deren Gehalt und Titel, entwerfen. 9. Das medizinische Conseil wird sein Archiv haben, worin alle seine Acten, Decrete, Reglements niedergelegt werden sollen, und zwar fängt dasselbe mit dem Berichte an, welchen zum Behufe der Creirung eines medizinischen Conseils Se. Excellenz Abdulkah-Effendi, Leibarzt und Präsident, an die Pforte gerichtet, und welcher die kaiserliche Sanction erhalten hat. Der Secretär N. Parlo, als Archivar, ist für diese Acten verantwortlich und wird dafür sorgen, daß dieselben gehörig eingetragen und in größter Ordnung erhalten werden.

Ueber Volks- und Hausmittel, mit näherer Beziehung auf Siebenbürgen.

(Von Dr. G.)

(Beschluß.)

Gegen Polypen der Nase schnupft man mit großer Zuversicht das Pulver des Rahengamanders (*Touerium marum*). Als ein treffliches Niesmittel habe ich das Pulver der Kopfkastanien selbst von solchen Kranken mit Erfolg angewendet gesehen, die den stärksten Tabak fruchtlos nahmen. Der schwarze Nieswurz hat auch seine Freunde.

Ehedem waren Aderlassen und Schröpfen zu festgesetzten — planetarisch geheiligten — Zeiten, ferner regelmäßige Purgirungen und Maikuren auch in Siebenbürgen allgemein üblich; ich sah sie heutzutage nur bei einigen älteren Personen, welche sich dabei einer trefflichen Gesundheit erfreuten. — Die Redlinger'schen Pillen wurden in neuerer Zeit durch Le Roy's ausgiebige Medicinen und Morison's Pillen und Pulver etwas in Hintergrund gestellt, während sie früher ein Panacee bei allerlei chronischen Uebeln ausmachten, ja selbst bei acuten oft genug gemißbraucht wurden.

Bevor wir den Abschnitt über Volksmittel schließen, muß auch noch der Homöopathie gedacht werden, welche bei ihrem Auftreten gerade unter den Laien die meisten Freunde finden mußte, weil sie ihnen eine Reihe von Mitteln mit bestimmten Weisungen für einzelne Zufälle in die Hand gab, und daran jenes Mysteriöse knüpfte, das seine einnehmende Wirkung bei dem größten Theil der Men-

sehen nie verfehlt. Geistliche, Lehrer, Beamte, Gutsbesitzer u. s. w. stellten mit den Hahnemann'schen Dosen und der Diät Versuche an sich und Andern an und je nach dem ersten Erfolge gab es des entschiedenen Lobes oder Tadel's kein Ende. Auch heute trifft man noch verschiedene Personen über die Homöopathie im Publicum, — obgleich die Homöopathie unserer Tage von jener des verstrichenen Decenniums gewaltig verschieden dasteht; diese Homöopathie, erfast von einigen älteren Aerzten, versuchend kleine Dosen, so lange keine Gefahr im Verzuge erscheint und so lange die Natur den Heilprozeß entsprechend leitet, die allopathischen Mittel nirgends verschmähend, wo man mit homöopathischen nicht ausreicht, und deshalb auch Blutentziehungen, Brechmittel u. s. f. nicht verbannend, endlich auch den Wunsch und die Laune des Kranken oder seiner Angehörigen ehrend, — diese neue, junge Homöopathie, welche, in ihrem wahren Geiste, von menschlicher Zuthat rein aufgefaßt, als veröhnende Rückkehr zu einer geläuterten hippokratrischen Medicin dasteht, üben einige ältere Aerzte jetzt auch in Siebenbürgen, während eine nicht geringe Zahl von Unberufenen und Unkundigen ihr Unwesen, wie überall, treiben, die minima bei jeder Gelegenheit den Patienten anpreisend und bereitwillig darreichend; namentlich kenne ich Damen, denen dieses Geschäft ein zweiter Lebensberuf erscheint.

Die Kaltwasserkuren, eine Wiederholung aus der Geschichte der Wundermedicin, nur heute allgemeiner und mit mehr Erfolg cultivirt als vor 110 und 1700 Jahren, sind auch in Siebenbürgen mit Beifall aufgenommen worden. Man badete schon früher in den Mineralquellen häufig kalt; nun thut man es allgemeiner und findet in den besuchten *) von Borsek, Rodna, Arapatka u. s. f. schon passende Doucheanstalten, denen nur geregelter Gebrauch zu wünschen steht. Kalte Waschungen und Begießungen, so wie Trinken des kalten Wassers sieht man fast in allen Häusern mit demselben Unfuge durch einander versuchen, mit dem daselbe gegenwärtig überall geschieht; wenigstens wird die Haut bei ersteren Anwendungsweisen rein erhalten; das Trinken — das übermäßige — aber wird die Quelle chronischer Leiden für Menschen werden, der bei mäßigerem Gebrauche darin jene Stärkung finden wird, welche er ehemals im Weine und anderen Mitteln gesucht hatte.

Ehe wir diesen Ueberblick endigen, haben wir dem freundlichen Leser noch zu sagen, daß es dem Lande an Aerzten und Wundärzten gar nicht fehlt, um alle jene Volksmittel außer Kurs zu bringen, die etwa der früheren Seltenheit der Aerzte Ursprung und Berühmtheit verdanken; aber der gemeine Mann — und nur dieser hält sich noch vorzugsweise an Hausmittel — pflegt den Arzt erst zu suchen, wenn die ihm und der willfährigen Nachbarschaft gut erschienenen Mittel nichts fruchteten. Auf den Dörfern wird sodann vorerst der Lehrer, der Prediger oder Pfarrer consultirt, von diesen einige Zeit ordinirt und dann endlich, sofern auch diese Versuche nicht zum erwünschten Ziele führen, der nächste Wundarzt oder Arzt befragt. In der That ist auch das Verhältniß der Landleute zu ihren Geistlichen so sehr geeignet, gegenseitiges Vertrauen einzulösen, daß es wün-

*) Ueber die siebenbürgischen Heilquellen hat die „Gesundheits-Zeitung“ im verfloßenen Jahrgang mehrere Aufsätze gebracht, deren einer — der alle umfassende — auch in die siebenbürgischen, deutschen und ungarischen Zeitschriften übergegangen ist.

schenswerth wäre, die Geistlichen erhielten eine möglichst vollständige Belehrung über Volksmedicin. Die Bücher, deren sich die Geistlichen als Rathgeber bedienen, (am beliebtesten sind Tissot's, Hufeland's, Pauligky's, Lutherik's hieher gehörige Schriften), vermögen Kenntnisse nicht zu ersetzen, welche sich dort leicht erwerben ließen, wo die Geistlichen ihre wissenschaftliche Bildung empfangen. Bis die ärztliche Hilfe durch eigene Kunstverständige des Fachs so allgemein dargebotenes Gemeingut für alle Menschen geworden ist, als die geistliche — und das wäre wohl im Verhältniß sehr gerechter Anspruch —, bis dahin erscheint die ausgesprochene Ansicht ein sehr billiger Wunsch.

L i t e r a t u r .

„Die Anomalien der Schutzpocken in Bezug auf die Erhaltung und Fortpflanzung eines reinen schützenden Impffeimes.“ Mit einer einseitenden Uebersicht der Leistungen des k. k. Schutzpocken-Hauptinstitutes in Wien. Vom Dr. Med. Michael Wisanik, Primararzte des k. k. allgemeinen Krankenhauses etc. etc. und August Zöhrer, Operateur und Hauswundarzte der k. k. n. ö. Finsdesanstalt in Wien. Wien 1840.

Unter diesem Titel erschien in Commission bei Carl Gerold in Wien eine Schrift, die die Aufmerksamkeit des Publikums im Allgemeinen und der Aerzte insbesondere in Anspruch nehmen dürfte. In Hinsicht der Form gleicht sie einem öffentlichen Altkensfücke, das die Wirksamkeit des genannten Institutes zur allgemeinen Kenntniß sowohl im Vaterlande, als auch im Auslande bringt, und zugleich macht sie auf die sehr richtigen Abirrungen des Schutzpockenprozesses die Impfarzte aufmerksam, da diese Anomalien an erfolglosen und unvollkommenen Impfungen am meisten Schuld tragen dürften. Der Inhalt, aus Thatsachen und aus den unmittelbar aus ihnen gefolgerten Grundsätzen auf 3½ Druckbogen zusammengedrängt, erlaubt zwar keinen Auszug und wir meinen, daß man diese Bogen selbst lesen muß, um sich mit Hilfe eigener Erfahrung, die durch den originellen Gang des Vortrages, vorausgesetzt wird, zu verständigen. Doch glauben wir unsere Leser auf einige Hauptpunkte der Schrift aufmerksam zu machen verpflichtet zu sein.

In dem Vorworte wird angegeben, daß diese Blätter der theilweise Bau eines größeren Werkes seien, und daß die Trennung der Verfasser in ihrer amtlichen Beziehung und die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit die frühere Herausgabe veranlaßten. Den ersten Abschnitt: „Die Leistungen des k. k. Schutzpocken-Hauptinstitutes“ haben wir in unserem Blatte von Nr. 27 mitgetheilt. Der zweite Abschnitt handelt von den Anomalien der Schutzpocken. Nachdem die Lymphe, der Schorf und die Norm bei den echten Schutzpocken genauer angegeben sind, wodurch sich diese Abhandlung an einen früheren Artikel von Zöhrer in den med. Lehrbüchern des k. k. österr. Staates, Band XIII, Heft II, neue Folge, anreihet, folgt eine nähere Beschreibung der anomalen Formen der Vaccine, und es werden unter diesen die Vaccinesurunkel, die verkümmerte Pocke, die unreine, rissige Pocke, die Blasenpocke und endlich im 3. Abschnitte die Revaccine, als eine Abart der primitiven Vaccine besprochen. Im vierten Abschnitt kommen einige Verbesserungen über die Aufbewahrung der flüssigen Impflymphe vor. Phiolon

von Glas zur Aufbewahrung der Lympe, die besonders im Winter von 1838 auf 1839 bei den damals in Wien häufiger vorkommenden Blatternfällen gute Dienste leisteten, können auch durch Kittsorten, deren Bestandtheile und Anwendung angegeben wird, hermetisch verschlossen werden. Der fünfte Abschnitt handelt von der Wiedererzeugung der Schugpocke aus ihrer ursprünglichen Quelle. Es wird eine detaillirte Geschichte einer Impfung mit neu generirtem Stoffe mitgetheilt und die dadurch in einer Reihe von Impfungen erzeugten Pusteln in Parallele mit den einheimischen gestellt und auch hier auf die Qualität des Processes, und auf die charakteristischen Merkmale der Lympe, dann der Schorf- und Narbenbildung hingedeutet. Nachdem die Verfasser die bei allen Anlässen stattfindende Uebertragung der Kuhpocke auf den Menschen mißbilligen, stellen sie die Grundsätze auf, durch deren Festhaltung bei der in Frage stehenden Uebertragung das Bestehende, Erprobte gesichert werden könnte, ohne den Gewinn aufzugeben, der aus der so viel besprochenen Uebertragung der Pocken vom Euter der Kuh auf den Menschen entspringen könnte, bei welcher Gelegenheit die Werke der Herren Prinz in Dresden und Hering in Stuttgart mit Anerkennung ihres Werthes, besonders: »der Kuhpocken an Kühen,« Stuttgart 1839, genannt werden.

—e—

M i s c e l l e .

— Das Phänomen des Winterschlafes der Thiere ist von dem Dr. Marshall Hall sehr sorgfältig beobachtet worden. Aus dessen Untersuchungen geht hervor, daß der Winterschlaf der Thiere durch eine mäßige Kälte herbeigeführt wird, die strenge Kälte aber ihn aufhebt; daher er wesentlich von dem Zustande der Erstarrung abweicht, den die Kälte auf die Gefäßnerven und Muskeln der Thiere hervorbringt. Im Winterschlaf hindert nichts die Beweglichkeit der Muskeln, und das Gefühl der Nerven ist so vollkommen, wie beim gewöhnlichen Schlaf. Es scheint, daß das Athmen während des Winterschlafes fast ganz aufhört, und mehrere von Dr. Hall unternommene Experimente bestätigen diese Ansicht. Unter mehreren anderen Beweisen für diese Thatsache führt er auch den Umstand an, daß die Temperatur des in den Winterschlaf versunkenen Thieres mit der Temperatur der Atmosphäre um sie her stets übereinstimmt; ferner, daß das in Lethargie versunkene Thier fähig ist, gänzliche Entfernung des Sauerstoffgases auf eine ansehnliche Zeit zu ertragen, und mehrere Stunden in Kohlenäure leben kann. Wird ein Thier während seines Winterschlafes lange in einem Zustande der Aufregung erhalten, so stirbt es.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 351, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeber k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 41. Donnerstag, den 21. Mai 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte. — Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen. — Literatur. — Miscelle.

Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte.

Die Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien am 15. April d. J. eröffnete Herr Professor Dr. Czermak durch Einreichung einiger, für die Gesellschaft eingelangten Druckschriften und Entwicklung seiner Ansichten über die merkwürdige, in der letzten Versammlung gezeigte Hemmungsbildung, die er mit einer von ihm im XI. Bande der medizinischen Jahrbücher der österreichischen Staaten beschriebenen verglich.

Herr Prof. Dr. Säger stellte einen Kranken vor, an dem er vor acht Tagen, Behufs der Heilung des Schielens am rechten Auge, mit Erfolg die Durchschneidung des äußeren geraden Augenmuskels gemacht, nachdem er kurz vorher an demselben Auge mit eben so glücklichem Erfolge den grauen Staat operirt hatte. Bei dem Interesse, das man gegenwärtig in der medizinischen Welt an dieser, von Strohmayr aus der Vergessenheit hervorgerufenen, von Dieffenbach vielfach geübten Operation nimmt, fand es Herr Prof. Säger angemessen, das einfache und gefahrlose Verfahren zu entwickeln, dessen er sich zu diesem Zwecke hier zum ersten Male bediente. Hieran knüpfte Herr Primarchirurg Mojsisovics einige Bemerkungen.

Herr Dr. Brosche theilte die in Druck gelegte „Belehrung über das von dem Schullehrer Calic bekannt gegebene Mittel gegen die Hundswuth (die Wurzel der *Gentiana cruciata*)“ mit, und begleitete

sie mit kritischen Bemerkungen. Das Ergebniß derselben sprach sich dahin aus, daß es vor Allem gerathen sein dürfte, zuerst die Erkenntniß der Wuthkrankheit überhaupt fester zu begründen, einstweilen die geschilderte, in mancher Hinsicht bei Menschen schwer anzuwendende Methode an Thieren zu prüfen, bis zum Resultate dieser Versuche aber die bisherigen kunstgemäßen und bewährten Vorbauungsmaßregeln durchaus nicht zu verabsäumen. — Herr Professor Dr. Wagner reihte hieran einige Bemerkungen, wodurch er an die älteren, über die Wirksamkeit der Gentianenarten (*Gentiana amarella*, *Gentiana rubra*) gemachten Erfahrungen erinnerte.

Herr Prof. Edler von Wattmann lud hierauf die Kunstfreunde in Bezug auf eine früher in dieser Gesellschaft stattgehabte Verhandlung ein, sich an einem von ihm operirten, auf der chirurgischen Klinik befindlichen Knochenbruche durch den Augenschein zu überzeugen, daß das intermediäre Gefäßnetz der Knochenmasse eben so gut neue Knochenmasse erzeuge, als die Wein- und Markhaut.

Sodann sprach Herr Prof. Hager Einiges über die oben besprochene Operation der Muskel- und Sehnedurchschneidung, wobei er die Anzeige zu derselben in engere Gränzen zurückwies.

Schließlich lasen Herr Dr. Th. Helm und Herr Dr. Frankl aus Marienbad Reiseberichte; jener aus Paris, dieser aus Petersburg, daß er im Jahre 1834 besucht hatte. Der Stand der durch's Findelhaus daselbst in und außer demselben versorgten Kinder war damals 17,006 (7869 Knaben, 9137 Mädchen); sie haben bis in ihr zwei und zwanzigstes Jahr Anspruch auf die Anstalt. In Staatsrath Lerch's Augenranken-Hospital werden jährlich über 7000 Kranke behandelt und über 350 Operationen gemacht. — Ferner theilte Herr Dr. Frankl auch noch Bemerkungen über Marienbad mit, dessen Frequenz in neuester Zeit immer zunimmt, und in der Saison 1839 auf 2600 Badegäste stieg. Er erklärte den Unterschied, der zwischen dem Gebrauche des Kreuzbrunnens an Ort und Stelle und dem des versendeten Statt findet, so wie den, der zwischen Carlsbad und Marienbad aufzustellen ist, specificirte die sechs dort zu Gebote stehenden Quellen in ihren Wirkungen, und stellte Anzeigen und Gegenanzeigen fest.

In der Versammlung vom 30. April legte Herr Regierungsrath und Protomedicus Dr. Knolz über die Ritter von Wierer'sche Stiftung die Jahresrechnung ab.

Dann stellte Herr Professor Säger einen Kranken vor, an dessen rechtem Auge eine krebsartige Wucherung, welche den ganzen Raum zwischen dem Augenbrauenbogen, dem Mundwinkel, der Schläfe und Nase ausfüllte, bis auf einen kleinen, noch zu schmelzenden Rest durch innerliche Anwendung des Hydrargyrum jodatum rubrum in vorsichtig pausenweise steigender Gabe geheilt ward, und legte eine Nachbildung der Wucherung in ihrer größten Ausdehnung in Wachs vor.

Hierauf hielt Herr Prof. Verres den interessanten, im Hauptblatte der „Wiener-Zeitung“ vom 3. Mai d. J. abgedruckten Vortrag über seine wichtige Erfindung: „Die Daguerre'schen Witter zu fixiren und für den Druck geeignet zu machen,“ und legte Lichtbilder vor, die nach dieser seiner Methode erzeugt und gedruckt waren.

Dr. Beer las einen Auszug aus dem, besonders in polizeilich-medizinischer Hinsicht interessanten Werke: „Traité sur les maladies de plomb ou saturnines,“ von Lanquerel des Planches, an welchen Herr Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach die Mittheilung einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte aus seiner Praxis angeschlossen. Eine Dame, welche ihre grauen Haare durch das, in den Zeitungen unter dem Namen „Selenitpulver“ angekündigte, und von einer ausländischen Universität als unschädlich erklärte Mittel innerhalb 36 Stunden schwarz gefärbt hatte, und, erfreut über diesen Erfolg, die Anwendung des Mittels wiederholte, ward bald darauf von einer Eiskälte über die Kopfdecke befallen, die sich nach und nach über die ganze Hautoberfläche bis an die äußersten Spigen der Extremitäten verbreitete. Dabei konnte der Kopf wegen Schwere, Druck, Schmerz und Schwindel nicht in die Höhe gehoben werden. Allmählig ergriff die Kälte und Trockenheit auch die inneren Schleimhäute der Nase und des Mundes; alle äußeren Sinne wurden krankhaft alterirt und die Aussonderungen des Unterleibes aufgehoben; die Kranke konnte sechs Wochen das Bett nicht verlassen, nicht gehen noch stehen, und im erwärmten Bette wenig schlafen. — Herr Hofrath von Wierer ließ das Mittel analysiren, und es fand sich — Blei. Eine zweckmäßige Behandlung stellte die Kranke, unter Erscheinung eines heftigen Schnupfens, allmählig wieder her, und sie fährt und geht nun wieder in freier Luft. Ein Fall, der die Aufmerksamkeit des Publikums eben so sehr als die der Aerzte verdient, und den wir deshalb ausführlicher mittheilten.

Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen.

Bartfeld in Ungarn.

Wir nehmen in dem neuen Jahre den Faden des verflochtenen mit Bartfeld in Ungarn auf, und gedenken wieder eine Reihe Skizzen von Kurorten und Mineralquellen unserer Monarchie daran zu knüpfen, wiesern diese die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen können.

Bartfeld, eine k. freie Stadt des Saroser Comitates, an den Ufern der Bäche Tapoly und Lauka gelegen, umgeben von fruchtbaren Hügeln und nadelholzreichen Bergen, gehört zu jenen Badeorten, welche eben sowohl von Kranken der Heilung halber, als auch von Gesunden der Unterhaltung wegen zahlreich besucht werden. Nur zwei Meilen von der galizischen Gränze, 20 von Przemyśl, 36 von Lemberg und von Pesh, 5 von Eperies, 8 von Kaschau entfernt, ist Bartfeld gewissermaßen ein Mittelpunkt für dies- und jenseitige Karpaten-nachbarn, von denen eine nicht unbedeutliche Anzahl, alljährlich als stabile Gäste wiederkehrend, die vornehmlich auf Juli und August fallende Saison beleben.

Der Kurort selbst liegt nur eine halbe Stunde von der Stadt selbst entfernt, zwischen Nadelhölzern, welche hinter den Badegebäuden zur Kamera hora (den Steinberg) aufsteigen, und bildet mit seinen Häusergruppen ein niedriges, wohlgeordnetes Städtchen, aus dessen Mitte die Kirche emporragt. Der Kurort vermag seine Geschichte weder pragmatisch noch traditionell so hoch hinauf zu führen, als die meisten übrigen in Ungarn; vor etwa 73 Jahren (s. Esaplovics: »das Bartfelder-Bad.« Wien 1817, Seite 3.) ward an der Stelle des jetzigen Kurortes ein Wirthshaus erbauet; im Jahre 1787 finden wir schon zwölf hölzerne Stübchen zur Badekur eingerichtet, und aus demselben Jahre datirt sich die glückliche Heilung eines polnischen Starosten Lesiecki, welcher an hartnäckiger Sicht und Contractur leidend genas und den Ruf des jungen Bades in Galizien und Pohlen weithin verbreitete. Mit dem jährlich nun rasch wachsenden Besuche nahmen auch die Wohnungen an Zahl und Bequemlichkeit zu, so wie die Mineralquellen eine passende Einfassung und die Bäder angemessene Einrichtung empfangen. In der neuesten Zeit hat der gegenwärtige Pächter des Bades für mannigfache Verschönerungen, welche in der von der Natur reich ausgestatteten Gegend doppelt ansprechen, gesorgt; auch entstand eine Anstalt zur Kaltwasserkur, nach Gräfenberger-Art, welche der gegenwärtige Badearzt Dr. Horváth an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, und der Badepächter traf endlich die Vorkehrung, daß auch aus dem benachbarten Zsigelka der hier quellende jodhaltige Säuerling täglich frisch in den Kurort gebracht wurde und dadurch die Zahl gebotener Heilmittel mannigfacher als ehemals erscheint.

In dem Kurorte gehen viele Quellen auf, von denen indessen öffentlich und allgemein gegenwärtig nur sechs — eine Hälfte zum Bade, die andere zum Trinken — vorzugsweise benützt werden; die in den Privathöfen entspringenden Quellen werden theils zum Trinken, theils zum Baden, jedoch meist nur von Wenigen angewendet. Unter diesen verdient vornehmlich die Quelle in der Wohnung des Senators von Kéles Beachtung, welche von vorzüglicher Güte, nicht nur zum Trinken dient, sondern auch nach allen Richtungen zahlreich ver-

sendet wird. — Die Baderhäuser befinden sich meistens in der nächsten Nachbarschaft an den drei für sie bestimmten Quellen; zwei größere städtische Badegebäude sind am häufigsten besucht, während einige Gäste auch in den kleineren Baderhäuschen, andere in ihren Wohnungen sich die Bäder bereiten lassen.

Die Quellen von Bartfeld wurden schon von Hacquet und Freiherrn von Cranz, dann von Kitaibel (1795 und 1813) und von Schultes (1806) chemisch untersucht; die Analyse des Letzteren, mit der früheren Kitaibel's im Wesentlichen übereinstimmend, weist kohlensaures Natrium (6,07 Gran in einem bürgerlichen Wiener-Pfund), salzsaures Natrium (3,8) und kohlensaures Eisenoxydul (0,40) als die hauptsächlichsten Bestandtheile der Mineralwässer in Bartfeld nach; die zum Trinken dienenden Quellen: der Haupttrinkbrunnen, die Quelle neben der Kapelle und jene des Dr. Zelinka haben ziemlich gleich die Temperatur von $+7,5 - 8,25^{\circ}$ R. und unterscheiden sich von einander gar nicht bedeutend; der Brunnen neben der Kapelle wird für eisenreicher und jener des Dr. Zelinka für kohlensäurereicher gehalten, als der Haupttrinkbrunnen. Ergiebig an Wasser sind alle, die freie Kohlensäure wird von ihnen in so großer Menge geführt, daß die Brunnen in stetem Sprudeln begriffen erscheinen. Der Geschmack des Wassers ist sehr angenehm, und deshalb wird es auch häufig als Lurusgetränk von Gesunden genossen.

Sowohl den voranstehenden chemisch-physikalischen Erörterungen, als auch den vielfach beobachteten Wirkungen nach, gehören die Bartfelder Mineralquellen in die Reihe der kräftig anregenden und stärkenden eisenhaltigen Säuerlinge. Der Arzt wird nebst der Beschaffenheit der Quellen das Gebirgsklima, welches während der Saison zwar als milde und beständig, aber als stets frische Luft bringend zu betrachten ist, die harzreiche Ausdünstung der ringsum nahe angränzenden Nadelgehölze, das angenehm bewegte und oft laut fröhliche Baderleben und die wohlbesetzte Speisetafel zu berücksichtigen haben. Die Wohnungen, regelmäßig und bequem gebauet, entsprechen den Bedürfnissen der Gäste eben so gut, als die Promenaden in und außer dem Kurorte, zunächst in den umher angränzenden Nadelgehölzen für körperliche Bewegung im Schatten geeignet sind. An angenehmen Unterhaltungsplätzen zu geselligem Vergnügen bietet sich Gelegenheit mit Auswahl.

Auf entfernteren Ausflügen kann man die Stadt Bartfeld, die Bäder in Hofurát (Langenau, den Bartfeldern sehr ähnlich), Zborow mit dem verödeten einstigen Rakoczy'schen Bergschlosse Makoviça, die nahe galizische Gränze und ihre genußreichen Gebirgsparthien, Eperies u. s. f. besuchen.

Schließlich bemerke ich noch, daß der Professor Dr. Tognio sowohl im Bartfelder als auch im Hofuréter Mineralwasser Spuren von Jod jüngsthin (1838) nachgewiesen hat, was, in so fern es bisher in eisenhaltigen Säuerlingen äußerst selten vorkommen soll, nicht uninteressant erscheint, während für die ärztliche Wirksamkeit aus solchen überaus kleinen Mengen gewiß keine wesentliche Differenz erwächst. Der nach Bartfeld täglich gebrachte Ezigelkaerbrunnen ist jedoch ein kräftiges alkalinisches Jodwasser und aller Berücksichtigung werth.

Literatur.

»Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, als Staatsanstalten und Privatwerke,« nach ihrer dermaligen Verfassung und Einrichtung herausgegeben von Joseph Johann Knoll, der Heilkunde Doctor, k. k. u. ö. Regierungsrathe, Sanitätsreferenten und Protomedicus, emeritirtem o. ö. Professor der Pathologie und Pharmacologie an der Hochschule zu Wien, der medizinischen Facultät und Societät, der k. k. Gesellschaft der Aerzte und der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft zu Wien ordentlichem, so wie mehrerer ausländischer gelehrter Gesellschaften und Vereine correspondirendem und Ehrenmitglied. Wien 1840. Bei den Medicaristen. 8. 322 S.

Wir zählen diese Schrift zu den interessantesten und gehaltreichsten Producten der einheimischen Literatur, da sie durch die hohe Wichtigkeit der behandelten Gegenstände eben so sehr allgemein anspricht, als durch die klare und genaue Darstellung mit einer Präcision belehrt, welche nur dem vielseitig gebildeten und erfahrenen Arzte und gleichzeitig mit sämmtlichen Verwaltungszweigen vertrauten, einsichtsvollen Sanitätsbeamten eigen sein kann. Wien hat aus älterer und neuerer Zeit so umfassende und in das öffentliche nicht minder als in das Familienwohl so mannigfach eingreifende Humanitäts- und Heilanstalten aufzuweisen, dieselben sind sogar bei uns noch so wenig bekannt, und im Auslande entweder gar nicht, oder theilweise, doch unvollständig und unrichtig gewürdigt, daß auch in dieser Hinsicht ein, durchgehends aus officiellen Daten erwachsenes Werk darüber nur höchst zeitgemäß genannt werden darf; es entspricht einem wirklichen Mangel, in so fern nichts Gleiches bisher erschien (die rhapsodischen Berichte Reisender, z. B. Dr. Martin's, können damit nicht verglichen werden), und dient namentlich auch für statistische Angaben als zuverlässige Basis.

Der Verfasser theilte den ausgedehnten Stoff in zwei große Hauptabschnitte, deren erster das Armenwesen, der zweite die Heilanstalten Wien's umfaßt; auf die Anstalten der Provinz Niederösterreich ist mit einem tabellarischen Ueberblick ebenfalls Bedacht genommen worden, wobei die einzelnen Rubriken über das Wichtigste Auskunft ertheilen. Zur Angabe statistischer Daten ist fast durchgehends das Jahr 1838 als das normale angenommen; nur bei den Vorschlägen der Kosten finden wir vornehmlich das Jahr 1840 oft berücksichtigt. Leider gestattet uns der Raum und Zweck dieser Blätter nicht mehr, als eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes, welcher in der That ganz gekannt sein will, um den Werth des Werkes genügend zu ermessen.

Die Schilderung des Armenwesens im Allgemeinen und dessen Organisation auf dem Lande geht der Uebersicht der vorzüglichsten Humanitätsanstalten und Krankenhäuser voraus, welche in der Provinz Niederösterreich bestehen; der Verfasser macht die Dominien und Ortschaften nach den vier Kreisen einzeln namhaft, und weist ihr Stammvermögen und die Anzahl der darin Verpflegten mit Abschluß des Jahres 1838 nach. Kaiser Joseph II., unvergesslichen Andenkens, griff auch das Armenwesen zuerst als Staatssache auf, sammelte die einzelnen Stiftungen, zog sie in mehrere große Fonde zusammen und gründete im

Jahre 1788 ein eigenes Armen-Institut, welches jetzt noch die Grundlage und Hauptanstalt des ganzen Armenwesens bildet. Es ist erfreulich zu gewahren, wie zahlreich die Humanitäts- und Heilanstalten in dem Erzherzogthume überhaupt vorhanden sind, wie sie theils auf Stiftungen, theils auf wohlthätigen Privat-zustüssen beruhend fortwirken, und wie endlich in jeder Gemeinde die Armen-Institute so eingerichtet erscheinen, daß der wahrhaft Nothleidende nicht hilflos bleibt. Einige Ortschaften Niederösterreichs sind durch die Zahl der in ihren Anstalten Verpflegten und jene ihrer Fonds von verhältnismäßig großer Wirksamkeit; so z. B. St. Pölten mit 181, Waidhofen an der Ybbs mit 74, Lunz mit 70, Krems mit 216, Weitra mit 97, Zwettl mit 113 im Jahre 1838 verpflegten u. s. w.

Hierauf geht der Verfasser zum Armenwesen in Wien selbst über; die einzelnen Anstalten desselben werden aufgezählt, ihrer Einrichtung, Verwaltung und ihrem Vermögen nach skizzirt. Das Armenwesen in Wien umfaßt das allgemeine Kranken-Institut, womit die öffentlichen Versorgungshäuser und Grudspitäler in Wien, das Bürgerhospital zu St. Marx, das Findel- und Waisenhaus, das Taubstummen- und Blinden-Institut, der Verein adeliger Frauen, endlich viele Stiftungen als ergänzende Theile in wesentlicher Verbindung stehen, und welche insgesammt den Hilfsbedürftigen und Erwerbslosen entweder eine zeitliche oder immerwährende Aushilfe und Unterstützung, den Erwerbsunfähigen, Verstümmelten, mit ekelhaften Krankheiten Behafteten aber, so wie den Hilflosen und gänzlich Verlassenen entweder eine zeitliche, oder auch lebenslängliche Versorgung gewähren.

Das Umfassendste aller dieser Humanitätsanstalten ist das Wiener Armen-Institut, vom Kaiser Joseph II. im Jahre 1783 gegründet, und seither immer mehr vergrößert und vervollkommt. Seine Fonds werden gebildet: 1. Von dem Armen-Instituts-Fond, nur für Betheilungen der Armen im Gelde bestimmt, mit einem jährlichen Einkommen von 89,771 fl. E. M. — 2. Vom allgemeinen Versorgungsfonde (Armen-, Johanneshospital- und Großarmenhaus-Fond), zusammen mit einem jährlichen Einkommen von 489,418 fl. 40¼ kr. E. M. — 3. Der Hospitals-Fond, für ältere, gebrechliche Hilflose zu Bethelungen und anderen Zwecken verwendet, empfängt jährlich 45,860 fl. 56 kr. E. M. — 4. Der Landbruderschafts-Fond ertheilt Handbethelungen und Verpflegungsgelder für in öffentliche Anstalten (Versorgungshaus, Irrenanstalt, Waisenhaus ic.) Aufzunehmende, und nimmt jährlich 5700 fl. 46 kr. E. M. ein. — 5. Der Landwehr-Fond mit 1778 fl. 51 kr. — 6. der Leonoren-Convulsiten-Fond mit 954 fl. — der Brown'sche Stiftungs-Fond mit 785 fl. E. M. jährlicher Einnahmen dienen zu bestimmten Zwecken, während — 8. der disponible Wohlthätigkeits-Fond, Aushilfen und scheinigen Unterstützungen gewidmet, 39,062 fl. E. M. bezieht, und gleich dem — 9. Wohlthätigkeits-Reserve-Fond mit 52,006 fl. E. M. Einnahmen allgemeiner Zwecke im Auge hält. — Die Gesellschaft adeliger Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, seit dem Jahre 1810 durch die Frau Fürstin Caroline von Lobkowitz, gebornen Fürstin von Schwarzenberg, begründet, würdigt der Verfasser nach den vielseitigen Verdiensten, welche dieselbe sich um Erleichterung Dürftiger und Abhilfe in Krankheiten, so wie um Erziehung Mittelloser erworben hat und

noch täglich erwirbt. Im Jahre 1838 betrug die Zahl der Unterstützten nicht weniger als 2821, auf welche 75,157 fl. C. M. verwendet wurden.

Eine Hauptübersicht über alle in dem Armenbezirke Wien's in öffentlichen und Privat-Wohltätigkeitsanstalten unterstützten Armen lehrt, daß im Jahre 1838 insgesamt 67,517 Individuen mit 1,433,539 fl. 35 kr. C. M. betheilt oder versorgt worden sind; es wurden dabei auch jene Kranken aufgeführt, für deren Verpflegung die geringste Verpflegungsgebühr mit 18 kr. C. M. täglich in Anschlag gebracht worden ist, so wie auch die Individuen des Waisen-, Findel- und Taubstummen-Institutes eingerechnet sind.

Von dem Armen-Institut wendet sich der Verfasser zu der k. k. Gebäranstalt, welche gegenwärtig eine größtentheils auf Staatskosten errichtete und unterhaltene Humanitäts- und Lehranstalt zugleich ist, und ebenfalls dem menschenfreundlichen Wohlthätigkeitsinne des Kaisers Joseph II. ihre Entstehung im Jahre 1784 nach Quarin's Plan verdankt. Der Zweck der Anstalt, ihre äußere und innere Einrichtung, die Modalitäten der Aufnahme, Pflege, Behandlung und Entlassung sind speziell skizzirt und schließlich die Fondsgebarung beigelegt, welcher gemäß die Einnahmen für das Jahr 1840 mit 4490 fl., die Ausgaben mit 36,015 fl. C. M. präliminirt wurden, und der namhafte Currentabgang von 31,526 fl. aus dem Staatsschatze gedeckt werden soll. Die zweite Abtheilung des Gebäuhäuses mit einem Belegeraum für 384 Schwangere und Entbundene kann jährlich bei 5000 Individuen aufnehmen; sie dient als klinische Schule zur praktischen Ausbildung für Geburtshelfer und Hebammen (jede gesondert von zwei Professoren unterrichtet), und im Jahre 1838 nahmen 98 Candidaten und 71 Hebammen Antheil daran. Das Verzeichniß der vom Jahre 1830 bis 1838 Aufgenommenen weist eine Progression beinahe zur doppelten Zahl auf; so kamen 2740 Schwangere und Gebärende im Jahre 1830 in die vier Abtheilungen, im Jahre 1833 schon 3864, und im Jahre 1838 bereits 4453.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

— (Gas von animalischen Stoffen.) Herr Seguin hat der französischen Akademie ein Memoire mitgetheilt über die Gewinnung von Gas aus animalischen Stoffen, wobei sein Hauptzweck war, tödte Thiere auf eine nicht bloß unschädliche, sondern sogar noch vortheilhafte Weise zu beseitigen. Er zieht z. B. aus einem todten Pferde 25,682 Litres Gas, oder Licht für 411 Stunden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Migo'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Solinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 42.

Montag, den 25. Mai 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht. — Dr. Güng's
Impffeder. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht.

(Von Dr. Chervin. *)

Ich habe in der neuen Welt Cayenne, das französische, holländische und englische Guiana und fast alle westindischen Inseln, auch die ganze Küste der vereinigten Staaten von New-Orleans bis Portland, im Staate Maine, besucht.

In den niedrigen Gegenden der Tropen-Länder, wo ich mich aufgehalten, hält sich der Thermometerstand Jahr aus Jahr ein ziemlich auf 25 bis 26° R. Dieser sinkt das Quecksilber nur zu Ende December und Anfangs Jänner, und zwar nur wenige Stunden vor Sonnenaufgang. Auf Guadeloupe, welches unterm 16° n. B. liegt, beobachtet man alsdann nur 16° R.; allein sobald die Sonne sich gegen den Horizont erhebt, fängt das Quecksilber an zu steigen, und steht Nachmittags gewöhnlich auf 20 bis 25°, ja wohl noch höher.

Zu Havannah, unterm 23° n. B., beobachtete ich zu Ende December 1819 und Anfangs Jänner 1820 um 5 bis 6 Uhr Morgens nur 12° R.; aber auch dort wurde es im Laufe des Tages recht heiß.

Trog der hohen Temperatur des Klima's auf den Antillen in Guiana

*) Aus einem Briefe des Dr. Chervin, Mitgliedes der königlichen Akademie der Medizin an den Dr. Amédée Latour, den zuerst die „Gazette des Médécins-Practiciens“ vom 15. December 1839, und nach dieser die „London Medical Gazette,“ Jan. 1840, und „Fror. Not.“ mittheilten. D. Red.

und Cayenne, ist die Lungenschwindsucht ziemlich gemein, wenn gleich nicht so häufig wie in Frankreich. Indes verläuft sie in den niedrigen Gegenden zwischen den Wendekreisen im Allgemeinen langsamer, als in der gemäßigten Zone. Nur in den Monaten November, December und Jänner, während die Nordostwinde wehen, macht die Krankheit an Orten, die diesen Winden ausgesetzt sind, welche viele Brustkrankheiten erzeugen und die schon vorhandenen verschlimmern, schnelle Fortschritte. Wie groß die auf den Antillen durch die Lungenschwindsucht angerichtete Sterblichkeit sei, kann ich nicht genau angeben; übrigens ist mir in jenen Ländern so wenig ein Fall von einer gründlichen Heilung vorgekommen, als in irgend einem anderen.

Nicht in allen Staaten Nord-Amerika's zeigt sich die Lungenschwindsucht gleich häufig und gefährlich. In den östlichen Staaten, nämlich Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode, Island und Connecticut, ist die Krankheit sehr gemein und in ihrem Verlaufe schnell, wogegen sie in den mittleren Staaten, New-York, New-Jersey, Pennsylvania, Delaware und Maryland, seltener vorkommt, und ihre verschiedenen Stadien langsamer durchläuft. Noch seltener und gutartiger ist sie in den südlichen Staaten, nämlich Virginien, den beiden Carolina's, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana und den Florida's.

Aus Obigem geht hervor, daß der Einfluß einer kalten und insbesondere sehr veränderlichen Temperatur auf die Erzeugung und den Verlauf der Lungenschwindsucht in den vereinigten Staaten sehr auffallend ist.

Ein Mitglied der königlichen Akademie der Medicin in Paris, Herr Gérardin, hat behauptet, die Häufigkeit dieser Krankheit in den vereinigten Staaten rühre daher, daß man dort bei der Behandlung so vieler Leiden Calomel anwende; allein dies beruht auf einem offenkundigen Irrthume; denn jenes Mittel wird in den südlichen Staaten so häufig und in so großen Dosen verordnet, wie in den östlichen, und dennoch ist die phthisis in den ersteren weit seltener, und hat daselbst einen weit langsameren Verlauf, als in den letzteren. Wenn Brustkrankheiten bei den Nord-Amerikanern gemeiner sind als unter den Süd-Amerikanern und Europäern, so rührt dies offenbar von der Strenge und Veränderlichkeit des Klima's her; allein jene Krankheiten schlachten nicht, wie sich Herr Gérardin ausdrückt, den größten Theil der amerikanischen Jugend ab. Sie veranlassen, je nach der Dertlichkeit, etwa ein Viertel sämmtlicher Sterbefälle; allein dies ist in den südlichen Staaten keineswegs der Fall, wo viele der Bewohner der östlichen und mittleren Staaten den Winter zubringen, um den Krankheiten der Athmungsorgane zu entgehen, welche ihnen sonst zu jener Jahreszeit zusehen wür-

den, oder wenigstens deren Heftigkeit und Gefährlichkeit zu mindern. Manche begeben sich zu demselben Zwecke auf die Insel Cuba.

Den New-Yorker Sterblichkeitslisten zufolge wurden dort binnen fünf Jahren (von 1804—1808) etwa ein Fünftel der Todesfälle durch die Lungenschwindsucht veranlaßt. »Wenn wir,« sagt Prof. Mitchell (Mitche!), »die durch andere Lungenkrankheiten herbeigeführten Sterbefälle hinzurechnen, so wird die Totalsumme etwas über ein Viertel der sämtlichen Todesfälle betragen*).

Zu Portsmouth, welches nördlicher liegt, war die durch Lungenkrankheiten im Jahre 1808 herbeigeführte Sterblichkeit ebenfalls etwas bedeutender, als ein Viertel der Totalzahl**). Zu Philadelphia betrug die Zahl der durch Auszehrung veranlaßten Todesfälle vom Jahre 1807 bis incl. 1828 etwa $\frac{2}{13}$ der Totalzahl, die todtgeborenen Kinder abgerechnet***).

Dr. David Hosack berechnet, daß in den vereinigten Staaten die erwähnte Krankheit die Totalzahl der Sterbefälle um wenigstens ein Sechstel vergrößere †).

Dem Dr. Johnson zu Charleston in Süd-Carolina zufolge beträgt die Zahl der durch Auszehrung und Schwäche herbeigeführten Todesfälle im Durchschnitt etwas weniger als ein Sechstel, und er bemerkt, daß viele dieser Sterbefälle sich bei Patienten ereignen, welche aus den nördlichen Staaten kommen, um im Winter der Milde des Klima's theilhaftig zu werden. »Wenn gleich das Wetter bei uns sich schnell und stark ändert, so prädisponirt es doch offenbar weniger zu Lungenkrankheiten, als das Klima der östlichen und mittleren Staaten; denn selbst in New-York legen diese Krankheiten ein Viertel bis ein Drittel der Menschen auf die Bahre ††).

Im Jahre 1800 betrug die Totalzahl der Sterbefälle zu Charleston 807, von denen 145 durch phthisis, und 6 durch acute Lungenentzündung herbeigeführt worden waren, so daß die Lungenkrankheiten etwa $\frac{2}{11}$ sämtlicher Todesfälle veranlaßten, und das »Gesundheitsbureau« wies nach, daß die meisten Sterbefälle der letzteren Art bei Fremden vorgekommen, die sich ihrer Kränklichkeit wegen nach Charleston begeben hätten †††). Wegen ihrer geographischen Lage müssen die

*) »New-York Med. Repository,« Vol. 11, p. 33, und Vol. 13, p. 335.

**) N. a. D. Vol. 9, p. 283, und Vol. 11, p. 311.

***) »The North American medical and surgical Journal,« Vol. 7.

†) »The Amer. Med. and Philos. Register,« Vol. 4.

††) »New York med. Repository, Vol. 11, p. 407.

†††) »Southern Patriot,« 26. Jan. 1821.

südllich von Charleston liegenden Gegenden rücksichtlich der fraglichen Krankheiten noch besser daran sein. Endlich verhielt sich, nach den medizinisch-statistischen Berichten der Doctoren Miles und Ruff, die durch phthisis in New-York, Boston und Philadelphia verursachte Sterblichkeit während einer Reihe von Jahren im Durchschnitt zu der ganzen Mortalität wie 1:6,03, und die durch andere Lungenkrankheiten herbeigeführte wie 1:4,83*).

Aus den eben dargelegten Umständen ergibt sich, daß, wenn gleich die phthisis in den vereinigten Staaten allerdings durchaus nicht selten vorkommt, sie doch in den südlichen weit seltener als in den mittleren und zumal den östlichen ist. Hieraus geht der Einfluß des Klima's auf Erzeugung dieser Krankheit sehr deutlich hervor, und diese würde offenbar weit weniger Opfer fordern, wenn die Einwohner, insbesondere die Frauen, sich gegen die rauhe Witterung und schnellen Temperaturswechsel besser verwahrten. In den vereinigten Staaten hat man oft alle vier Jahreszeiten an demselben Tage auszuhalten, und Personen von schwacher Leibesbeschaffenheit und reizbaren Brustorganen können solchen plötzlichen Uebergängen von der Wärme zur Kälte nicht wohl widerstehen. Als ich mich am Ostersonntage 1820 zu New-Orleans befand, sah ich binnen 12—15 Stunden das Thermometer um 41—42° Fahrh. fallen. Im Jahre 1821 war ich zu Washington ebenfalls Zeuge eines sehr bedeutenden Sinkens der Temperatur binnen sehr kurzer Zeit, und von anderen Beobachtern sind noch auffallendere Wechsel berichtet worden, als der angegebene.

*) »Medical Statistics» etc. Tab. XVI.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Günz's Impffeder.

Die Redaction der »Gesundheits-Zeitung» erhielt folgendes Schreiben:

Werther Herr Collega!

Ueberzeugt, daß Sie jedem Aufsatze, der die Sanitäts-Interessen der menschlichen Gesellschaft betrifft, einen Platz in Ihrer, mit Recht vielgelesenen, gemeinnützigen Zeitschrift gewähren, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen und Ihrem verehrten Leserkreise einige Bemerkungen über die von mir mit der Dr. Günz'schen Impffeder an einer bedeutenden Zahl von Kindern erfolgreich angestellten Impfversuche mitzutheilen. Die Resultate dieser Versuche, zu denen mich theils meine Stellung als öffentlicher Impfarzt, theils die besondere Liebe, mit welcher ich mich zu diesem Zweige der prophylaktischen Heilkunde hingezogen fühle, bewogen haben, sind in dem XXX. Bande der medizinischen Jahrbücher des öster-

reichischen Kaiserstaates ausführlich besprochen worden, und es erübrigt hier nur noch ein kurzes Resumé der Vortheile, wodurch sich diese Methode zu impfen auszeichnet, dem Publikum vorzuführen.

1. Kann bei der Impfung mit der Dr. Günk'schen Impffeder wegen der Construction derselben durchaus keine Verwundung, die Blutung nach sich zöge, hervorgerufen werden, während bei der Impfung auf die bisher übliche Art auch mit der größten Anstrengung und Aufmerksamkeit, die der Arzt auf Fixirung des Armes und auf die Operation selbst verwendet, bei vielen unruhigen Impflingen dieser Uebelstand nicht zu vermeiden ist. Sie werden einsehen, werther Herr Collega! wie angenehm die völlige Sicherung vor einer Blutung dem Impfarzte und der Mutter des Säuglings sein muß, da Ihnen sehr wohl bekannt ist, welchen Jammer einige Tropfen hervorquellenden Blutes manchen überzartfühlenden Müttern bereitet, wodurch noch überdies häufig der Erfolg der Impfung unsicher gemacht wird, dieselbe wohl auch gänzlich fehlschlägt.

2. Ist die Impfung mit besagtem Instrumente viel schneller vollführbar, als mit allen bisher hiezu verwendeten. Auch dieser Umstand wird ohne Zweifel vielen Müttern willkommen sein, da sie ihren Säugling kaum entblößt, in wenigen Augenblicken mit geringerem Schmerze geimpft, aus den Händen des Arztes ihrer zärtlichen Sorgfalt wieder überliefert sehen.

Weiters habe ich Ihnen, werther Herr Collega! hier nur noch zu bemerken, daß der Erfolg der Impfung nach dieser neuen Methode dem auf alle anderen Impfweisen erzielten völlig gleich sei, was ich mit vieler Genauigkeit durch zahlreiche Versuche im vorjährigen Sommer erwiesen habe.

In der angenehmen Zuversicht, daß demnach diese neue Impfmethode einigermaßen dazu beitragen werde, mehrere Hindernisse, wie sie nur das Vorurtheil oder die Unkunde der segenreichsten aller menschlichen Erfindungen in den Weg legen kann, zu entkräften oder zu entfernen, werde ich auch in diesem Jahre mit Ende Mai beginnen, die Impfung auf die besprochene Art zu vollführen.

Meine Stellung als öffentlicher Impfarzt der fünf, von 18,000 Seelen bewohnten Ortschaften des Pfarrbezirkes Raasdorf nächst Wien setzt mich noch überdies in den Stand, in Betreff der abzuimpfenden Kinder die beste Auswahl zu haben, welcher Umstand mir in Rücksicht des Erfolges bei meinen vorjährigen Impfungen so auffallend glückliche Resultate erzielten ließ, und ich erkläre mich hiermit bereit, meinen Herren Collegen in Wien — Mütter mit blühenden, die schönsten Impfpusteln zeigenden Kindern nach vorläufiger Bestellung von Ende Mai an zur Abimpfung einzusenden, wohl auch selbst Privat-Impfungen in der Stadt vorzunehmen.

Verbleibe mit Achtung

Ihr

ergebenster

Mineralbad zu Seckshaus,
am 4. Mai 1840.

Dr. E. H. Fröhlich.

Literatur.

„Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns“ 1c. 2c., herausgegeben von Reg. Rath Jos. Joh. Kroll, der Heilkunde Doctor 1c. 2c.

(Fortsetzung.)

Großartigkeit sowohl als zweckentsprechende innere Einrichtung und Verwaltung zeichnen die k. k. Findelanstalt, auch von Joseph II. begründet (im Jahre 1784), vor vielen ähnlichen aus. Nicht nur die der älterlichen Pflege beraubten unehelichen Kinder werden in ihr aufgenommen und ihnen jene ersetzt, sondern auch eheliche Kinder finden Unterkunft, wenn die Aeltern dieselbe nicht zu geben vermögen. Ursprünglich mit dem Waisenhause vereinigt, besteht das Findelhaus doch schon seit Joseph II. getrennt davon, und nach neuen Einrichtungen als Staatsanstalt. Der äußeren und inneren Ausstattung derselben, ihrer ökonomischen und ärztlichen Vorkehrungen, der Verpflegung der Findlinge inner- und außerhalb des Hauses, und der Entlassung derselben schenkt der Verfasser eine genaue Skizze und liefert schließlich den Kinderstand vom Jahre 1784 bis 1838, mit Angabe der Sterblichkeitsverhältnisse. Diese sehr belehrende Uebersicht gibt zugleich Zeugniß für die auffallend günstigeren Verhältnisse der Anstalt seit dem Jahre 1822, denn seither hat die Sterblichkeit nie die Zahl 20 von 100 aufgenommenen Findlingen überstiegen, ja sie ist in manchen Jahren auf 14, sogar auf 13 herabgesunken, während sich vor dem Jahre 1822: 61, 62, 67, 68, 69 gestorben von 100 finden. Immerhin bleibt eben die Totalübersicht von 54 Jahren (1784—1838) noch eine niederdrückende und unheimlich mahnende; denn von 182,659 in diesem Zeitraume Aufgenommenen starben 145,920, und entlassen wurden nur 25,559. Seit dem Jahre 1825 nimmt die Zahl der Findlinge nicht mehr zu, sondern wechselseitig ab (im Jahre 1825 = 17,216, im Jahre 1832 = 16,882, im Jahre 1838 = 16,833).

Verbunden mit dem k. k. Findelhause besteht seit dem Jahre 1801 ein Säugamme ninstitut, und das Hauptimpfungsinstitut, in welchem letzteren auch seit dem Jahre 1802 fremde Kinder (im Jahre 1838 = 1704) geimpft und die angehenden Aerzte im Impfgeschäfte praktisch unterrichtet werden. Der Kostenaufwand für das Findelhaus betrug im Voranschlage für das Jahr 1840 mit 432,978 fl. festgesetzt, wobei sich eine Verminderung des Aufwandes seit dem Jahre 1829 ergibt, der im Ganzen nicht weniger als 3,025,766 fl. E. M. ausmacht, während der Hauptzweck des Institutes gleichwohl gerade im letzten Jahrzehent wesentlich gefördert worden ist. Der Staatschatz deckt einen Ausfall bei den Einnahmen mit 333,963 fl. E. M. im Jahre 1840.

An das Findelhaus reiht der Verfasser natürlich das k. k. Waisenhause, gegründet unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, von Joseph II. und Kaiser Franz I. seiner Bestimmung immer mehr entsprechend organisiert. Die Verwaltung der Oekonomie, die Verpflegung und Disciplin der Zöglinge in und außer dem Hause werden näher berührt; Aufnahme fanden im Jahre 1838 in der Anstalt unmittelbar 378 Zöglinge; außerhalb der Anstalt sind untergebracht 2930, zusammen 3308, für deren Erhaltung und Erziehung insgesammt 163,221 fl. E. M. verausgabt worden sind.

Es folgen die in diesen Blättern bereits wiederholt erwähnten Klein-Kinderbewahranstalten, welche bei uns, seit dem Jahre 1830 in's Leben getreten, sich gegenwärtig einer regen Theilnahme an ihrem humanen Zwecke erfreuen und bereits sieben Etablissements zählen, in denen an 1000 Kinder Aufnahme finden.

Das k. k. Taubstummen-Institut, entstanden im Jahre 1779, umfaßt 70 Plätze und verausgabt für das Jahr 1840, 11,776 fl. C. M. Die Anstalt ist eben so speciell geschildert, als die k. k. Bildungsanstalt für blinde Kinder und die Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde.

Den k. k. Versorgungshäusern und Grundspitälern in Wien finden wir eine ausgedehnte Aufmerksamkeit gewidmet. Die Versorgungshäuser in der Bähringergasse (mit Einschluß der sieben Grundspitäler), am Alferbache, Langenkeller am Neubau, zu Mauerbach, zu St. Andrä und zu Ybbö, werden der Reihe nach beschrieben. Es genügt nach unserer Tendenz, anzuführen, daß in sämtlichen 6 Versorgungshäusern und 7 Grundspitälern 3096 Individuen auf einmal gleichzeitig untergebracht werden können; im Jahre 1838 betrug deren Zahl aber 3123, und die Summen der auf sie verwendeten Beträge 185,979 fl. 8 kr. C. M. Nach dem mit großer Präcision gelieferten Detail über die Einrichtung, Dekonomie, Disciplin &c. &c. in diesen Anstalten, folgt ein Ausweis über die in den niederösterreichischen Versorgungsanstalten in den letzten 15 Jahren verstorbenen sieben Pfründner mit Nachweisung der durchschnittlichen Anzahl Jahre, durch welche dieselben, mit chronischen unheilbaren Uebeln behaftet, noch lebten, und des durchschnittlichen Lebensalters, welches die sieben Pfründner erreichten. Diese Tabelle wurde durch die Motive in einer Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien veranlaßt, in welcher man aufmerksam machte, daß unbilliger Weise bei öffentlichen und Privat-Pensions- und Unterstützungsinstituten nur allein solche Individuen der Regel nach Aufnahme finden, welche sich mit dem Zeugnisse einer dauerhaften und festen Gesundheit auszuweisen vermögen. Um nun eine Skala auszumitteln, aus welcher mit Rücksicht auf das Alter der Kranken und Gebrechlichen, so wie die Beschaffenheit der Krankheit die Zahl der, mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden, Lebensjahre ersehen, und diese zum Anhaltspunkte für die Feststellung der Statuten und Regeln bei Pensions- und Unterstützungsinstituten genommen werden können, ergab sich, nach der Ansicht des Verfassers, in größeren öffentlichen Versorgungshäusern die beste Gelegenheit. Er benützte die amtlichen Daten über durchschnittlich 3000 Verpflegte von 15 Jahren und will den gelieferten Ausweis bloß als Beleg seines guten Willens angesehen wissen, zu dem sich durch vereinte Bemühungen Anderer noch Vervollständigung erwarten lasse. Durchschnittlich erreichten Siechende das höchste Lebensalter mit Altersschwäche und Entkräftung ($78\frac{1}{12}$ und $87\frac{4}{12}$ Jahre), das geringste mit Skropheln und Irrsinn $31\frac{3}{12}$ und 44 Jahre). Uebrigens muß die Tabelle genau durchgesehen werden, um interessante Daten weiter zu folgern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Constantinopel, 28. April 1840.

In Phillipopolis herrscht eine furchtbare Blatternepidemie. In einem Monate sind 466 an Blattern gestorben. Der dort angestellte Quarantainearzt hat auch mehrere andere Krankheitsfälle beobachtet, über deren Natur er in Zweifel ist. Man weiß zur Stunde noch nicht, ob es Typhus oder Pest sei. — Aus Silißtria ist ein sehr beruhigender Bericht von dem dortigen Quarantainearzt Dr. Wagner eingelaufen. Seit 50 Tagen ist kein neuer Pestfall vorgekommen. Die Epidemie hatte das Sonderbare, daß viele Personen Bubonen bekamen, die in Eiterung übergingen, ohne das Allgemeinbefinden durch 7—14 Tage zu afficiren. Plötzlich kam ein gastrisches Fieber hinzu, und raffte den Kranken nach drei Tagen dahin, auch nicht ein einziger von diesen letzteren kam davon, während bei den andern Pestfällen, bei denen sich consecutive Bubonen entwickelten, viele Fälle mit vollkommener Genesung endigten.

In Damascus ist die Pest ausgebrochen; ein schlimmes Vorzeichen, da sich die Aussage Lorinser's nach allen Urtheilen, die ich eingeholt, vollkommen bestätigt, daß die Pest im Winter in Egypten herrscht, im Frühling nach Syrien, und im Sommer nach Constantinopel kommt. Egypten und Syrien ist bereits inficirt, wir hoffen, daß die energischen Maßregeln des Quarantaine-Conseils, an dessen Spitze Mr. Robert steht, Constantinopel diesen Sommer von der fürchterlichen Seuche bewahrt. Ich erwarte interessante Nachrichten von Dr. Hermann, der diese Woche nach Brussa abging. Meines Wissens hat noch kein deutscher Arzt Mittheilungen über die dortigen heißen Quellen gemacht. Wir können von dem wissenschaftlichen Geiste des Dr. Hermann viel Belehrendes erwarten.

Miscellen.

— (Hebung des Bodens.) Eine in geologischer Hinsicht ziemlich außerordentliche Erscheinung hat nach dem »Pilote de Calvados» vor Kurzem an dem Theile der Departementalstraße von Caën nach Lunay stattgefunden, wo man zwischen diesem Flecken und Mesnil-au-Grain mit dem Bau derselben gerade beschäftigt ist. Ein Theil der neuen, auf sumpfigem Grunde errichteten Straße hat sich plötzlich um mehrere Metres gesenkt, und in einiger Entfernung von da hat sich der Boden gerade um so viel gehoben, als er dort eingesunken war, so daß sich dadurch ein kleiner Hügel gebildet hat.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M., vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 43. Donnerstag, den 28. Mai 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die schleichende Vergiftung durch Blei. — Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht. — Das in England patentirte Verfahren, Schlachtvieh zu tödten und das darnach genannte Patentfleisch. — Literatur. — Miscelle.

Die schleichende Vergiftung durch Blei.

(Vom Herausgeber.)

(Fortsetzung von Nr. 38.)

Wollen wir die Art und Weise erkennen, wie sich das Blei in unseren Körper einschleicht, um daselbst eine langsame Vergiftung zu bewirken, so brauchen wir nur theils unsere Künste und Gewerbe, theils die gewissenlosen Betrügereien gewinnlüchtiger Verfälscher, theils die Unbesonnenheiten zu betrachten, denen mancher eitle Thor sich aussetzt, um die Spuren frühen oder späten Alters vor der Welt zu verbergen. Damit wir also den geehrten Leser in den Stand setzen, sich vor den Gefahren dieser schleichenden Vergiftung hüten zu können, müssen wir ihn bitten, auf einige Vorbemerkungen einzugehen, die sich auf die Natur der Bleipräparate und auf die Art ihrer Anwendung im praktischen Leben beziehen.

Die Bleipräparate sind mehr oder weniger in einer zahllosen Menge von mineralischen, vegetabilischen und thierischen Flüssigkeiten auflöslich. Sie verwandeln sich auch sehr leicht in einen sehr dünnen Staub, welcher zufolge seiner Leichtigkeit sich in die Atmosphäre vertheilen kann. Auch können Bleipräparate, sobald man sie unter gewissen Umständen einem Strome von Gasarten oder Dämpfen aussetzt, sich in Form eines mehr oder minder dicken Dampfes (aber nur mit Hilfe eines flüchtigen

Behälter) in der Luft schwebend erhalten. Kommen nun diese in der Atmosphäre fein vertheilten Bleitheilchen, es sei in Staub- oder Gasform, in Berührung mit solchen körperlichen Oberflächen, von denen sie eingesogen werden können, so geben sie zur schleichenden Bleivergiftung früher oder später Veranlassung. Diese Präparate vollständig aufzuzählen, würde mich zu weit führen, ich erwähne hier nur die vorzüglichsten. Sie sind: Die verschiedenen Bleioxyde (als Massicot, Bleiglätte, Menning), Bleisalze (kohlensaures, phosphorsaures, salpetersaures, essigsaures, blausaures Blei unter den Benennungen von Bleiweiß, Pariser Gelb, Bleizucker u. s. w.); ferner die Verbindungen des Bleies mit Schwefel, Chlor, Zinn, Antimon, Kupfer, Gold, Silber. Das metallische Blei scheint früher in ein Oxyd oder Salz verändert werden zu müssen, bevor es als schädliches Gift wirkt. Die verschiedenen Wege, auf denen die Bleitheilchen der Erfahrung zufolge in den Körper gelangen, sind: 1. Die äußere Haut, vorzüglich wenn sie ihres schützenden Oberhäutchens (epidermis) beraubt ist, daher sah man Krämpfe, heftige Kolikschmerzen, hartnäckige Verstopfung, Urinbeschwerden, Marmorfalte des ganzen Körpers, brennenden Durst, Ekel und Erbrechen, Athmungsbeschwerden, Ohnmachten, Schlagflüsse, Lähmungen, Geisteschwäche und viele andere Symptome einer Bleivergiftung durch unvorsichtigen Gebrauch von bleihaltigen Salben, Pflastern, Pommaden, Schminken, durch Waschungen mit bleihaltigem Wasser bei Verbrennungen u. s. w. entstehen. Ein anderer Weg der Aufsaugung ist 2. die Schleimhaut in ihrer ganzen Ausdehnung, selbst die der Augen nicht ausgenommen*).

Wie vieles Unheil durch bleihaltige Einspritzungen entsteht, zu denen sich mancher Laie verleiten läßt, um gewisse unangenehme Zufälle so kurzweg als möglich zu unterdrücken, — davon haben wir Aerzte täglich nur zu traurige Beispiele, und zwar solche, die man mit vollem Recht „*exempla odiosa*“ nennen kann. Die größte Oberfläche zur Aufnahme der Bleipräparate bieten jedoch die Schleimhaut des Darmcanals und der Athmungsorgane. Es ist hier nicht der Ort, auf die traurigen Zufälle hinzuweisen, welche ein unvorsichtiger Gebrauch von bleihaltigen Arzneien mit sich bringt. Ich schreibe nicht für Aerzte, sondern für Laien. Allein ich kann nicht umhin, diese vor dem unheilvollen Treiben unwissender Charlatane angelegentlichst zu warnen, die sich kein Gewissen daraus machen, mit Bleipräparaten umzuspringen, um die er-

*) Sabatier beobachtete Bleikolik und heftige Gliederschmerzen in Folge des häufigen und unvorsichtigen Gebrauches von bleihaltigen Augenwassern.

wünschte Kur so schnell als möglich zu bewerkstelligen. Besonders schweben Unerfahrene, die das Unglück haben, solchen Charlatanen in die Hände zu fallen, in der größten Gefahr, durch derlei heroische Kuren ihre ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen und erst spät zu bereuen, nicht gleich Anfangs sich einem gewissenhaften Arzte anvertraut zu haben, dem das „tuto“ wichtiger war, als das cito und jucunde. Ich könnte zahllose Beispiele dieser Art anführen, wenn nicht die traurige Voraussetzung Statt fände, daß die tägliche Erfahrung nur zu freigebig und fruchtbar mit derlei Beispielen sich zeigt. Daher verlasse ich das Feld der Arzneien und gehe zu den Nahrungsmitteln über. Wenn es außer der Geschichte aller Zeiten irgend eines Beweises noch bedürfte, daß Gewinnsucht, Selbsttäuschung, Gewissenlosigkeit, Unwissenheit, Bosheit und Leichtsinns nur durch strenge Ueberwachung von Seiten der Gesetzgebung in Zaum gehalten werden können, so würde die Geschichte der schleichenden Bleivergiftung allein hinreichen, um den Leichtsinns und die raffinirte Bosheit der Menschen in ihr helles Licht zu stellen. Es gibt keine Gattung von Nahrungsmitteln und Getränken, an welche sich die Gewinnsucht, wäre sie nicht mit Argusaugen der Sanitäts-Polizei überwacht, nicht gewagt hätte, um es mit dem giftigen Blei zu kredenzen, oder welche nicht durch Unwissenheit in ein Gift verwandelt worden wäre. Man hat Mehl, Butter, das Holz, womit die Ofen zum Brotbacken geheizt werden, Küchengeräth, Trinkwasser, Weine, Bier, Cyder, das den Kindern verabreichte Zuckerwerk, Chocolate u. s. w., verfälscht und Alles, dessen sich der Mensch zur Nahrung bedient, ist dem Betrug in dieser Hinsicht unterworfen, wenn nicht einestheils Belehrung und Vorsicht, andernteils die Gesetzgebung und Gesundheits-Polizei das drohende Unheil abwehren würden.

Ich kann auf die nähere Aufzählung dieser trügerischen Verfälschungen nicht vollständig eingehen. Bei dem unermesslichen Felde, das hier sich einestheils dem Beobachter, andernteils dem unermüdeten Betrüge eröffnet, würde ich kaum in einem Buche, am wenigsten in einem Bruchstück, wie dieser Aufsatz ist, mit dieser vollständigen Aufzählung zu Ende kommen.

Einige Beispiele jedoch, besonders wie sie sich im täglichen Leben jedem unbefangenen Beobachter aufdringen, kann ich anzuführen nicht unterlassen.

(Wird fortgesetzt.)

Ueber den Einfluß des Klima's auf die Lungenschwindsucht.

(Von Dr. Chervin.)

(Beschluß.)

Begeben wir uns nun von Nord-Amerika nach dem südlichen Spanien, so finden wir daselbst ein weit milderer und beständigeres Klima. Ich lebte im Jahre 1823 und 1824 beinahe ganze zwei Jahre hintereinander in diesem Lande, und hielt mich im Jahre 1828 und 1829 ungefähr fünf Monate lang dort auf, da mich die französische Regierung als Mitglied der medizinischen Commission dorthin gesandt hatte. Aus den Nachrichten, die ich bei diesen Gelegenheiten einzog, ergibt sich, daß gleichwohl die Lungenschwindsucht auf der pyrenäischen Halbinsel nicht selten, ja in Gibraltar sehr häufig vorkommt. Dr. Hennen sagt in dieser Beziehung: „Ueber den Typus des Fiebers kann Meinungsverschiedenheit herrschen; aber rücksichtlich der, zu Gibraltar so häufigen Lungenkrankheiten ist durchaus Alles klar. Man hat sie die eigentliche endemische Krankheit jener felsigen Halbinsel genannt, und wie sehr das Klima auf Verschlimmerung derselben hinwirkt, konnte man im Jahre 1817 in einer höchst beklagenswerthen Weise an den vier westindischen Regimentern bemerken, welche unlängst von den karaischen Inseln dorthin versetzt worden waren. Fälle von echter Lungenschwindsucht kommen ungemein häufig vor, und führen den Tod schnell und unfehlbar herbei; aber merkwürdiger Weise ist die Krankheit auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste fast ganz unbekannt*).

Meine Erkundigungen und Beobachtungen während meines Aufenthaltes zu Gibraltar stimmen mit den Angaben des Dr. Hennen über die Häufigkeit des Vorkommens der Lungenschwindsucht an jenem Orte überein. Ueber die Zahl der im bürgerlichen Hospitale von Gibraltar seit der Stiftung dieser Anstalt im Jahre 1815 bis zum 20. December 1825 behandelten Fälle gibt die erste Tabelle einer Broschüre Auskunft, während die vierte die Zahl der außerhalb des Hospitales während desselben Zeitraumes von den Aerzten und Chirurgen der Anstalt behandelten Schwindsüchtigen nachweist. Uebrigens findet man in Dr. Hennen's Werke auch genügende Beweise hinsichtlich der Häufigkeit der fraglichen Krankheit auf Malta und den jonischen Inseln.

An sonstigen statistischen Belegen in Betreff des Vorkommens der Lungenschwindsucht in den übrigen Gegenden des südlichen Spaniens fehlt es mir; allein ich weiß, daß die Krankheit daselbst gemein genug ist, und man sie für contagiös hält. Diese Ansicht veranlaßt manche, dem Patienten

*) »Sketches of the Medical Topography of the Mediterranean,» p. 419.

nachtheilige Maßregeln. Häufig räumt man, wenn ein Schwindsüchtiger dem Tode nahe ist, alle beweglichen Gegenstände, die irgend einen Werth haben, aus seinem Zimmer, um sie nicht bei seinem Ableben verbrennen zu müssen. Welchen schrecklichen Eindruck muß dies nicht auf den armen Leidenden machen!

Dies wäre Alles, was ich über den Einfluß des Klima's auf die Erzeugung und den Verlauf der Lungenschwindsucht zu sagen habe. Ich bekenne selbst, daß mein Bericht in Ansehung der Genauigkeit und Bestimmtheit viel zu wünschen übrig läßt; allein ich muß mich zu der Meinung der Doctoren Clark und Hennen bekennen, daß das Klima von Süd-Europa schwindsüchtigen Personen bei weitem nicht so zuträglich sei, als man gemeinhin glaubt.

Das in England patentirte Verfahren, Schlachtvieh zu tödten und das darnach genannte Patentfleisch *).

Dieses verdient aus mehr als einem Grunde hier Erwähnung. Die Tendenz nämlich ist, um ein recht saftiges, kräftiges Fleisch zu erhalten, das Thier so zu tödten, daß der Strömung des Blutes aus den kleinsten und kleineren Venen in die größeren Aeste und Stämme ein Hinderniß entgegengesetzt werde, damit die feinsten Capillargefäße und auch die Lymphgefäße gefüllt erhalten und so die Entleerung der Theile von ihren Säften verhütet werde. Nun haben aber Versuche gelehrt, daß, je kräftiger und vollständiger die Ausdehnung und Zusammenziehung der Lungen während des Athmungsaktes geschieht, und je länger dieses (Athmen) andauert, desto mehr das Blut aus den feinsten Würzelchen oder Aestchen der Venen in die großen Aeste und Stämme einströme. In den Fällen, wo der Tod bei einem Säugethiere so erfolgte, daß nach dem Tode die Lungen voll, ausgedehnt und von einer bedeutenden Resistenz sich zeigen, findet sich fast die ganze Blutmasse in den großen Aesten und Stämmen des Venensystems zusammengehäuft, während in den Fällen, wo der Tod in der Art stattfand, daß die Lungen zusammengefallen oder zusammengedrückt waren, dies in bedeutend geringerem Grade der Fall ist.

Bei dem neuen patentirten Tödtungsverfahren wird das Thier nicht auf die gewöhnlichen Weisen geschlachtet, sondern es wird der äußeren Luft ein Eingang in die Brusthöhle verschafft, so daß die Lungen dadurch vollständig comprimirt werden. Das patentirte Verfahren dabei ist folgendes: An einen luftdichten Sack oder eine starke Rindsblase, die wenigstens 3 Cubikfuß Luft aufnehmen können müssen, wird eine einfache, wenige Zoll lange und wenige Linien im Durchmesser haltende, knöcherne, elfenbeinerne oder hörnerne Röhre so genau befestigt, daß an der Seite keine Luft entweichen kann; vorn bleibt das Röhrchen offen. Das Röhrchen hat etwa in der Mitte seiner äußeren Fläche einen erhabenen, nach vorn etwas ausgehöhlten Rand oder Knopf, um zu bezeichnen, bis wie weit das Röhrchen eingesteckt werden soll. Nun wird, mittelst eines Blasebalges, der luftdichte

*) Nach Carson's New Method of slaughtering Animals in „the Lancet“ vom 22. Februar; auch Berl. Nachr.

Sack oder die Rindsblase mit Luft gefüllt und derselbe dicht unter dem Röhrchen zugebunden. Hierauf macht der Fleischer an dem vorher gefesselten Thiere zwischen der fünften und sechsten Rippe, und um zwei Drittheile des Raumes zwischen Brustbein und Wirbelsäule von letzter entfernt, mit einem kleinen Messer einen nicht über zwei Zoll großen, aber bis in den Pleurensack eindringenden Einschnitt. So wie das auf beiden Seiten des Thieres geschehen ist, dringt augenblicklich die äußere Luft ein, die Lungen fallen zusammen und das Thier sinkt. Da aber die Oeffnung nur klein ist, so könnte leicht die Communication mit der äußeren Luft unterbrochen werden. Um dies zu verhüten und den Tod zu beschleunigen, wird in jede Oeffnung das Röhrchen des einen Luftsackes oder der mit Luft gefüllten Blase hineingedrückt, das um den Hals dieser Blase gesetzte Band gelöst und die Luft in die Brusthöhle des Thieres hineingepreßt. Ein gänzlich Zusammen-sinken der Lungen ist die Folge, und 1—4 Minuten nachher ist das Thier voll-kommen todt.

Resultate dieses neuen Verfahrens sind folgende: 1) das Fleisch wiegt auf diese Weise 7—10 pCt. mehr; 2) das Fleisch hält sich weit länger; 3) das so erlangte Fleisch ist viel ökonomischer (d. h. man gebraucht gegen 20 pCt. weniger, um sich in gewohnter Weise in Fleischspeisen, guter Suppe etc. zu genügen); 4) das Fleisch alter Thiere wird dabei fast eben so schmackhaft, wie das jüngere, nämlich vollsaftig, zart und angenehm duftend; 5) dagegen wird auch das Fleisch jüngerer Thiere fester und nährender, als wenn diese auf gewöhnliche Weise geschlachtet werden; 6) Kalbfleisch und Lammfleisch sieht allerdings nicht mehr so bleich aus. Dagegen wird aber alles andere Fleisch kräftiger und schöner roth; 7) das neue Tödtungsverfahren ist sicherer und weniger schmerzhaft als der Schnitt durch den Hals, als der Hieb mit der Art auf den Kopf, oder der in manchen Gegenden übliche Stich in die Brust etc.

L i t e r a t u r .

»Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns« etc. etc., herausgegeben von Reg. Rath Jos. Joh. Kroll, der Heilkunde Doctor etc. etc.

(Fortsetzung.)

Das Bürgerspital zu St. Mary stammt aus uralter Zeit her und besitzt gegenwärtig einen Fond von 1,942,279 fl. C. M. und 453,861 fl. W. W. Der Zweck der Anstalt ist, verarmte fränkliche und gebrechliche Bürger und Bürgerinnen, Bürgerstöbne und Bürgerstöchter aus der Hauptstadt Wien, zeitweise zu unterstützen oder gänzlich im Hause zu versorgen. Der Beschreibung der inneren Einrichtung desselben folgt der Ausweis über Einnahmen (206,485 fl. C. M.) und Ausgaben (205,769 fl.) für das Jahr 1840. Erst seit dem Jahre 1833 konnte sich der Bürgerspitalsfond erholen und eine zweckmäßige, die Versorgten in allen ihren Bedürfnissen berücksichtigende Verwaltung trat seither ein; im Jahre 1838 werden 1857 Individuen versorgt und an das k. k. Krankenhaus, an das Findelhaus und das Waisenhaus als regelmäßige Beiträge 75,916 fl. C. M. geleistet.

Wir werfen nun, der Darstellung des Verfassers folgend, noch einen Blick auf die zweite größere Hälfte des Werkes, nämlich die öffentlichen und Privatheilanstalten in Wien. Auch in diesen erhält der kranke Arme

nach Umständen entweder nur theilweise Aushilfe oder gänzliche unentgeltliche Pflege auf die Dauer seiner Erkrankung; die erste Bestimmung haben die Bezirksarmenanstalten, die der Stadtarmenärzte und des Augenarztes, die für lauwarme Donau- und die Schwefelbäder in Baden; die letzte zahlreiche öffentliche und Privatanstalten, welche ebenfalls gleich namhaft gemacht werden sollen.

Die seit dem Jahre 1791 bestehende und seit dem Jahre 1818 reorganisirte Bezirksarmenkrankenpflege wird von 8 Polizeibezirksärzten, eben so vielen Wundärzten und Hebammen in den Vorstädten, in der Stadt aber von zwei Stadtarmenärzten, einem Wundarzte und einem Augenarzte besorgt. Den Wirkungskreis und die Dienstverhältnisse dieser Beamten schildert der Verfasser genau und im Jahre 1833 sind überhaupt 16,864 Kranke behandelt worden, von denen 563 starben.

Das k. k. allgemeine Krankenhaus hat der Verfasser umständlich gewürdigt und dieser Abschnitt gehört in der That zu den allgemein interessantesten, da die Anstalt, wenn auch nicht die größte, doch gewiß die umfassendste und die mannigfaltigsten Hilfsmitteln bietende aller bekannten ist. Kaiser Joseph II. ließ das Krankenhaus im Jahre 1783 und 1784, nach Quarin's Plane, erbauen und wollte dadurch nicht nur einen Centralpunkt für Heilung und Pflege von Kranken, sondern auch für Ausbildung tüchtiger Aerzte und Sanitätsbeamten, so wie für Erweiterung der Heilwissenschaft darbieten. Wir müssen es den Lesern überlassen, in dem Werke selbst die durch Präcision und Klarheit ansprechende Beschreibung der Mittel für diese Hauptzwecke der Anstalt zu verfolgen und können hier nur bemerken, daß das Krankenhaus drei größere Anstalten enthält: die eigentliche Kranken-, die Irren- und die Gebäranstalt. Die Bildung des äußeren alten und des neuen (1834 beendeten) Gebäudes und seiner Localitäten spricht von der Großartigkeit desselben; gegenwärtig umfaßt es ohne die früher bereits skizzirte Gebäranstalt 104 geräumige Krankensäle mit einem Belegeraum für 2214 Kranke, welche in sechs medizinischen, vier chirurgischen Abtheilungen und in vier klinischen Lehranstalten untergebracht werden; durchschnittlich behandelt man darin 18—20,000 Kranke jährlich. Neben den gewöhnlichen Krankenzimmern sind auch noch eigene für die nach der ersten und zweiten Classe Verpflegten, so wie für mit Wasserscheu Behaftete bestimmt; endlich haben zahlreiche Aerzte und Beamte ihre angemessenen Wohnungen im Hause, gleichwie die Dienerschaft desselben. Die Wäscheanstalt reinigt täglich bei 6215 und monatlich 186,450 Stücke; die Badeanstalt genügt für 2—300 Individuen täglich; die Keller können 800 Klafter Holz aufnehmen u. s. f. — Vorerst berührt der Verfasser die vier Kliniken (medizinische für Aerzte, medizinische für Wundärzte, chirurgische sammt dem Operateursinstitut, augenärztliche) und ihre Einrichtung, und erwähnt auch des pathologischen Museums, welches gegenwärtig 5354 pathologische Präparate zählt, um sodann zu der Darstellung der Geschäftsleitung und des Personales im Krankenhause überzugehen. Die Oberleitung der Anstalt führt die n. ö. Landesregierung, die unmittelbare Leitung aller Amtsgeschäfte aber ist unter ein sehr zahlreiches Personale vertheilt, welches der Krankenhausdirektion untergeordnet ist; die subalternen Branchen derselben sind: die ärztlichen Abtheilungen, die Krankenhausverwaltung, die geistliche Branche.

Die ärztlichen Abtheilungen (die eigentliche Krankenanstalt) nehmen nach 3 Verpflegsklassen (zu 1 fl. 20 kr., 51 und 18 fr. für hiesige, letztere für Auswärtige zu 32 fr. C. M. täglich) Kranke auf. Die Leistungen des ärztlichen Personals skizzirt der Verfasser genau, bespricht die Einrichtungen für Krankenpflege, die große Hausapotheke, die Speiseordnung und schließlich die Modalitäten der Entlassung Kranker und Genesener und der Beerdigung Verstorbenen.

Die Irrenanstalt (1784 gebaut) hat erst seit dem Jahre 1817 einen ausschließlich für sie bestimmten Primararzt; die Gebrechen der Anstalt rügt der Verfasser freimüthig. Seit dem Jahre 1820 ist die Vermögensgebarung derselben von jener des Krankenhauses getrennt und die Irrenanstalt zur Staatsanstalt erhoben worden. Sie besteht aus dem fünfstöckigen Irrenthurme mit 139 Kammern und einem Raum für 200—250, und aus dem Lazareth, mit einer Unterkunft für 100—120 Geistesranke. In der Irrenanstalt findet man die Verpflegsklassen: Kranke, die nach der ersten Klasse verpflegt werden, zahlen monatlich, wenn sie nur einen Wärter bedürfen, 40 fl., wenn zwei nöthig sind, 50 fl. C. M. und erhalten eine bequeme Zimmereinrichtung und gewählte Kost; nach der 2. Klasse werden 26, und nach der dritten nur 9 fl. C. M. bezahlt, sämtliche Gebühren aber immer $\frac{1}{4}$ Jahr voraus. Unheilbare, ruhige und nicht zu unreine Irrsinnige werden nach dem Raumbedarfe alljährlich in das k. k. Versorgungs-*h*aus in *V*b \ddot{a} transferirt. Die Anzahl der hier Verpflegten schwankt zwischen 380 und 360, welche, abgefordert von den Pfründnern, in 13 Sälen untergebracht sind. Die plötzliche Versekung dieser Geistesranke in neue, ihnen ganz fremde Verhältnisse, mehrseitige, ihnen daselbst zu Gebote stehende Beschäftigungen, das Aufhören der Isolirung, die überaus gesunde Lage dieser Anstalt, und die, durch großartige Naturschönheit ausgezeichnete Gegend wirken so vortheilhaft auf Einzelne ein, daß in kurzer Zeit aus dem Irrenthurme und dem Lazareth mitgebrachte Cachexien (Skorbut, Wassersucht) ohne Arzneien von selbst verschwinden, die Kranken ein gesundes Aussehen und mit diesem die Integrität ihrer Geistesverrichtungen wieder erlangen; daher im Durchschnitt von den als unheilbar nach *V*b \ddot{a} Uebersekten unter 100 wenigstens 5 als vollkommen geheilt die Anstalt verlassen.

(Die Fortsekung folgt.)

M i s c e l l e .

— Ein amerikanisches medizinisches Journal führt einen Fall von ausnehmend heftiger Vergiftung durch den Biß einer Spinne an. Nur eine ziemlich gewaltsame Kur konnte den Schmerzen und den Erstickungsanfällen nach 24 Stunden ein Ende machen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 351, im Hause der *M* i g o t t i s c h e n Erfriskungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 44.

Montag, den 1. Juni 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber Verstellungskunst in Krankheiten. — Von der Sterblichkeit im französischen Heere. — Literatur. — Bade-Literatur. — Miscellen.

Ueber Verstellungskunst in Krankheiten.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

Die äußere Natur ist wahr und offen; sie ertheilt auf unsere Fragen stets dieselbe unveränderliche Antwort, nur auf uns kommt es an, ihre Fingerzeige richtig zu deuten. Der Mensch allein besitzt die Gabe der Verstellung und Lüge, und diese trägt zum Theile die Schuld an den Zweifeln und Widersprüchen, die sich dem Arzte am Krankenbette aufdringen; an der unendlichen Schwierigkeit, unter den ärztlichen Beobachtungen die Spreu von den Perlen zu sondern. Nicht selten hat er einen härteren Kampf zu bestehen, als mit der Krankheit; er muß der Verstellung erst die Larve abziehen, ehe er glücklich auf seinem Terrain sein kann.

Ist nicht Verstellung gegen den Mann, dem man sein Leben vertraut, eine Anomalie der Natur — wäre es nicht natürlicher, ihm offen zu beichten und jede Falte des Herzens zu öffnen, wenn es zur klaren Auffassung der Krankheit nöthig ist? Denn die Mißgriffe, zu denen Verstellung führt, treffen den ärztlichen Ruf und — was für den Kranken noch schlimmer ist — sein eigenes Leben. Etwas psychologische Kenntniß kann uns den Zweifel lösen. Nicht wenige physische Uebel hängen mit den Thorheiten oder Flecken des moralischen Charakters zusammen; der Kranke will daher allerdings geheilt, aber nicht sein eigener Ankläger sein; er sieht es zu seinem Besten nicht ungern, wenn der Arzt durch eigenen Instinkt auf die rechte Spur geräth, aber ihm dazu verhelfen

um keinen Preis! Zum Glück kann der erfahrene Arzt in den Mienen, in dem Auge, in dem ganzen Thun und Lassen des Kranken etwas lesen, das seine Worte Lügen straft. Keine Geschichte ist vielleicht durch so viele Unwahrheiten entstellt, durch so viele Uebertreibungen und Lücken verworren und unbrauchbar, als manche Krankengeschichte. Und die sollte die Acten liefern, nach denen man über einen Lebensprozeß entscheidet? Handelt es sich noch um das Leben eines Dritten, der hilflos, ohne Bewußtsein, ohne freien Gebrauch seines Willens ist, so begegnen wir diesen Lügen noch häufiger. Die Amme, die dem Säugling nach heftiger Gemüthsbewegung die Brust reicht, selbst manche Mutter, durch deren Leichtsinn ihr Kind erkrankt, beeilt sich nicht, ihren Fehler zu gestehen. Wie oft erfahren wir wohl über die Geschichte von Geisteszerrüttungen das Wahre! Auf der Umgebung, den Verwandten des Irnsinnigen lastet zuweilen die Schuld seiner Erkrankung; sie bieten gewiß nicht die Hände, durch ein offenes Geständniß sich selbst zu compromittiren.

Nicht immer ist es Schamgefühl, unzeitige Delikatesse oder Eitelkeit, welche den Mund verschließt, sondern ein falscher Heroismus, der das Uebel verkleinert, so gut er kann. Man will dem Arzte zeigen, daß die gute Constitution allein die Krankheit überwindet; man fürchtet seine Beschränkungen, seine Lehren, seine heroischen Mittel. Die Kranken lächeln zu ihren Schmerzen, gehen in die Soirées wie gewöhnlich, und finden es himmelschreiend, eine Einladung auszuschlagen. Macht der unglückliche Arzt dagegen Einwürfe, spricht er von Bett, strenger Diät und dergleichen obdösen Dingen, dann macht er die Sache noch schlimmer. Es erwacht der Oppositionsgeist und der Gedanke, der ärztlichen Tirannie Trost zu bieten, läßt sie alle Schmerzen vergessen. In der That, ich weiß nicht, welche unleidlicher sind, diese Heroiker oder ihre Antipoden, die eine leichte Unpäßlichkeit für eine große, schwere Krankheit ausposaunen. Diese nervenschwachen Seelen sind glücklich, das Mitleid der Welt zu erregen, und sehnen sich, wenigstens durch den Ruf ihres Leidens interessant zu werden, wenn sie es auf keine andere Weise sind. Der Arzt soll nur für sie da sein; durch Uebertreibung ihres Leidens wollen sie seine Thätigkeit und seinen Eifer anspornen, Tag und Nacht wird der Unglückliche citirt, und wenn er vielleicht mit bangem Herzen an's Krankenbett tritt, darf er seinen diagnostischen Scharfblick zusammennehmen, um nicht durch den Ausdruck des Leidens in den Zügen, durch eine grenzenlose Unruhe, durch einen Strom von Klagen irre zu werden. Entfährt ihm ein Wort des Unglaubens, ein Zeichen der Ungeduld, dann ist seine Ungnade fertig: „der Unempfindliche hat kein Herz!“

Fragen wir um das Geheimniß unserer Kunst, so finden wir es zur

Hälfte in der genauen Kenntniß der Arzneien und ihrer Wirkungsart. Durch die Wahrheitsliebe vieler Kranken wird sie nicht sonderlich unterstützt. Leiten nicht Aerzte und noch mehr Kranke von Arzneien oft Wirkungen ab, die eine ganz andere Ursache haben? Wie viel leichter ist dieser Irrthum, wenn auch Verstellung im Spiele ist! Fehlt das unbedingte Vertrauen zu dem Arzt, sucht der Leidende die Ursache seiner Verschlimmerung lieber in Allem, als in sich selbst, da nimmt es kein Wunder, wenn er nach jedem Tropfen Medizin die pünktlichsten Gefühle verspürt, sie darf nur seinem Gaumen oder Vorurtheile nicht zusagen. Ganz anders fehlen die Gutmüthigen. Sie glauben oft an die Allmacht der ärztlichen Kunst und wollen einen jungen Arzt ermutigen; daher erzählen sie Wunderdinge von seinen Recepten und posaunen sie in die Welt aus. So gelangen Heilmittel und Aerzte zu Ruf und Ehre, die sie nicht verdienen.

Wir wollen jedoch billig sein und nicht überall Lüge und Verstellung sehen, wo die Worte und die Klagen des Kranken mit seinem Leiden nicht übereinstimmen. Sind denn körperliche Gefühle ein unfehlbarer Maßstab für den Grad des Uebels? Keinem vernünftigen Arzte wird es einfallen, aus den heftigen, ungestümen Geberden des Kindes schon auf Gefahr zu schließen, so wenig als ihn die stille Resignation und Apathie des Greises täuschen wird. Beide Alter sind sich im Grad ihrer Gefühle entgegengesetzt. Manche Täuschungen aber gehören der Einbildungskraft an, die uns die Dinge freundlicher oder schwärzer macht, als sie sind, und je mehr Aufmerksamkeit wir körperlichen Schmerzen zuwenden, desto mehr fühlen wir sie. Auch in Krankheiten ist die Illusion bald unser Trost, bald unsere Qual. So wunderbar endlich ist das Spiel der Natur, in dem Wesen einiger Krankheiten selbst liegt ein unwiderstehlicher Hang, den Arzt und die Umgebung zu täuschen. Das eitle Gefühl einer vermeintlichen Ueberlegenheit über den Getäuschten scheint den Kranken zu ergehen, wie wir in vielen Nervenleiden beobachteten.

(Der Beschluß folgt.)

Von der Sterblichkeit im französischen Heere*).

Bei Gelegenheit des Gesetzesentwurfes über Truppenaushebung brachte General P a i r x a n s die Frage über die Sterblichkeit in den französischen Armeen zur Sprache. Wir wissen nicht, bis wie weit es erlaubt und rätlich sei, Fragen solchen besorglichen Inhaltes vor das Publikum zu bringen, denn es hieße allerdings den jungen Soldaten entmutigen und die Familien beunruhigen, wenn man den jähr-

* Aus der „Gazette médicale.“

lichen Verlust, welchen die Armee erleidet, im Detail angeben wollte. Da jedoch General P a i r h a n s diese Frage ohne Scheu der Oeffentlichkeit übergab, so sei es uns bloß erlaubt, seine Chiffres zu wiederholen, und zu versuchen, die Ursachen dieser größeren Sterblichkeit aus einander zu setzen, einige Mittel zur Begegnung dieses Uebels anzuführen, und nur zu zeigen, daß die Zukunft in dieser Beziehung eine ergiebige Verbesserung verspricht.

Nach des Generals P a i r h a n s unbestrittenen Calcül verhält sich die Sterblichkeit des Heeres in den Colonien wie 75 zu 1000, in Afrika wie 70 zu 1000. Unter den Truppen des französischen Gebietes selbst verhält sich die Sterblichkeit wie 20 zu 1000. Endlich verliert die ganze Armee an Unteroffiziers und Gemeinen 22 Mann von 1000.

Jeder Soldat kostet im Durchschnitte jährlich 500 Fr. Er steht also viel besser als viele Städter und Landleute. Er ist besser gekleidet, wird einfacher genährt, vegetirt nicht in miasmenschwangerer Luft, Thätigkeit und Ruhe wechseln bei ihm zweckmäßig; er kennt weder die Sorge für seine materielle Existenz, noch den drückenden Kummer des Familienlebens; die Militärkleidung erhebt den Feigen, gibt Kraft und Stärke auch dem minder Tapfern; unter der Uniform schwellt das Herz; die jenem Stande anlebenden Vorurtheile sind selbst eine Quelle moralischer Energie; das exaltirte Ehrgefühl nährt die Seele des jungen Kriegers und schon oft schöpfte er aus dem Vorbilde einer angenehm reizenden Eigenliebe die Kraft des Widerstandes, die ihm seine Organisation verweigert hätte. Warum soll man nicht jene Vater Sorge loben, mit der die Offiziere für die Bedürfnisse ihrer Untergebenen Sorge tragen und ihre Gesundheit im Augenmerke haben? Das Soldatenleben ist sehr Vielen unbekannt; denn der Nichtsoldat kennt nur die Strenge der Disciplin; das Innere der Kasernen ist ihm eben so fremd, wie die Haushaltung der Kameradschaft und die häusliche Wirthschaft in jeder Compagnie. In seiner Mannschaft ist der Kapitän wahrer Hausvater; aber ein Vater, der gegen seine Kinder von jedem Heller Rechnung ablegen muß, den er zum gemeinsamen Unterhalte empfängt; ihre Lieutenants unterstützen ihn in seinem Tagewerke und theilen selbst die Arbeiten unter einander. Jeder Soldat, ich möchte sagen, jedes Familienglied hat das Recht, die Rechnungen zu bekräftigen; Alles ist genau berechnet und durchdacht. Bey den ersten Symptomen einer beginnenden Krankheit steht die Hilfe schon bereit; Krankenwärter und Spitäler nehmen den armen Leidenden auf; Offiziere und Militärärzte sind die ersten, welche ihren Untergebenen hilfreiche Dienste anbieten, und zwar eben so sehr aus uneigennütziger Hingebung, als verbunden durch strenge Handhabung der Disciplinarstrafen. Scheint es nicht, als könnte das Zusammentreffen von solchen Bedingungen nur ein langes Leben begründen, und sollte auf diese Art unser Heer nicht einer Menge schädlicher Potenzen entzogen werden, welche unter den übrigen Volksklassen verheerend wirken? Und doch ist es nicht so; denn während das Verhältniß der Sterblichkeit in der Armee wie 22 zu 1000, so sterben im Civile nur 12 bis 14 ohne 1000. Wie sollte nicht der Unterschied jener Resultate befremden, wenn man an die Ungleichheit der Individuen, welche diese Chiffres bilden, denkt? Denn während beim Civile die Sterbelisten Weiber, Kinder, Greise und Krüppel, eben so wie Erwachsene und rüstige Leute begreift: so enthalten die bei der Armee nur Männer letzterer Art; dort ein Gemische aller Art des Volkes, hier bloß Männer

eines gewissen Alters und einer bestimmten Constitution; und zwischen beiden ungleichen Gränzen zeigt die Statistik nicht einmal eine Balance ihrer Resultate; der Tod neigt sich auf die Waagschale der Stärke und männlichen Kraftfülle. Man müßte ein Buch voll schreiben, wollte man Alles in's Detail führen. Wir wollen nur eine unvollständige Lösung dieses statistischen Problems versuchen und eine Reihe von Ursachen aufzählen, deren nachtheilige Wirkung uns bei unseren mehrjährigen Dienstleistungen in Kasernen und Spitalern sehr befreundete.

1) Der größte Theil der Menschen hat einen irrigen Begriff des Soldatenstandes; denn für sie bedeutet das Wort Soldat, Stärke, Behendigkeit, üppige und gelenkige Muskulatur. Aber man werse nur einen prüfenden Blick auf die einzelnen Glieder französischer Truppen und auf das Krankenbett in den Militärspitalern, und man wird das Unrichtige dieses Idealtypus eines Soldaten leicht erkennen. Was für Männer erblickt man? Junge Leute, blaß und mager mit engem Brustkorbe und kurzem Athem; ein Theil erscheint vor der Zeit durch die Strapazen des mühsamen Standes erschöpft oder durch das unordentliche Leben in großen Städten entnervt; den andern Theil ergreift die Conscription noch vor Beendigung der dem Manne eigenen organischen Entwicklung. Sa die Aushebung schlägt der Armee eine tief dringende Wunde, und ungeachtet der weisen Maßregeln des Kriegsministeriums und dem guten Willen des ärztlichen Personales, welches allein berufen wird, an den Berathungen dieser Art Antheil zu nehmen, verfehlt dennoch diese Hauptoperation oft ihren Zweck. Worin hat dies seinen Grund? Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, durch welche Einflüsse dieses geschehe, und man hoffe nicht, sie ohne weitläufigere Darstellung des Militärwesens in den Berathungen verbessern zu können; denn nur Kriegsmänner allein sind für die Wahl der Rekruten geeignet; nur sie allein wählen im Interesse der Armee. Bis zu dieser wesentlichen Reform werden unsere Regimenter immer noch schwächliche und kraftlose Männer in ihre Mitte treten sehen; Unglückliche, welche in ihren früheren Verhältnissen glücklich gelebt haben würden und die nun ihre elende Existenz von Spital zu Spital schleppen.

(Der Beschluß folgt.)

L i t e r a t u r .

»Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns« 1c. 2c., herausgegeben von Reg. Rath Jos. Joh. Knoll, der Heilkunde Doctor 1c. 2c.

(Fortsetzung.)

Das Stammvermögen des k. k. allgemeinen Krankenhauses betrug am Schlusse des Med.-Jahres 1838 aus 30,749 fl. C. M. und 670,236 fl. W. W.; die Einnahmen wurden für das Jahr 1840 vorangeschlagen mit 300,528 fl. 59 kr. C. M., und die Ausgaben mit 280,222 fl. 24 kr. C. M.; das Stammvermögen des Irrenhauses bestand im Jahre 1838 in 25,889 fl. C. M. und 272,108 fl. W. W.; die Einnahmen wurden für das Jahr 1840 präliminirt mit 23,781 und die Ausgaben mit 102,446 fl. C. M., wobei mithin eine Currentabgabe von 78,665 fl. aus dem Staatsschatze gedeckt werden muß.

Im Jahre 1838 wurden in allen Anstalten des allgemeinen Krankenhauses 30,580 Kranke verpflegt, von denen 24,832 genesen und 3155 starben. Der nach allen Richtungen ausgeführten Beschreibung des Krankenhauses folgt die

des Klosters der Elisabethinerinnen und des damit vereinten Spitals auf der Landstraße. Voran geht eine historische Skizze, aus welcher wir die Entstehung des hiesigen Klosters im Jahre 1709 und die Erweiterung seines Spitals im Jahre 1837 erwähnen. Vom Jahre 1752 bis 1839 (höher hinauf reichen die vorhandenen Protokolle nicht), also in 87 Jahren wurden 36,072 Kranke aufgenommen und starben 5461; im Jahre 1838 wurden 731 Kranke behandelt, von denen 66 starben; die (approximativ bestimmten) Ausgaben für das Spital beliefen sich auf 12,779 fl. C. M. Der Oekonomie, Krankenpflege und Disciplin der Anstalt ist die entsprechende Würdigung zu Theil geworden.

Das Institut der barmherzigen Brüder kennt man im Publikum näher, als das kurz vorher berührte. Auch hier liefert der Verfasser vorerst historische Notizen und erörtert dann die äußere und innere Einrichtung des Ordenshauses und Spitals, sammt jener des Reconvallescentenhauses auf der Landstraße. Die ehrwürdigen Leistungen des Ordens genießen bei uns und überall der wärmsten Anerkennung. Seit dem Jahre 1647 bis 1838 weisen die Protokolle ihres Wiener Spitals allein mehr als 200,000 Kranke auf, welche von ihnen unentgeltliche Behandlung und Pflege empfingen; im Jahre 1838 fanden 3609 Kranke Aufnahme, von denen 276 starben. Die Gesamtzahl der Krankenbetten beträgt gegenwärtig 180. Die Ausgaben betragen im Jahre 1838 für die Anstalt in der Leopoldstadt 33,640 fl., und für das Reconvallescentenhaus (Stand 881) 3850 fl. C. M.

Das Institut und das Spital der barmherzigen Schwestern in Gumpendorf ist, gleich den beiden vorigen, durch Privatwohlthätigkeit begründet (im Jahre 1831), und erfreut sich der Theilnahme des höchsten Kaiserhauses und der hohen Herrschaften der Residenz, wodurch auch eine namhafte Erweiterung der Anstalt (im Jahre 1838) zu Stande gekommen ist. Binnen 6 Jahren hat dieselbe (von dem Jahre 1832 — 1838) schon 3412 Kranke unentgeltlich verpflegt, im Jahre 1838 allein 604, wovon 34 starben; abgesehen von der Krankenpflege, welche die Schwestern nach ihren Statuten in den Privathäusern leisten, und von den zahlreichen Ambulanten, welche nach einer vorgängigen Ordination im Hause, Medicamente empfangen. Die äußere und innere Ausstattung, die Ordenspflichten und die Vermögensgebarung mögen unsere Leser im Buche selbst detaillirt auffuchen.

Das Priesterkranken- und Deficienteninstitut in Wien, auf der Landstraße (Ungergasse Nr. 388), datirt seine Gründung von dem Jahre 1780 und beabsichtigt nach seinem 1835 erneuerten Statuten die Pflege der kranken Mitglieder während der Dauer ihrer Krankheit und die Pflege und Versorgung der Mitglieder, wenn sie Defizienten werden, und so lange sie in diesem Zustande sind.

Das Israelitenhospital in der Kofbau dürfte bereits vor 251 Jahren bestanden haben; die neue Legitimationsurkunde für dasselbe aber schreibt sich vom Jahre 1792 her. Im Jahre 1805 und 1809 boten die Vertreter das Spital freiwillig zur Aufnahme und Pflege kranker Truppen und es fanden dieselbe bis

weisen mehrere Hunderte. Nach der historischen Digression erörtert der Verfasser die äußere und innere Ausstattung der 36 Kranke bequem fassenden Anstalt, in welcher jährlich im Durchschnitte 300 Kranke behandelt werden und 500 Ordinationen, bei Mittellosigkeit auch das Verordnete unentgeltlich erhalten. Sämmtliche Kosten bestreitet die Gemeinde; so unterhält sie auch eine Aushilfskasse, um aus dem Spital Tretenden nöthigen Falles eine Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Das Inquiritenspital im neuen Kriminalgefängnisse (in der Alservorstadt) bildet den südlichen Flügelanbau des neuen Kriminalgerichtsgebäudes, und besteht aus zwei unter einem rechten Winkel an einander stoßenden 4 Stock hohen Flügeln, von denen jeder seine eigene Stiege hat, und wovon der eine für Männer, der andere für Weiber bestimmt ist. Krankenzimmer zählt man insgesammt 30, worin 169 Kranke und 58 Wärter untergebracht werden können. Es gewährt mehrseitiges Interesse, das vom Verfasser gegebene Detail über die Einrichtung der Zimmer, Aufnahme der Kranken, ärztliche Pflege, Disciplin u. s. f. kennen zu lernen. Im Jahre 1838 sind 1289 Kranke behandelt worden, von denen 42 starben; die Behandlung kostete für Ausspeijung und Arzneien 22,840 fl. C. M.

(Der Beschluß folgt.)

B a d e - L i t e r a t u r .

»Gleichenberg, seine Mineralquellen und der Kurort.« Ärztliche Mittheilungen von Dr. C. L. Sigmund, Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. Wien bei Tendler und Schäfer. 1840. 8.

Gleichenberg, das freundliche Selters und Fachingen der östlichen Steiermark, dessen Besuchtheit jährlich zunimmt, und von dessen Johannisbrunnen im Laufe des vorigen Jahres 101,000 Flaschen und Krüge versendet wurden, obwohl dieser Kurort erst seit dem Jahre 1834 auftauchte, findet in vorliegender Schrift eine gedrängte, treue und alleseitige Darstellung.

In einem milden und stätigen Klima gelegen, von Mittelgebirgen, die sich gegen Norden schließen und gegen Süden öffnen, umgeben, von Grätz nur 6½ Postmeilen entfernt, also, durch die Nähe der Poststraße von Wien nach Triest, der lebhaftesten Communication nicht entzogen, mit einer ansehnlichen Traiteurie und mehreren Gasthäusern versehen, mit vortrefflichem Trinkwasser versorgt — was bekanntlich unweit Mineralquellen eben so selten, als gerade dort wünschenswerth ist —, zu pittoresken Spaziergängen Gelegenheit bietend, ländliche Unterhaltungen mancher Art gewährend, unter der ärztlichen Besorgung des geschätzten Badearztes, Herrn Dr. Ritter von Haydegg, unter dessen Bewahrung sich auch eine, in der Vergrößerung begriffene Apotheke befindet, — bietet Gleichenberg des Einladenden und Befriedigenden so viel, daß seine Quellen das Schwanken der Mode kaum zu befürchten haben dürften.

Es sind deren 5: Die Constantinsquelle, fast im Mittelpunkte des Ortes. Sie gehört zu den kräftigsten alkalisch-muriatischen Säuerlingen, wird vorzugsweise gegen Skropheln und Brustleiden — diese traurigen Attribute der jetzigen Generation, besonders in den Städten! — mit schönem Erfolge angewendet, hat sich neuerdings auch als Harnsteine lösend in einigen Fällen bewährt,

und wird zum Trinken verwendet. Die Werlesquelle, von der Vorigen nicht wesentlich verschieden, wird zu Bannbädern gebraucht. Die Karlsquelle, auch desselben Gehaltes, dient zur Douche. Der Johannisbrunnen, ein alkalisch-salinischer Säuerling mit Eisengehalt, erfordert in den oben angeführten Krankheitszuständen Vorsicht und ärztliche Modifikationen, und verdient als diätetisches Getränk Empfehlung. Der Klausnerbrunnen ist ein kräftig erregendes und rein stärkendes Stahlwasser, und eignet sich also vorzüglich für Bleichsucht und ähnliche Schwächezustände, gegen welche er bisher getrunken, vom Verfasser aber mit Recht auch als kaltes Bad anempfohlen wird.

Alle diese Beziehungen werden vollständig und sachkundig in Kürze auseinandergesetzt, und auch der Fällung und Versendungsweise dieser Wässer gedacht. Die Krüge sind vorn mit dem Namen der Quelle, die Korke unten mit diesem oder mit dem Siegel der Anstalt bezeichnet.

Wir wünschen den Wohlthaten dieser Anstalt Segnung und eine reiche Sphäre, — die ihnen nicht entgehen wird, da auch das gesellige Leben durch die Anwesenheit Sr. Excellenz des Grafen M. C. von Wickenburg, der fördernd auch auf dieses Institut sein Wirken ausdehnt, verschönert und erhöht wird.

Das Werkchen, der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien gewidmet, ist niedlich und solid ausgestattet.

— n.

M i s c e l l e n .

— Assam-Thee. Gegen Ende März d. J. bestätigte in London die Gesellschaft der Künste den Bericht ihrer Comité für Colonien und Handel über den Thee von Assam. Aus allen Angaben geht hervor, daß in der Bereitung und im Geschmack dieses Thees eine fortschreitende Verbesserung sich bemerken läßt. Der Versuch, die chinesische Theepflanze in Assam anzubauen, ist gelungen, und hat einen sehr aromatischen und feinen Thee ergeben, wogegen der ursprüngliche Assam-Thee den Nachtheil hatte, daß die Pflanzen zu alt waren, und ohne gehörige Auswahl gesammelt wurden.

— In neuerer Zeit hat man angefangen, statt Asche, Ruß und Gyps, zur Beförderung der Vegetation als Düngungsmittel die Schwefelsäure anzuwenden, und welche tausendfach verdünnt, die Vegetation der Futterpflanzen aus der Familie der Leguminosen ungemein fördert. Mit einem Litre Schwefelsäure, der, in größerer Menge angekauft, $1\frac{1}{2}$ Franken kostet, kann man einen halben Hektar besprengen, während man, um nur einige Wirkung auf dieselbe Fläche hervorzubringen, 3 Centner Gyps nöthig hatte, der etwa $2\frac{1}{2}$ Franken der Centner kostet.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 45.

Donnerstag, den 4. Juni 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber Verstellungskunst in Krankheiten. — Von der Sterblichkeit im französischen Heere. — Literatur. — Miscellen.

Ueber Verstellungskunst in Krankheiten.

(Von Dr. Weiglein in Gräg.)

(Beschluss.)

Die Verstellung ist productiv; nicht nur daß sie körperliche Leiden überreibt oder verkleinert, sie erfindet sie auch. Schon die Alten waren in der Kunst, Krankheiten zu simuliren, nicht unerfahren. Ulysses spielte den Irnsinnigen, um nicht gegen die Trojaner in's Feld zu ziehen. Blödsinn war die Maske des Brutus, unter der er seinen glühenden Haß gegen die Tarquinier verbarg. Kein Zeitalter war auch so roh oder thöricht, dem Kranken nicht gewisse Vorrechte einzuräumen. In den Tagen des Mysticismus waren sogar einige Krankheiten, z. B. die Fallsucht, mehr der Gegenstand abergläubischer Verehrung, als der ärztlichen Forschung. Gewiß liegt in der Hoffnung, für ein übernatürliches, inspirirtes Wesen zu gelten, für Schwärmer mehr Reiz, als in den gemeineren Motiven der Arbeitsscheu, des Wunsches, sich einer verdienten Strafe oder dem Militärdienste zu entziehen u. dgl. Motiven, wie sie heut zu Tag gang und gäbe sind. Man sucht die verstellten Kranken in der Regel unter der ärmeren und niedrigeren Klasse; der Unparteiische findet sie in allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. Von dem Studierenden, der sich einer Prüfung entziehen will, oder dem Künstler, dem eine Production nicht gelegen ist, von denen, die auf eine Versorgung oder pecuniäre Begünstigung speculiren, bis zu dem Verbrecher, der einer verhängten Strafe entgehen will, ist eine Reihe von Abstufungen; bei Allen ist es dieselbe Lüge, die in ihrer Verlegenheit als das bequemste

Mittel erscheint. Die Geseke sind milder geworden, das neunzehnte Jahrhundert ist schonender und rücksichtsvoller gegen Kranke, dies Alles ladet zum Betrüge ein; in mancher Beziehung sogar die öffentlichen Heilanstalten, weil man dort Pflege und gewöhnliches Auskommen findet. Ich sage hier nichts von den fingirten Damenkrankheiten, den Krämpfen und Nervenschwächen, die jeden Frühling wiederkehren und ohne Badereise nicht heilen; von den Schmerzen, die nur auf Bällen und Assembléen sich besänftigen. Der Stoff ist von Satyren und Komödien ausgebeutet, und der witzige Boerhave würde nur wiederholen. »Mulieri ne mortuae quidem credendum est.»

Unter gewissen Zeitverhältnissen erschienen simulirte Krankheiten sogar epidemisch. Es war in den letzten Kriegsjahren, daß sie unter der männlichen Bevölkerung auffallend zunahmten; selbst in Frankreich, das auf seine kriegerische Ehre so viel hält. Junge Conscripte und gebiente Soldaten suchten auf die Art von der Muskete loszukommen. Ihre List, ihre Gewandtheit, die schwierigsten Formen nachzuahmen, hätte den ersten Mimen beschämt. Wer erinnert sich nicht an die Kunst eines gewissen Conti, den Irrsinn zu simuliren. Er gehörte zu den französischen Gefangenen in England, die man bekanntlich nach der Ueberzeugung von ihrer Geisteszerrüttung nach Frankreich überschiffte. Conti hatte sich vorgenommen, die Rolle eines Hahns zu spielen, und führte sie meisterhaft durch. Er vergaß sich nicht, aus Freude über seine endliche Befreiung aus der Gefangenschaft; er litt geduldig die Mißhandlungen durch andere Lobfüchtige, mit denen man ihn zusammensperrte. Aber auch ihre Manie war fingirt. Die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande überwand alle Proben. — Man erzählt von einem verstellten Taubstummen, der einst sogar den trefflichen Abbé de l'Épée zu täuschen wußte. Ein Anderer fingirte dasselbe Gebrechen. Erst nach acht Jahren wurde der Betrug entdeckt, da eine zufällige Berauschung seine Zunge löste.

Daß eine solche Verstellung Laien für Wahrheit imponirt, muß verzeihlich sein; daß aber Leute vom Fache, insbesondere Aerzte, zuweilen die Betrogenen sind — sollte dies nicht den Zweifel erregen, ob nicht unsere Krankheits-Criterien überhaupt unsicher und problematisch seien? Sind Krankheiten durch sinnliche Zeichen erkennbar, so wäre die Wahrheit von der Lüge so leicht zu scheiden, wie die echte Ware von der unechten, die natürliche Blume von der künstlichen. Die Prämisse ist richtig, nicht so der Schluß. Es ist zwar ein Leichtes, manche simulirte Affektionen auf den ersten Blick zu errathen, allein gewandte Betrüger machen es dem Arzte sauer. Sie wählen zu ihrer Maske Krankheiten, die sich vorzüglich durch krankhafte Gefühle oder Störungen willkürlicher

Verrichtungen äußern, z. B. den Wahnsinn, Lähmung, die verschiedenen Arten Schmerzen, oder deren charakteristisches Bild nur zeitweise hervortritt, um in den freien Zwischenräumen keinem Zwange oder besonderen Entbehrungen ausgesetzt zu sein. Die Fallsucht und das ganze Heer von Convulsionen sind ihr gewöhnliches Steckpferd, weil die versuchte Täuschung ihr Leben nicht in Gefahr setzt, und diese Leiden noch überdies im Ruße der Unheilbarkeit stehen. Hier also ist längere Beobachtung unerlässlich; die Forderung an einen Arzt, im Nu zu entscheiden, ist unvernünftig und widersinnig; der Charlatan kann sich ihr fügen, der rationelle Arzt nie.

Die Simulirung von Krankheiten ist für den Staat und für die übrigen Mitbürger, auf deren Kosten sie geschieht, kein kleines Uebel. Tüchtige Arme werden durch sie der Arbeit entzogen, verdiente Strafe wird gemildert und so zu neuen Vergehén ermuntert, nicht erkannte Betrüger auf fremde Kosten ernährt. In diesen Folgen liegt zugleich der Keim einer moralischen Zerrüttung und einer Verschlimmerung des Armenwesens. Nur ein Mittel gäbe es, diesen Nachtheilen für das allgemeine Wohl vorzubeugen, — d. i. die ausgebreitetste Venüzung des Arztes als Zeuge in allen Fällen, wo Verdacht eines Betruges zu schöpfen ist. Schon von diesem Standpunkte aus erscheint die Medizin als eine Stütze der öffentlichen Ordnung und Gerechtigkeitspflege. Und wer kurzfristig genug wäre, ihren Werth als Heilkunst in Zweifel zu ziehen, müßte von jener Seite ihre Unentbehrlichkeit eingestehen.

Noch ein Wort über die Methode, verstellte Krankheiten zu enthüllen. Von der Anwendung gewaltsamer Mittel, von der Idee, ein Geständniß gleichsam zu erpressen, ist man so ziemlich abgekommen; die humanere Gesinnung unseres Zeitalters hat sich auch hier nicht verleugnet. Ueberdies ist der Erfolg jener Zwangsmethode kein untrüglicher Beweis für oder gegen Verstellung; dieselben Mittel heilen oft die wirkliche Krankheit, wie die verstellte; bleibt aber die ärztliche Tortur ohne Erfolg, so macht jeder mißlungene Versuch den Betrüger noch entschlossener. Durch karge Diät, Verordnen des Bettes und derlei Beschränkungen, durch Anwendung unschädlicher aber widrig schmeckender Arzneien wird mancher simulirte Kranke bekehrt. Das scheinbare Eingehen und Vertrauen auf seine Aeußerungen macht ihn zuversichtlich und sorglos, und die öftere Mittheilung verwickelt ihn in Widersprüche, die ihn verrathen. Nicht selten ist der Arzt von dem Betrug überzeugt, allein diese Ueberzeugung läßt sich auch dem verständigsten Laien nicht mittheilen; denn ärztliche Gründe sind für ihn verlorne. Das Mitleid nimmt den Betrüger in Schutz, und klagt den Arzt der Unwissenheit oder Härte an. So augenscheinlich ist es

auch hier, daß nicht der bloße Verstand oder natürliche Urtheilskraft, sondern tiefe, mühsam erworbene Sachkenntniß dazu gehöre, über ein medizinisches Thema zu urtheilen. Noch einen Grund hat der Arzt, sich im Urtheile über fingirte Leiden nicht zu übereilen. Wie durch eine Strafe der Nemesis gehen sie oft in wirkliche über, und wenn er Anfangs Verstellung sah, so hat er in den Augen des Laien seinen Credit verloren.

Ist die simulirte Krankheit von der Art, daß ihre Erkenntniß längere Beobachtung erfordert, scheint die Umgebung des vorgeblichen Kranken selbst dem Betrüge die Hand zu bieten, dann wird er schwerlich in seinem Hause genesen. Seine Verstellung zieht daraus neue Kraft, wie der Riese Anticus aus der Berührung mit der Erde. Man trenne ihn, wo möglich, von den Seinigen, stelle ihn unter die unmittelbare Aufsicht des Arztes, und man kommt früher zum Ziele. Durch die unverdiente Aufnahme eines Betrügers in eine Heilanstalt wird der Wohlthätigkeit Anderer noch weniger aufgebürdet, als wenn er sein Uebelang in den Straßen bittelt und die Vorübergehenden brandschaft.

Trog der Virtuosität, mit der man Leiden fingirt, ist man in ihrer Erkenntniß und Heilung glücklicher geworden. Gott gebe, daß wir Schein und Sein, den falschen Glanz und den wahren Werth eines Charakters eben so scharf unterscheiden, wie der Arzt die wirkliche Krankheit von der verstellten. Das Streben der Medizin nach Objectivität trägt auch hier seine Früchte, d. i. die krankhaften Gefühle, an denen unsere Zeit so reich ist, wiegen dem Arzte immer weniger, im Vergleiche zu den Zeichen, die er mit seinen fünf Sinnen auffassen kann. Andererseits bleibt die Verstellung und Lüge des Kranken ein Stein des Anstoßes, den der schwächere Praktiker schwer empfindet. In so fern hängt das Glück des einzelnen Arztes mit der Wahrheitsliebe des Kranken, und der Erfolg der Medizin in jeder Periode, in jedem Lande nicht nur mit der Intelligenz, sondern auch mit dem moralischen Charakter des Volkes zusammen.

Von der Sterblichkeit im französischen Heere.

(Beschluß.)

2) Eine der Hauptursachen der größeren Sterblichkeit sind die Märsche der Truppen. Jedes Regiment, welches größere Strecken zurücklegt, bezeichnet die Route mit einer gewissen Anzahl von Erkrankten und schießt, am Bestimmungsorte angelangt, verhältnißmäßig viel mehr Kranke in's Spital, und zwar im gleichen Verhältnisse mit den Beschwerden und der Dauer des Marsches, mit dem Gegensatze von climatischen und Ortsveränderungen. In Frankreich wechselt das Klima sehr stark; man versetzt die Truppen nicht ungeahndet aus einer Zone in die andere. In der Ausdehnung endlich eines und desselben Klima finden sich wie-

der so viele rücksichtswerthe Lokalverhältnisse. So ward das 9. Linieninfanterie-Regiment zu Rochefort der Vergiftung durch die dortige Sumpfluft ausgesetzt. Bei seinem Abmarsche aus jener Fiebergegend nahm seine Stelle eine in Gebirgsgegenden gelegene Garnison ein, und in Paris angelangt, füllte es die Spitäler mit seinen Kranken.

3. An diese Ortsveränderung schließt sich ein Leiden an, welches den Kranken und Arzt trostlos läßt; ein Leiden, welches seine grausamen Verwüstungen unter den Neugeworbenen ausübt und zwar langsam, aber um so sicherer tödtet. Es ist das Heimweh, welches in den Civilspitälern nur selten, aber in unseren jungen Kriegern die häufigsten Opfer findet. Vielleicht würde eine mit Klugheit calculirte Vertheilung der ausgehobenen Soldaten nach ihrer Heimath diesem Uebel ohne alle Arzeney Abhilfe leisten.

4. Die Nahrung ist für den Soldaten nicht ganz hinreichend; der Sold von 30 bis 32 Centimes täglich steht in keinem Verhältnisse mit seiner Subsistenz. In einem Alter von 20 Jahren ist die Assimilation rasch, der Magen saft mehr thätig und die Entwicklung noch nicht vollendet. Das beinahe absolut Einförmige der Nahrung in allen Gegenden Frankreichs muß allerdings nachtheilig einwirken. In den feuchten, mit Sumpfluft angefüllten Localitäten würde die Zulassung von Wein sehr zuträglich sein.

5. Die Casernen selbst lassen noch viel zu wünschen übrig. In unseren meisten Städten wurden für andere Zwecke bestimmte Gebäude zu Casernen bestimmt. Alte Klöster und Kirchen, alte Magazine, ob gut oder schlecht, wurden in militärische Wohnungen verwandelt und Hygiea's Rücksichten mußten bei dieser Metamorphose geopfert werden; und so ist die Anhäufung der Soldaten in den chambrées die nachtheiligste Beschränkung für das Gesez der Gesundheitspflege und als Folge dieser Ueberfüllung fehlerhafte Blutbereitung.

6. Endlich, und sollte man glauben? selbst der ärztliche Dienst in der Armee birgt in sich mehr als eine Ursache der Mortalität. Die Vollmacht der Feldärzte, nur eine gewisse Anzahl Kranke in den Regimentsspitälern aufzunehmen, gibt häufig Gelegenheit zu einer irreparablen Verspätung in dem Transporte der Kranken; ungeachtet ihrer eifrigen Wachsamkeit, entschlüpfen dennoch manche von den Kranken, welche lange Zeit mancherlei krankhafte Zustände in die Chambrées mit sich schleppen, während von Tag zu Tag die Möglichkeit ihrer Heilung abnimmt. Das Verschließen der Betten in den Spitälern und Kasernen kann man nicht genug als schädlich wirkende Ursache bezeichnen. Die Verwaltung würde sich um die Armee und die Menschheit sehr verdient machen, wenn man die Unzweckmäßigkeit der meisten Krankensäle beseitigen könnte. Das Untereinanderliegen contagióser Kranken, so daß acute Exantheme neben einem chronischen Leiden angetroffen werden, muß wieder neuen Nachtheil bringen, welchen man durch, an die gewöhnlichen Säle anstoßende kleinere Etablissements zu verbessern sucht. Diese jedoch sind unermesslich lang und vielfältigen nur neuerdings Infection, Schlaflosigkeit und nächtliche Unruhe. Hauptsächlich aber sind in dem Militärspital-Systeme die Etablissements für Reconvallescenten mangelhaft, und diese sind für sie noch viel mehr Bedürfnis als für die Civilklassen. In der That kann der Handwerksmann außerhalb des Spitales seine Wiedergenesung mit gutem Erfolge unterstützen; aber der Soldat kehrt zu seinem vorigen mühevollen Leben in die

Caserne zurück. Hier findet er keine leichtere Nahrung, er kann sich nicht durch Ruhe erholen, hier ist kein stufenweises Ueben seiner Kräfte, kein trostvoller Zuspruch, um den Armen seiner früheren Gesundheit entgegen zu führen. Der Reconvalescent erblickt rechts einen tödtlichen Typhus, links gifthauchende Blat-tern; er soll reine Lebensluft athmen, und ihn umgibt ein mit Miasmen angefüllter Dunstkreis; an die Stelle der Ruhe und Erholung tritt Angstgeschrei und Gewimmer! Welch' ein unglücklicher Rückfall steht zu befürchten! In meiner Dienstleistung zu Val-de-Grace vor 14 Tagen brachte man einen jungen Soldaten mit einer einfachen Bronchitis in das Spital. In seiner Wiedergenesungsperiode von seinen masernkranken Nachbarn angesteckt, starb der Unglückliche in wenigen Tagen. Und wie viele analoge Fälle könnten nicht die praktischen Militärärzte anführen!

Dies sind einige nachtheilige Einflüsse auf die Sterblichkeit in den französischen Armeen; es gibt wohl deren noch viele andere, deren Untersuchung jedoch auf delikate Fragen führen würde. Der Eifer des ärztlichen Personales trägt gewiß nicht allein Schuld an diesem bedauerndwerthen Gegenstande. Dies möge die Verwaltung nur einsehen und mit Vergnügen sehen wir dann einer segensreichen Zukunft entgegen.

L i t e r a t u r .

„Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns“ 2c. 2c., herausgegeben von Reg. Rath Jos. Joh. Krolz, der Heilkunde Doctor 2c. 2c.

(Beschluß.)

Das k. k. n. ö. Provinzial-Strahauspital (in der Leopoldstadt) besteht seit dem Jahre 1817 als abgesonderte Anstalt, und besitzt mit Einschluß des Reservezimmer 126 Betten für Kranke, in denen im Jahre 1838, 627 Kranke behandelt wurden, wovon 37 starben; der Kostenaufwand betrug 16,518 fl. E. M. Die gleichfalls eigenthümliche Oekonomie des Hauses, die Disciplin, Verpflegung u. s. f. in demselben legt der Verfasser ausführlich dar; ungeachtet die Krankenzahl gegen das Jahr 1836 im letzten Jahre fast um $\frac{1}{2}$ gestiegen ist, so verminderen sich doch in diesem die Kosten fast um $\frac{1}{8}$, was der Verfasser den mit größerer Wirthschaftlichkeit geleiteten Regieauslagen zuschreibt.

Das Handlungskrankeninstitut vereint mit dem Handlungs-Pensions-Institute (in der Alservorstadt) sind seit dem Jahre 1806 mit einander verbunden. Jenes wurde im Jahre 1745, dieses im Jahre 1795 begründet, und beide besitzen ihr gegenwärtiges Locale seit dem Jahre 1835. Im Kranken-institute sind im Jahre 1838, 117 erkrankte Mitglieder ärztlich behandelt, im Pensionsinstitute aber 21 Mitglieder (jedes mit 120 fl. E. M.) theilt. Die Oekonomie beider erörtert der Verfasser zur Genüge.

Das Wiener-Kinderkranken-Institut wirkt seit dem Jahre 1787, und es erhielten im Jahre 1838 polyklinische Behandlung 1174 kranke Kinder mittelsofer Aeltern, darunter starben 79.

Das Privatkinderspital des Med. Dr. L. Mauthner (im Schottenfeld), mit einem Belege für 12 Kinder, besteht seit dem Jahre 1837 und ist

seiner Einrichtung und Wirksamkeit nach, dem Publikum bereits rühmlich bekannt. Vom 26. August 1837 bis Ende des Jahres 1839 wurden im Ganzen 3095 franke Kinder ärztlich behandelt, und zwar 395 davon in der Anstalt selbst. Die Kosten für 1 Bett betragen durchschnittlich 327 fl. 5 kr. W. W. jährlich, mithin für 1 Kranken täglich 54 $\frac{3}{4}$ fr. W. W.

Die Privatirrenheilanstalt des Med. Dr. Bruno Görden in Oberdöbling war bekanntlich seit dem Jahre 1819 zuerst für 100 Kranke in Gumpendorf eingerichtet; im Jahre 1829 begann der genannte Arzt den Bau der 1831 beendigten Anstalt in Döbling, welche in der That nur das Einzige zu wünschen übrig läßt, sie möchte bald mehreren Geisteskranken zugänglich werden. Wir bemerken bloß, daß der Verfasser der schönen Anstalt volle Würdigung geschenkt hat; der Stand der Kranken in ihr schwankt gegenwärtig zwischen 22—30. Die Lage des Hauses und des Parkes gehört den reizendsten in Wien's Umgebung.

Für solche Fälle, in welchen Angehörige und Vormünder über Blöde und ruhige Irre im eigenen Hause die Aufsicht nicht selbst zu führen in der Lage sind, ist durch die Kost- und Verpflegsorte der Wundärzte Hartmann und Prohaska, vorzugsweise aber durch die Verpflegsanstalt der Med. Doctors Witwe Mad Pabst (in der inneren Stadt) gesorgt. Die letztere Anstalt erfreut sich wegen der bequemen und ungemein umsichtig geleiteten Wartung und Pflege vielseitiger Theilnahme; der Kranke kann sich darin von dem selbst gewählten Arzte behandeln lassen. Auch chronisch Leidende erhalten hier Aufnahme.

Die Privat-Heil- und Verpflegsanstalt des Wund- und Geburtsarztes Pelzel (in der Alservorstadt) nahm vom Jahre 1831 nur Geistesranke auf, dehnte aber, seit dem Jahre 1838 in ein großes Lokale versetzt und mannigfach ausgestattet, ihre Wirksamkeit auf körperlich Kranke aller Art aus. Die maisons de santé in Paris dienen in der neuen Einrichtung zum Vorbilde; das Gebäude und der weitläufige Garten bieten eine völlig isolirte Unterkunft; die ärztliche Behandlung leitet gewöhnlich der k. k. Primararzt Dr. Bittner, die wundärztliche der Prof. und R. R. Edler v. Watzmann, wobei es aber dem Kranken frei steht, jeden beliebigen andern Arzt sich zu wählen.

Die k. k. Wohlthätigkeitsanstalt in Baden, gegründet im Jahre 1805 durch Kaiser Franz und im Jahre 1825 dergestalt erweitert, daß 231 Kranke Unterkunft finden können, nimmt arme Badebedürftige aus Wien und des flachen Landes in Niederösterreich unentgeltlich auf. Ein eigenes Bad im Garten der Anstalt wird von der +23 $^{\circ}$ R. warmen Quelle genährt. Im Jahre 1838 gebrauchten 746 Kranke dieselbe, von denen 5 starben (im Marienspitale zu Weikersdorf erhielten 233 Aufnahme, wovon 18 starben). Die Ausgaben betragen 5510 fl. 1 $\frac{3}{4}$ fr. C. M.

Die Reihe der Privatheilanstalten beschließt das orthopädische Institut und die medizinische Gymnastik in Wien (in der Alservorstadt). Wir verdanken die Begründung dieser zeitgemäßen Anstalt dem Dr. Zink (im Jahre 1838), und ihr Zweck ist in diesen V. ättern mehrfach berührt worden, so wie auch die treffliche äußere und innere Ausstattung derselben. Der Verfasser macht auf die Apparate zur Heilung des Klumpfußes und der Klumphant aufmerkksam, welche hier mit Erfolg operativ bereits behandelt worden sind. Da der Erfolg der in neuester Zeit mit so ausgezeichnetem Beifall geübten Sehnendurch-

schneldung wesentlich durch die darauf angewendete orthopädische Behandlung bedingt wird, und da diese in einem Privathause, ja selbst in Spitälern überhaupt nicht dem Arzte zu Gebote steht, so wäre es zweckmäßig, die Operationen solcher Art nur in einer orthopädischen Anstalt anzunehmen, welche, wie die des Dr. Zink, ihre eigene technische Werkstätte besitzt, worin für jeden einzelnen Fall angemessene Apparate sogleich versfertiget werden, zugleich aber auch die gesammte Behandlung entsprechend geleitet wird.

Wir beschließen diese Anzeige, welche wir um des hohen Interesse der besprochenen Gegenstände etwas weiltläufiger werden ließen, mit der Bemerkung, daß wir in das Detail der Schrift nicht einzugehen vermögten, daß aber dieses der Punkt ist, welcher als der bezeichnende des Werkes anzusehen kommt. Jedes Datum, jede Angabe ist mit amtlicher Treue und Genauigkeit, und die Darstellung des Gesammten mit jener Klarheit geliefert, welche aus genau aufgefaßten und wohl combinirten Daten fließt.

Eine Empfehlung der, übrigens auch vortreflich ausgestatteten Schrift erscheint nach dem vorhin Bemerkten von unserer Seite ganz überflüssig. Sie spricht in allen ihren Theilen das Interesse Aller an, und wird von keinem Leser ohne Befriedigung aus der Hand gelegt werden.

Dr. —d.

Miscellen.

— (Ein Arm ohne Knochen.) Das *Boston medical and surgical Journal* erzählt, daß ein gewisser Brown, jetzt 26 Jahre alt, in seinem 18. Jahre den Oberarm brach. Dieser war noch nicht völlig geheilt, als er durch einen neuen Fall genau an derselben Stelle brach. Jetzt fand kein Zusammenwachsen der Knochen statt, vielmehr wurden zum Erstaunen der Chirurgen die Knochenenden immer kürzer und dünner. Das Eingehen des Knochens dauerte fort, bis derselbe, und zwar ohne Geschwür und ohne Wunde, völlig verschwunden war. Seit dieser Zeit hat der Mann einen langen und einen kurzen Arm, welcher letztere gewöhnlich hin und her schlenkert. Er hat durchaus nicht die Kraft, etwas mit diesem Arme fortzustoßen, kann aber wohl einen schweren Pack fortziehen, und dann dehnen sich die Muskeln, daß der Arm seine gewöhnliche Länge hat. In der Ruhe verkürzt sich der Arm um 6 Zoll.

— Die Gesellschaft der Pharmaceuten in Paris hat dieses Jahr unter Anderem einen Preis ausgesetzt über die Frage: Was sind die Bestandtheile des *Polygonum tinctorium*, und die besten Mittel, den Farbestoff aus dieser Pflanze auszuziehen. Es handelt sich nämlich darum, ob die Pflanze sich in Frankreich anbauen lasse.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der *Migott'schen* Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 46.

Montag, den 8. Juni 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Dr. Bowring über Quarantaine. — Rhaphobische Bemerkungen über Melancholie, ihre Heilung und Verhütung. — Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Geisteskranken in England. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Dr. Bowring über Quarantaine.

Dr. Bowring, dormaliges Parlaments-Mitglied, hatte von der englischen Regierung schon früher den Auftrag erhalten, den gegenwärtigen Zustand der brittischen Handelsverhältnisse im Orient zu untersuchen. In Folge dieses Auftrages bereisete er die Levante, und richtete seine volle Aufmerksamkeit auf die Quarantainen. In einer, an die zu Newcassle versammelten »british association of science« gerichteten Schrift*) bemüht sich Herr Dr. Bowring, die Schattenseite der, zu Abhaltung der Pest eingeführten Quarantainegesetze nachzuweisen. Wenn man bedenkt, wie oft schon der Handel und seine Interessen vergebens gegen die Wohlthätigkeit der Quarantaine angekämpft, und wie sich jeden Tag die Nothwendigkeit dieser Schutzwehren gegen die Pest durch Erfahrung bewährt, so sollte man glauben, man sei es endlich müde geworden, Maßregeln zu tadeln, deren Wichtigkeit nur der blindeste Egoismus leugnen kann.

Allein der Kampf, welchen in dieser Beziehung Speculation und Industrie von jeher mit den heilsamsten Sanitätsmaßregeln führen, hat sich auch in unseren Zeiten, besonders in Frankreich und England, neuerdings erhoben, und der unbefangene Menschenfreund kann es nur bedauern, daß es noch immer Schriftsteller gibt, die, anstatt Mittel zur

*) »Observations on the oriental plague and on quarantine as a means of arresting its progress by John Bowring.« Edinburgh 1838.

Vereinfachung oder Verbesserung der Quarantainen zu ersinnen und vorzuschlagen, lieber die ganze Einrichtung über den Haufen geworfen wissen wollen. Die Hauptgründe, welche Dr. Bowring gegen die Quarantaine anführt, reduciren sich darauf, daß sie den Handel mit großen Auflagen beschweren, den Reisenden einem launenhaften und strengen (the most capricious and the most despotic) Verfahren unterwerfen, über Personen und Eigenthum mit unverantwortlicher Autorität verfügen, und dem Gefränkten weder Appellation wider die Unbill, noch Vergütung des erlittenen Unrechts gewähren. »Das Resultat meiner Erfahrung,« sagt er, »ist nicht nur, daß die Quarantainen nutzlos für den Zweck, der zu erreichen vorgegeben wird, sondern daß dieselben verderblich — daß sie das Uebel, gegen welches sie schützen sollen, vermehren.«

Um seiner Ansicht mehr Gewicht zu geben, sucht Dr. Bowring die Glaubwürdigkeit der Berichte über die Pest, wie sie aus der Levante kommen, zu verdächtigen — eine Art des Angriffes, welcher zu Ferro's Zeiten in einer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Schrift*) auch stattgefunden, und dessen sich alle Feinde der Quarantaine bedienen. Bowring meint, daß ein großer Theil der in der öffentlichen Meinung über Pestansteckung herrschenden Evidenz wenig Zutrauen verdiene. Derlei Nachrichten scheinen ihm meistens von Personen auszugehen, welche in dieser Frage ein Geldinteresse haben — eine Behauptung, die nur zu sehr beweiset, wie wenig Dr. Bowring mit dem strengen Gang gut organisirter Quarantainsysteme vertraut ist. Die Versicherungen derjenigen, welche die Ansteckung der Pest behaupten — der Contagionisten — scheinen ihm ganz grundlos und falsch, und er will durchaus nicht zugeben, daß die Beobachtung einer strengen Quarantaine Sicherheit gegen das Eindringen der genannten Seuche gewähre. Daher scheint ihm, obwohl er die Gründe für diese Behauptung schuldig bleibt, das Erscheinen der Pest überall von freien Stücken stattgefunden (spontaneous). Sie ist ihm eine einheimische Krankheit (endemisch), und ihr Fortgang könnte niemals von einem Kranken zum andern nachgewiesen werden. Erwägt man die Gründe, die Bowring für diese Behauptung anführt, so ergibt sich von selbst deren schwache Beweiskraft. Die Pest brach, seiner Behauptung nach, in ganz von einander entlegenen Districten, zwischen welchen keine Mittheilung Statt fand, während er zahllose Fälle beobachtet haben will, in welchen der innigste Verkehr mit Personen, die an der Pest gelitten oder gestorben, das Wohnen in ihren

*) »Ueber Pest-Ansteckung,« von Ferro. Wien 1793.

Häusern, das Tragen von ihren Kleidern, das Schlafen in ihren Betten nicht die geringste Unpäßlichkeit zur Folge hatte. Allein wer sieht nicht, daß der Umstand, nicht Jeder werde von einer Krankheit, wenn er die damit Befallenen berührt, befallen, gar nichts gegen die Ansteckungskraft derselben beweise. Es muß, wie überhaupt für jede Krankheitsursache, eben so für den Ansteckungsstoff eine Empfänglichkeit vorhanden sein. Wer wird leugnen, daß eine heftige Verkühlung eine Lungenentzündung bewirken könne? und doch — wie Viele verkühlten sich sehr stark, ohne daß ihre Lungen im mindesten leiden. Zur Zeit einer grassirenden Seuche werden, wenn diese auch ansteckend ist, nur Fene ergriffen, die für die krankmachende Kraft des Ansteckungsstoffes empfänglich sind; Viele sind es nicht und bleiben verschont. Wer kann aber dafür gut stehen, daß er diese Begünstigung von der Natur, die ihn vor der Ansteckung schütze, erhalten hat? Und ist er einmal verschont geblieben — wird er es auch in aller Zukunft? —

„Die zahllosen Beispiele,“ bemerkt ein sehr gut unterrichteter Recensent (in den Jahrbüchern der Literatur 1840 I., S. 84), welcher sowohl in Constantinopel als in Egypten die Pest erlebte, „die Beispiele, in welchen das Wohnen in verpesteten Häusern, das Schlafen in verpesteten Betten, das Tragen von verpesteten Kleidern keine Ansteckung zur Folge gehabt haben soll, ist gewiß sehr übertrieben, und das Zeugniß so vieler Jahrhunderte und so vieler Aerzte, die als Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen, spricht es nur zu laut aus.“ —

Sehr weit geht Dr. Bowring auch, wenn er behauptet, der Ausspruch aller, bei Gesundheitsbehörden angestellten Aerzte sei als verdächtig zu verwerfen, weil (wie Bowring meint) bei der Auflösung von Quarantainen das Interesse der Aerzte gefährdet würde. Wer das mühsame Geschäft des Arztes bei Behandlung von Epidemien kennt, und noch dazu die Fesseln überdenkt, die ihm eine gesetzlich vorgeschriebene Quarantaine bei der Behandlung von Kranken auflegt, der wird bald einsehen, daß es dem Arzte keine sonderliche Freude gewähren mag, Thatsachen zu erdichten, um die Ansteckungsfähigkeit einer Krankheit, die er im Herzen für nicht contagiös hält, zu beweisen. Welche Hindernisse hat da die ärztliche Kunst zu überwinden! Und die Stimme des Gewissens sollte bei dem Priester der Natur gänzlich verstummen? Ich weiß wohl, daß es in jedem Stande Egoisten gibt; aber hart und ungerecht muß man Bowring's Urtheil nennen, wenn er allen Aerzten und Beamten bei Gesundheitsbehörden Bestechlichkeit zumuthet. Nicht minder aus der Luft gegriffen ist die Beschuldigung, welche Dr. Bowring gegen die Regierungen erhebt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß an

wohleingerichteten Quarantainen zur Zeit der jenseits der Grenze sich zeigenden Pest jeder Brief mit Zangen angefaßt, über die Rauchpfanne gehalten, und nach gehöriger Durchräucherung ungelesen wieder zugesiegelt wird. Und doch entblödet sich Herr Wovring nicht, zu behaupten, daß man unter dem Vorwande von Rücksicht für öffentliche Gesundheit alle Briefe öffnet, alle Reisenden anhält und — einkerkert, und sie den unverständlichsten, kostspieligsten und plagendsten Reglements unterwirft.

(Der Beschluß folgt.)

Mythologische Bemerkungen über Melancholie, ihre Heilung und Verhütung.

(Von Dr. G a m o n d o.)

Ungeachtet vielleicht über keine Gemüthskrankheit mehr geschrieben worden, als über Melancholie (Schwermuth), so ist doch keine schwerer zu heilen, ja zu verhüten, als eben diese. Die Häufigkeit dieses psychischen Leidens gerade in unserer sensiblen und sentimental Zeit, der psychologisch natürlichen Nachfolgerin einer überspannten, und man möchte sagen, tobüchtigen Weltperiode, macht dasselbe einer Abhandlung nicht unwürdig. Die Melancholie scheint fast nie als ursprüngliches (primäres) Leiden aufzutreten, und ist nicht selten Sympton eines allgemeinen somatischen oder psychischen Krankheitszustandes. Das schwermüthige, morose, ängstliche Benehmen bei Unterleibsleiden aller Art kursirt im gemeinen Leben und in unsern Kunstlehren unter dem so oft abgeleiteten Namen der *Hypochondrie*, und trotz meistens unseren angestrengtesten Heilbemühungen. Mit dieser Affection wollen wir uns hier weiter nicht befassen. Um so interessanter ist für uns die Melancholie, die in der Periode der Entwicklung beiderlei Geschlechtes gegenwärtig so oft vorkommt. Beim Jüngling äußert sie sich entweder als Selbstverfälschung, Hang zur Meditation, Pietisterei und Einsamkeit, ferner als Hang zum Idealisiren, als schwärmerische Liebe für Ideale aller Art, die zu bekant sind, um weiter erörtert zu werden. Bei Mädchen tritt sie vorzüglich unter der Form einer in diesem Alter ungewöhnlichen Frömmerei auf. Der Hang zum Elegischen, wenn sie Dichter, dann zum Pathetischen im Vortrag ist beiden gemeinsam. Das geringste Zeichen eines solchen Gemüthszustandes ist von Eltern und Erziehern gleich aufzufassen und am gerathensten vor das Tribunal des Arztes zu bringen. Jene selbst haben sich pünktlich an seine Verordnung zu halten, um von ihm einige Regeln in Bezug auf psychische Diätetik ihrer Schutzbefohlenen anzunehmen. Da bei Melancholischen gewöhnlich fixe Ideen vorkommen, so muß man vor Allem in Wort und Handlungen Alles meiden, was mit derselben in näherer oder fernerer Verbindung steht. Hält sich z. B. Patient für schlecht oder unfähig, darf man ihm durchaus nicht widersprechen. Man kann ihn aber an diese oder jene gute That, die er verübt, erinnern. Man verseze ihn in einen Kreis abwechselnder, nicht zu strenger, regelmäßiger Thätigkeit, die Geist und Körper harmonisch anpricht, z. B. Musik, Gymnastik. Mädchen bewahre man vor Schwärmerei und vor

Gedanken, mit denen sie eine sehr schädliche Idolatrie eigener Natur zu treiben pflegen. Melancholiker sind überhaupt mehr leiblich, als geistig zu beschäftigen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient dies psychische Leiden, wenn es scheinbar abnimmt. In diesem Stadium pflegt es in Wahnsinn, lustige Narrheit (Moria), ja sogar Wahnsinn überzuspringen. Demnach sind die also Affizirten strenge zu bewachen, von jedem Verkehr mit Menschen, von denen sie gereizt werden und die sie hinwiederum zum Spielball ihrer mannigfach wechselnden Launen und Begierden machen, strenge abzuschließen, sonstige psychische Reizmittel (z. B. Lectüre) und leibliche, z. B. geistige Getränke, geschlechtlicher Gegensatz sorgfältig zu beseitigen, bis der consultirte Arzt den Uebergang zur Besserung verbürgt.

Eine andere Art der Schwermuth wäre die bei Weibern in der Schwangerschaft sich periodisch einstellende. Diese gehört vor das Forum des leiblichen Arztes. Für unser Problem wollen wir nur noch schließlicly die Melancholie, die auf ein wüthes oder regelloses Leben zu folgen pflegt, besprechen. Ein sittenloses oder auch bloß unbesonnen geführtes Leben veranlaßt, wie ich in der Erfahrung in sehr vielen Fällen beobachtete, sehr häufig den genannten status psychicus. Derselbe wurzelt in zwei Dingen und zwar in der Neue, die ein jedes Versehen oder Vergehen nothwendig nach sich zieht, und dann im Verfüren der Folgen, welche durch das frühere Benehmen im äußeren Leben des Patienten an ihm und anderen mehr oder minder dauernd gesetzt werden. Bei seiner radikalen Heilung muß auf Beides wohl geachtet werden. Priester, Erzieher und Arzt haben sich auf zukünftliche Weise in das Heilgeschäft zu theilen. Sind z. B. thöricht contrahirte, unmäßige Schulden Veranlassung der Melancholie, wie heute so häufig bei Männern und Weibern, so muß man den Schwermüthigen wenigstens die Besorgniß, daß seine Ehre und bürgerliche Freiheit compromittirt werden, zu benehmen suchen. Ist die Ursache der Melancholie das körperliche Residuum irgend einer Ausschweifung, so ist diesem ärztlich zu begegnen, dem Leidenden Aussicht auf Besserung zu eröffnen. Gründet sich die Schwermüthigkeit in Vereuung der Uebel, die der Patient Anderen zugefügt, soll er, wo es möglich, durch die Beschädigten beruhiget werden, oder man zeige ihm den Weg, das Arge wieder gut zu machen.

Sei es aber nun was immer für eine Species Melancholiae, soll man nur dem Betroffenen den Kopf nicht so voll schwagen, wie man so gerne pflegt, seine fixen Ideen und herrschenden Begierden keineswegs aufreizen durch offenbares, eigenmächtiges Entgegenreten, endlich sich auch auf die Zeit, welche durch Ruhe des Geistes und Leibes dergleichen psychische Affektionen am besten kurirt, getrost verlassen. Dies Wenige genüge zur Lösung der uns vorgelegten Aufgabe.

Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Geisteskranken in England.

Unter dem Titel: »Aphorisms on the treatment and management of the insane» London 1840, erschien vor Kurzem in London von Dr. Millingen eine Schrift, welche in aphoristischen Sätzen und mit Hinweisung auf die jetzt bestehenden öffentlichen Privat-Irren-Heilanstalten die Mißbräuche erörtert, die bei Behandlung der Geisteskranken in England so häufig Statt finden. Ohne sich in wortreiche Theorien und weit ausgespinnene Argumen-

tationen einzulassen, faßt Dr. Millingen in 503 Aphorismen alles Wissenswerthe in Bezug auf Erkenntnis und Behandlung des Irrsinn's bündig zusammen, und sucht seinen Lesern das Schicksal einer Menschenklasse an's Herz zu legen, deren Zustand noch immer zu wenig untersucht und am wenigsten erkannt worden. Man hat wohl in neueren Zeiten in England angefangen, einige Abhilfe gegen die zahllosen Ungerechtigkeiten einzuleiten, die man sich dort gegen Geistesranke tagtäglich zu Schulden kommen läßt. Allein wie Vieles bleibt auf diesem Felde noch zu bebauen übrig! Wie viele Mißgriffe sind in Bezug auf gerichtliche Untersuchung gut zu machen, bei welcher nicht selten ärztliche Autoritäten mit den Theorien des Tages in Widerspruch stehen. Wir entnehmen dem Werke des Dr. Millingen Folgendes: »Man hat wohl zahlreiche Werke über Geisteskrankheiten geschrieben; aber sie werden selten gelesen. Selbst jene Aerzte, die sich besonders mit der Behandlung dieser Krankheitsformen beschäftigen, und dergleichen Schriften lesen, ziehen doch nicht den erwünschten Nutzen aus denselben. Solche Werke enthalten entweder nur metaphysische Untersuchungen, und führen ihre Leser in ein endloses Labyrinth von Spekulationen über den Sitz der Seele, und dadurch zum Materialismus; oder sie sind bloß wortreiche Ankündigungen von Privat-Irren-Anstalten, und enthalten zu diesem Behufe eine, auf das Anlocken von Kranken berechnete Aufzählung von glücklich vollendeten Kuren. — Die Wissenschaft der sogenannten Narren-Aerzte (Mad-Doctors) scheint zunächst sich das Ziel zu setzen, so viele Geistesranke, als nur thunlich, in ihre Privat-Anstalten zu bekommen, und dieselben so lange als möglich zu halten. In Englands öffentlichen Irrenhäusern, wo die größere Zahl keinen größeren Profit abwirft, sucht man der unglücklichen unheilbaren »Toms von Bedlam« so schnell als möglich los zu werden; man schiebt sie hinaus in die Welt, unbekümmert, ob sie da morden, Feuer anlegen, oder dem Pöbel so lange zur Belustigung dienen, bis man für sie in dieser, oder — in einer anderen Welt Sorge trägt. Von denen, welche in diesen Kerkerähnlichen Häusern ihr Daseyn enden, wird ziemlich wenig Notiz genommen. Bei einer Untersuchung, die man in einer der angefehensten Anstalten Englands diesfalls neulich angestellt, ergab sich, daß nur 221 Todesfälle im dießfälligen Berichte aufgeführt worden, während eigentlich 364 Kranke in ihrem ewig finstern Kerker als Opfer gefallen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte ein medizinischer Gentleman aus, daß, wenn ein Patient verschwunden und man von ihm nichts mehr gehört hatte, so hieß es, er sei überseht worden; und wenn ein Patient zufällig umkam, so wurde der Leichnam so schnell als möglich entfernt, um der Untersuchung des geschwornen Leichenbeschauers (Coroner) zu entgehen*). Seitdem derlei Abscheulichkeiten (im Jahre 1815) bekannt wurden, wurde ohne Zweifel das Loos der unglücklichen Geistesranke in so mancher Hinsicht und auch in so fern verbessert, als sich derlei Unmenslichkeiten nur selten, nur verstoßenerweise, und mit einem gewissen Grade von Furcht, entdeckt zu werden, ereigneten; da aber bei dem gegenwärtigen Zustande der englischen

*) Der englische Arzt trägt hier die Farben ziemlich grell auf, wenn er sagt: „In fact, the horrors recorded of the Spanish inquisition, were tender mercies compared to the diabolical crimes perpetrated in madhouses. In an auto-da-fé the victim was consumed at once in a blaze — in a lunatic's cell he is consumed by a slow fire.“

Irrenhäuser diese Entdeckung nicht leicht ist, so sind Hunderte von Unglücklichen in diesem Augenblicke in ihren elenden Gefängnißzellen eingemauert, und verdammt zu einem moralischen Tode und einem langsamen Kampfe mit dem wirklichen Tode. Der Verbrecher, der Schuldner, der Kranke — alle sind vor Unterdrückung geschützt. Nur der Geistesranke, der es nicht wagt, sich zu beklagen, und dessen Klagen man für wüthende Ausbrüche oder Fäseleien eines Wahnsinnigen hält — nur Er allein findet keinen Schutz. Man besichtigt Gefängnisse, und setzt sie unter heilsame Ueberwachung; der Besuch des Irrenhauses dagegen geschieht nur der Form wegen, und nicht selten voll Furcht vor persönlicher Gefahr. Ich weiß, daß mein Vorschlag, diese Anstalten — sie seien Private oder öffentliche — unter die unmittelbare Controlle der Regierung zu stellen, und dieselben der Ueberwachung verantwortlicher Staatsbeamten zu unterwerfen, in England als ein Eingriff in gewisse Rechte und Privilegien betrachtet werden wird. Ich weiß, daß man den Versuch, die Geisteskranken vor Elend zu schützen, »Centralisation« nennen wird. Wahrlich, wenn ein zweiter Howard es unternehmen wollte, diese Wohnungen des Elendes und vergessener Geschöpfe zu besuchen — er würde als ein unruhiger Kopf, der sich in Alles mischt, gescholten werden.« — Dr. Mil-lingen schlägt einen vollständigen Plan zum Behufe dieser öffentlichen Controlle vor, und geht in die genauesten, diesfalls ihm nöthig scheinenden Details ein, worüber wir in der Folge ein Näheres mitzutheilen Gelegenheit haben werden.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Ueber die Zusammensetzung des Seewassers in verschiedenen Meeren hat Daubeny (Prof. der Chemie in Oxford) in neuerer Zeit Versuche angestellt und gefunden, daß das durch Balard im Meerwasser entdeckte Brom sehr verschiedentlich in den Mustern von Seewasser, die er seiner Prüfung unterzogen, enthalten war. So fand er in einem Eimer Wasser aus der See bei Couer 0,915 Gran Brom; in einem solchen aus der Bucht von Neapel 0,925, und in dem an der Küste von Marseille geschöpften 1,260 Gran. Später untersuchte er zwei Muster von Seewasser, das unterm Aequator geschöpft worden. Es befand sich darin eine noch größere Menge Brom, als in den vorerwähnten Wässern. Es erhob sich darin dasselbe bis auf 1,7 Gran für jede Gallone. Auch hinsichtlich des Salzes in den verschiedenen Meeren fand Daubeny die Beobachtungen Marcel's bestätigt, daß sich davon im südlichen Meere eine größere Menge befindet, als im nördlichen, und daß das Verhältniß des Salzgehaltes im Gewässer unter der Linie die Mitte zwischen Beiden hält.

— (N. Troughton's Verbesserungen im Kupferhüttenprozeße.) Bekanntlich entwickeln sich bei den, im Kupferhüttenprozeße vorkommenden öfteren Röstungen der Erze und Kupfersteine — Dämpfe, welche Schwefel und schwefelige Säure enthalten, und welche, wenn man sie mit dem Rauche aus dem Ofen entweichen läßt, der Umgegend sehr beschwerlich fallen, sogar nachtheilig sein können. Man hat auf mannigfache Weise vorgeschlagen, diese Dämpfe durch Wasser zu verdichten oder verschlucken zu lassen. Dieselben sind aber wegen der großen Masse des zugleich entweichenden Rauches gar nicht ausführbar. Troughton

ton hat diesen Uebelstand dadurch zu beseitigen gesucht, daß er die Vermengung der schwefelhaltigen Dämpfe mit dem Ofenrauche verhindert, und dadurch nur mit einem verhältnißmäßig kleinen Volumen jener Dämpfe zu thun bekommt, die sich nun leicht durch Wasser unschädlich machen, oder auch, da sie jetzt reiner sind, auf Schwefel oder Schwefelsäure benützen lassen. (Eine nähere Angabe der Art und Weise, wie Trough ton dies bewerkstelliget, findet man im polytechnischen Centralblatt Nr. 22, 1840.)

M i s c e l l e n .

— (Ein neuer Simson.) Der „Voleur“ vom 20. April citirt aus dem „Eco de Aragon“ Folgendes: Es befindet sich gegenwärtig zu Saragossa ein Mann von unglaublicher Stärke, den das Volk deshalb den neuen Simson nennt. Sein wirklicher Name ist Gregorio Adam. Er hebt unglaubliche Lasten, schlägt ohne Mühe einen Ochsen mit einem Faustschlage nieder, und wirft alle Ringer, die sich mit ihm messen wollen, zu Boden. Sein Körper zeigt indeß nichts Besonderes, er ist eher klein, als groß, und seine Arme und seine Beine zeugen von keiner besonderen Stärke.

— Ein französisches Journal erzählt, daß am 29. April d. J. zwei junge, von einem Jockey begleitete Personen das Boulogner Wäldchen durchritten, als einer der Reitenden plötzlich stürzte, und alsogleich wie vom Schlage getroffen, bewußtlos wurde. Sein Freund und der Jockey verloren alle Geistesgegenwart, eilten jedoch um Hilfe. Glücklicherweise befand sich ein eben mit dem Zeichnen einer Gegend beschäftigter Künstler in der Nähe, und machte mit eben so viel Geschick als Klugheit dem Kranken eine reichliche Aderlaß, die ihm das Leben rettete. Als der Kranke wieder zu sich kam, sagte er zu seinem Retter: »Mein Herr, Sie sind Mäler, diese Scene sei der Gegenstand Ihres nächsten Gemäldes; die Hälfte meines Vermögens könnte es nicht hinreichend bezahlen, wenn ich nicht etwas hinzufügte, was Sie nicht zurückweisen mögen, — meine innige und aufrichtige Freundschaft.«

— Die Gesellschaft der italienischen naturwissenschaftlichen Gelehrten, welche vergangenes Jahr in Pisa zusammen kam, wird sich mit Bewilligung Sr. Majestät des Königs von Sardinien, für dieses Jahr in Turin vereinigen. Der diesjährige Präsident, Graf Alessandro di Saluzzo, hat demnach in einer Anzeige alle »durch ihre ämliche Stellung zur Theilnahme berechtigten inländischen und ausländischen Gelehrten« zum Sicheinfinden auf den 15. September eingeladen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeber k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 47. Donnerstag, den 11. Juni 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Dr. Bowring über Quarantaine. — Eigenthümliches Bekenntniß eines Homöopathen sammt Commentar. — Betrachtungen über den Scheintod. — Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften. — Miscellen.

Dr. Bowring über Quarantaine.

(Beschluß.)

Dr. Bowring führt das jüngste Beispiel von Odessa an, um damit zu beweisen, daß trotz der strengsten Quarantainen die Pest doch nicht abgehalten werde. Allein wer sieht nicht ein, daß diese Art von Beweisen eben so wenig Stich halten, als wenn ein Arzt die Nützlichkeit und die Heilkraft eines Heilmittels, welches sich in hundert Fällen bewährt hat, aus dem Grunde leugnen wollte, weil es in diesem oder jenem Falle ohne Erfolg angewendet worden. Es ist eine, aus der Geschichte der Pest thatsächlich nachweisbare Wahrheit, daß das Auftreten dieser Seuche in Europa mit der Einrichtung der Quarantaine immer seltener geworden, und daß die Immunität dieses Welttheiles von der Pest mit einer strengen Handhabung der Quarantainegesetze in dem innigsten und ursächlichen Zusammenhange steht *). „Es ist,“ wie der Recensent der Bowring'schen Schrift in den „Jahrbüchern der Literatur“ sehr wahr

*) In neuester Zeit wurde diese, von allen Regierungen nicht genug zu beherzgende Wahrheit mit aller Klarheit, Gründlichkeit und vollkommensten Sachkenntniß nachgewiesen von R. N. Dr. Frari, Präsidenten des Marine-Sanitäts-Magistrates in Venedig, in seinem kürzlich herausgegebenen, und Sr. Excellenz dem Herrn Staats- und Conferenz-Minister Grafen Kolowrat bedicirten umfassenden Werke: „Della peste e della amministrazione publica sanitaria.“ Venezia 1840. Vol. I. Wir werden auf den reichen Inhalt dieses Werkes in einer eigenen Anzeige nächstens zurückkommen. D. Red.

bemerkte, „es ist eine allkundige historische Thatsache, daß seit der schon über ein Jahrhundert dauernden strengen Handhabung der Quarantaine-Anstalten Europa von der Pest frei geblieben, während dieselbe in der Levante und selbst in den nächsten Grenzländern der österreichischen Monarchie — Moldau und Wallachei — grassirte. — Daher können die Ausnahmen nur ihren Grund in der Vernachlässigung der Strenge haben.“ — Zum Glück sprechen gerade solche Beispiele, wo durch eine Lauheit in Ausführung der Quarantaine die Seuche sich Bahn in ein Grenzland macht, für die Wichtigkeit und Heilsamkeit der Absperrung auch dadurch, daß der Verbreitung der Pest im Innern des Landes nur durch die strengste Handhabung der Quarantaine-Anstalten ein Ziel gesetzt wird. Aber zu dieser Strenge gehört eine durch Jahre gereifte Erfahrung, und dem unbefangenen Beobachter ist es leicht erklärbar, wie es kommt, daß die ersten Versuche in Egypten und in der Türkei zur Einrichtung von Quarantainen noch nicht den erwünschten Erfolg haben konnten. Sie werden nicht nur halb und nur theilweise eingeleitet, wie z. B. in Egypten, sondern haben noch mit der fatalistischen Indolenz des Orientalen zu kämpfen, und man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß diese neuen Einrichtungen nur dann im Orient von heilsamen Nutzen für das übrige Europa sein werden, wenn europäische Aerzte und Sanitätsbeamte, die in civilisirten Ländern sich bildeten, Hand an's Werk legen werden, wie dies jetzt in der Türkei großentheils geschieht. Indessen können die Schwierigkeiten und Hindernisse nicht geleugnet werden, die, wie Herr Dr. Bowring sehr richtig bemerkt, diesen neuen Einrichtungen in der Levante entgegenstehen. In dieser Beziehung macht Herr Bowring auf die Wandersucht, Abenteuerlichkeit, Geldsucht, den Fanatismus und das Pilgerleben der orientalischen Völker aufmerksam, und leider hat er Recht, wenn er in dem allgemeinen System von Bestechung und Bestechlichkeit, welches im ganzen Osten obwaltet, eines der mächtigsten Hindernisse gegen vollkommene Ausführung der dasigen Gesundheitsverordnungen erblickt. „Diese Anstalten,“ meint er, „werden unzählige Hindernisse in den Weg freier Mittheilung werfen; werden aber, fürchte ich, nichts zur Verminderung der Pest helfen.“ — Wir glauben, Dr. Bowring geht in seiner Furcht hier zu weit. Hätte man in Venedig im Jahre 1486 zur Zeit der ersten Einrichtung der Pestlazarethe blos an die Hindernisse gedacht, mit denen man zu kämpfen haben wird — wie stünde es jetzt in Italien und in ganz Europa um das Quarantainewesen? Anstatt den Orient zu entmuthigen und ihm vorzudeclamiren, daß sein Streben, europäische Sanitätsmaßregeln bei sich einzuführen, zu keinem Resultate

führen werde, scheint es dem Menschenfreunde angemessener, den Orient zu ermuntern, ihm die Lichtseite wohlthätiger Reformen im Reiche der Hygiene zu zeigen, und ihm Mittel und Wege anzugeben, wie die großen Hindernisse, die den genannten Reformen im Wege stehen, nach und nach und ohne dem Geiste des Bewohners der Levante allzugroßen Zwang anzuthun, einzuführen wären. Wenn für den Augenblick der Vortheil, den diese neuen Einrichtungen in sanitätspolizeilicher Hinsicht gewähren, bei weitem nicht gleichen Schritt halten kann mit dem Nachtheil, den der Handel etwa dadurch erleidet, so sollten diese Vorseher der Industrie und des Handels doch bedenken, daß es für Europa auch eine Zukunft gebe, und daß bei, mit der Zeit nach und nach vollständiger organisirten Quarantainsystemen ein unberechenbarer Vortheil für alle handeltreibenden Völker hieraus entstehen wird, wenn die Hydra der Pest in ihrer Urstätte erdrückt und jedesmal gleich im Keim erstickt wird.

Ueber die von den Doctoren Clot, Bularb und Anderen gemachten Versuche, die Pest zu inoculiren, die so oft ohne Erfolg geblieben, bemerkt Herr Bowring, daß es vor Allem darauf ankäme, zu untersuchen, ob die Pest jemals, so wie die Pocken, durch das palpable Pestgift (virus) allein mitgetheilt worden. Schließlich macht er auf die Resultate aufmerksam, die ihm Mr. Abbot, ein englischer Flottenarzt Mehmed Ali's, aus seiner Erfahrung mittheilte. Diese bestehen in folgendem: Die Pest ist in Egypten einheimisch; daher erscheint sie zuweilen ohne alle vorhergehende Verbindung mit verpesteten Personen oder Sachen, während in vielen Fällen trotz dieser Berührung keine Ansteckung erfolgte; viele Aerzte haben pestverstorbene Leichname zergliedert, ohne zu erkranken; es ist kein Grund anzunehmen, daß der Peststoff sich durch die reine Luft mittheile; Leute, die Zimmer betraten, welche seit den darin stattgefundenen Pestfällen nicht gelüftet waren, wurden von der Pest befallen. Von einem bestimmten Falle, wo die Kleider eines Verpesteten ohne Nachtheil wären angezogen worden — wußte Dr. Abbot nichts zu sagen.

Eigenthümliches Bekenntniß eines Homöopathen sammt Commentar.

Bei Leo in Leipzig erschien kürzlich von Dr. Carl Wilhelm Fickel, der sich »ehedem dirigirenden Oberarzt an der homöopathischen Heilanstalt zu Leipzig« nennt, ein Buch unter dem Titel: »Direkter Beweis von der Wichtigkeit der Homöopathie als Heilsystem.« Aus Eifer für die Wissenschaft, sagt er darin, habe er Jahre lang die Maske eines Homöopathen getragen, er dichtete

homöopathische Heilungen und Arzneiprüfungen geschrieben, und dadurch das Vertrauen der Homöopathen gewonnen; so sei es ihm gelungen, sich als Oberarzt ihrer Heilanstalt von der Wichtigkeit des homöopathischen Heilverfahrens praktisch zu überzeugen. Er habe darauf seine Resignation eingegeben; vier Jahre lang hätten ihn Privat-Interessen verhindert, mit der Wahrheit an's Licht zu treten, was nun geschehe! — Dieses Bekenntniß ist zu charakteristisch, als daß wir nicht auch den Commentar, den ein eifriger Homöopath, Dr. M. Müller hierzu in der Leipz. allg. Zeit. vom 24. Mai d. J. macht, auszugsweise mittheilen sollten. Dr. Fickel soll, nach Dr. Müller's Angabe, im Jahre 1833 in Leipzig, zurückgezogen von allen Ärzten beider Schulen, auf Subsistenzquellen bedacht gewesen sein. Er las die homöopathischen Schriften. Im Jahre 1834 und 1835 schrieb er unter zwei falschen Namen: Heine und Hofbauer drei Bände, erdichteter homöopathischer Heilungen, wobei er von zehnjähriger Erfahrung spricht. Der erste Band (unter dem Namen Heine) wurde in einigen homöopathischen Zeitungen sehr gelobt. Mit diesen Recensionen versehen, entdeckte er einem Buchhändler, daß er dieser Heine sei, und daß Verhältnisse ihn zur Anonymität zwingen, und bot ihm die andern 2 Bände unter dem Titel: Homöopathisches Real-Lexikon von einem Verein homöopathischer Ärzte, an, das er aber allein schrieb. Der geblendete Verleger geht auf das Anerbieten ein, macht ihm Vorschüsse, und zugleich Hoffnung auf die eben zu erledigende Oberarztstelle der homöopathischen Heilanstalt. Dieses Institut war nämlich der Alleinherrschaft zweier Inspektoren anheimgegeben, in deren Händen die Wahl des Oberarztes lag, und der oben erwähnte Verleger war einer dieser Inspektoren. Er machte den Dr. Fickel mit dem zweiten Inspektor (einem Arzte) bekannt, und dieser stimmte ein, ihn zum Oberarzte der Anstalt zu wählen. Sie wurden zwar von andern Homöopathen vor Täuschung gewarnt, indem vorsichtige Recensenten die unter dem Namen Hofbauer geschriebenen Werke strenger geprüft, und die Dichtung zu ahnen begannen, und später gänzlich der Sache auf die Spur kamen. Allein die Inspektoren hielten den Entdecker dieser Mystifikation für irrend, und Fickel ward im Jahre 1836 Oberarzt der Heilanstalt, deren Führung die Anwesenheit eines Unterarztes erleichterte. Aus späteren amtlichen und eidlichen Aussagen eines ehemaligen Vertrauten Fickel's soll sich nun ergeben, daß dieser, so lange als es anging, im Vortheile bleiben wollte, und nun, nachdem er die Homöopathie ihrem Falle nahe sehe, wieder ein Allopath geworden. Nach vielen seitdem von ihm erschienenen Aufsätzen zum Lob der neuen Heilmethode, gestand er endlich selbst, daß die Werke von Heine und Hofbauer nur Ironie seien, worin er die Ultra-Homöopathen habe lächerlich machen wollen. Als er auch jetzt seiner Funktion nicht entlassen wurde, erschien Noack's »olla potrida« worin die ganze Täuschung authentisch aufgedeckt wurde. Der Central-Verein in Magdeburg beschloß nun, ihm einen würdigeren Nachfolger zu geben. Dr. Fickel schwieg, reiste nach Paris zu Dahne mann, scheint aber nur bis Frankfurt gekommen zu sein, kehrte nach Leipzig zurück, und gibt nun ein Werk heraus, worin er selbst erzählt, wie er früher gedichtet habe.

Betrachtungen über den Scheintod *).

Es können aber die, diesen Gegenstand betreffenden, höchst wichtigen und völlig entschiedenen Wahrheiten nicht oft genug wiederholt, und die sie bestätigenden Beispiele nicht oft genug dem Publikum vor Augen gestellt werden, da die Menschen gar zu oft geneigt sind, das Sterben und was damit zusammenhängt, zu vergessen, und Beispiele, mehr Eindruck machen, als Vernunftgründe.

Hufeland.

I.

Seitdem wir bei der bildlichen Darstellung des Todes das Prinzip der Schönheit in's Auge gefaßt, Schädel und Knochengeriippe und die andern ängstigen Attribute wieder in die Kumpelkammer des Mittelalters zurückgeworfen, hat sich wohl die Furcht und Scheu vor den Verstorbenen, so wie das Spuk- und Gespensterwesen vergangener Zeiten verloren; dafür aber sich eine gränzenlose Gleichgiltigkeit, ja eine Härte gegen die Todten eingeschlichen. Hat ein Sterbender den letzten Seufzer ausgehaucht, so waltet kein Zweifel mehr über die Gewisheit seines Todes und das Verfahren, welches man gewöhnlich gegen die Verstorbenen ausübt, ist auf keine Weise zu rechtfertigen. Alle naturkundigen Aerzte stimmen darin überein, daß es nur ein Keimzeichen des wirklichen Todes gebe, welches in den meisten Fällen nicht täuscht, nämlich die Verwesung. Dessenungeachtet beweiset die Behandlung, die man den eben Verstorbenen zu Theil werden läßt, und die geringe Sorgfalt, welche man hierbei anwendet, daß man noch in dem Wahne lebet, es sei mit dem letzten Seufzer des Sterbenden auch sein gewisser Tod angefündiget. Wenn man am Sterbebette die Geschäftigkeit und Zudringlichkeit bemerket, womit Tanten, Basen und Andere bei solchen Scenen in Pflicht genommene Personen dem Verscheidenden die letzte Stunde versüßen wollen, so muß man über die dabei obwaltende Verblendung und Unwissenheit erstaunen, und über die fühllose Behandlung des Todten empört sein. Nach kaum aufgehörtem Herzschlage und Athemholen drücken alte Muthmen und dienstfertige Menschenfreunde der Leiche Augen und Mund zu, belasten die Brust mit einem schweren Körper, binden die Kinnladen mit einem Tuche zusammen in der eiteln Absicht, daß ja nicht das Antlitz durch die auseinanderstehenden Kinnladen entstellt werde; obwohl einzig auf diese Weise dem scheinbar Todten durch den Zutritt der Luft noch die Möglichkeit zum Wiederaufathmen gelassen wird. Gleichzeitig wird dadurch, daß man ein Tuch über das Gesicht der Leiche ausbreitet, die Schwierigkeit, das neu erwachende Leben zu entdecken, vermehrt, und jede Lebensäußerung in Bewegung der Gliedmaßen dadurch unmöglich gemacht, daß man Füße und Hände mit Strümpfen, Handschuhen und Binden umgibt, um nicht die Gestalt, durch steif und ungelentig werden, zu verunzieren. Diese Grausamkeit gegen die Todten wird noch durch eine Rücksicht gegen die Ueberlebenden vermehrt, zu Folge welcher man die Leiche baldmöglichst, oft noch warm, oder wenn auch äußerlich

*) Die oben folgenden Betrachtungen sind auszugsweise der vortrefflichen Schrift des Dr. Lessing entnommen, unter dem Titel: „Ueber die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens.“ Nebst Vorschlägen zur Abhilfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie.“

erfaltet, so doch im Innern noch voll Lebenswärme aus dem Bette nimmt, sie auf ein Bett oder auf Stroh, oft auf die bloße Erde, oder wenn es Kinder sind, auf den Tisch legt. Zugleich öffnet man selbst bei kalter, stürmischer Jahreszeit alle Fenster, oder man bringt gar den Leichnam an einen kalten, feuchten Ort, kleidet ihn aus und an, legt ihn in den Sarg, und führt ihn je eher, je lieber, theils um sich seines Anblicks zu entledigen, theils um die Zeit der Trauer und der häuslichen Unruhe abzukürzen, theils an Mangel an Raum zur Aufbewahrung, unbekümmert um sein weiteres Schicksal, zur Erde. Nur als Gegenstand des Leichengepräuges betrachtet man den Todten und behandelst ihn darnach! —

Man kann sich daher nicht wundern, daß in solchen Fällen so äußerst selten ein Verstorbener zum Leben zurückkehrt. Ein Jeder wird es unter diesen Umständen leicht begreifen, daß eine rücksichtslose und hartherzige Leichenbehandlung den Scheintod in eigentlichen Tod verwandeln kann, und daß eben deswegen die Aufzählung Wiederbelebter so selten ist. Hier vermag nur Belehrung von Seiten der Aerzte und Sanitäts-Behörden auf den richtigen Weg zu leiten und nur eine mehr und mehr sich verbreitende Aufklärung über die Natur und die Kennzeichen des Todes, so wie über die in zweifelhaften Fällen nothwendigen Hilfs- und Rettungsmittel werden solchen Uebelständen abhelfen.

II.

So wie die Vorwärtsbildung des werdenden Menschen nur langsam und allmählig geschieht, ohne daß früher als am Ende des fünften Monats die ersten Spuren des Lebens der Frucht von der Mutter wahrgenommen werden — eben so macht die Natur bei der Rückbildung des Organismus keine gewaltsamen Uebergänge, sondern sie vollendet dieselbe nur allmählig und in verschiedenen Stufenfolgen. Wenn der Tod regelmäßig seinen Verlauf nimmt, so stirbt zuerst das Bewußtsein ab, alsdann das Empfindungsvermögen; Bewegung des Herzens und der Lungen dauert noch fort. Aber auch diese werden bald gelähmt und nun ist der animale Tod vollständig. Der Körper gehört nicht mehr zu den thierischen, sondern die pflanzliche (vegetative) Bildungssphäre allein noch vorherrschend, führt in absterbender Zersetzung die Fäulniß und deren Produkte herbei. Nicht also urplötzlich, sondern ganz wie das beginnende und fortschreitende Leben durchläuft der Tod allmählig und unmerklich seine Zeiträume, und erst am Ende des letzten Zeitraumes, wenn bereits die Verwesung begonnen, können wir ihn wirklich todt nennen. Zwischen dem wirklichen (bemerkbaren) und dem scheidenden Leben läßt sich keine äußerlich wahrnehmbare Gränze festsetzen, sondern es muß vermittelst des allmählichen Ueberganges eine Zwischenperiode Statt finden, in welcher Leben und Tod sich berühren. Bei der Frucht im Mutterleibe wird durch fünf Monate lang ein Scheinleben wahrgenommen, welches sich erst zum sichtbaren Leben hinauf arbeiten will; eben so gibt es einen Scheintod, der, erst eine Stufe tiefer wirklicher Tod werden soll. Beiden gemeinschaftlich ist das unsichtbare Leben; beim Embryo mit der größeren Wahrscheinlichkeit des Ueberganges in sichtbares Leben — beim Entschlafenen mit der größeren Wahrscheinlichkeit in eigentlichen Tod. In beiden Fällen aber herrscht nicht Gewisheit, sondern Wahrscheinlichkeit; in jenem beruhend auf der stärkeren Energie des Bildungsprozesses — in diesem auf vorwaltender Rückbildung und Auflösung. Erst wenn die letztere als vegetativer Tod eingetreten, wird der Organismus

gleich der Pflanze seiner Muttererde wiedergegeben. Wie der Embryo der Pflanze ähnlich begonnen, so endet der Thierkörper ähnlich der Pflanze. Das Ende der Pflanze bedingt den Anfang des Thieres, und auf gleiche Weise beginnt erst mit dem Anfang der Pflanze der thierische Tod — ein neuer Beweis, wie vor dem Eintritt der Fäulniß kein entscheidendes Kennzeichen des erloschenen thierischen Lebens möglich sei. In vielen Fällen also findet nur ein scheinbarer Tod Statt, die verschiedenen Aeußerungen der Lebenskraft hören mit dem letzten Athemzuge nicht gänzlich auf, und es existirt ein Zustand, welcher nicht Leben und nicht Tod genannt werden kann, und welchen Lufeland sehr passend mit dem, in einem Brennstoff schlummernden Funken vergleicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 18. Mai erstattete Prof. *Blainville* ausführlichen Bericht über eine sehr interessante »den Bau des Gehirns und dessen Beziehungen zur Schädelhöhle« betreffende Abhandlung des Herrn *Foville*. Ueber die vorzüglichsten Resultate, zu denen letztgenannter Naturforscher in Bezug auf die allgemeine Form der knöchernen Hülle und auf die Bedeutung der vorzüglichsten Hervorragungen und Vorsprünge des Schädels gelangt ist, drückt sich der Berichterstatter folgendermaßen aus: »Man erinnert sich an die Wichtigkeit, welche *Gall* und seine Anhänger auf die äußere Form des Schädels legten, welche, ihrer Meinung nach, von den Hervorragungen, und der Entwicklung des Gehirns selbst abhing. Daher glaubten sie mit Recht den Schluß ziehen zu dürfen, daß, wenn die Windungen der Sitz der speziellen Geistesfähigkeiten sind, die entsprechenden Erhöhungen auf der Schädelfläche auch die Verkünder und Anzeiger jener Geistesanlagen seyn müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, waren es also die Gehirnwindungen, welche, indem sie sich auf der inneren Fläche der Hirnschale eindrücken, als Relief auf der äußeren Fläche erhaben erscheinen — eine Ansicht, welche oft durch Thatsachen auf Widersprüche stoßen mußte. Herr *Foville* sieht die Sache von einem andern Gesichtspunkte an. Weit entfernt, zwischen den vorzüglichsten Hervorragungen des Kopfes und der Entwicklung der Gehirnssubstanz eine Beziehung zuzugeben, beweist Herr *Foville*, daß diese Erhöhungen leeren Räumen, und so zu sagen dem entsprechen, was man die Gehirnhöhlen (*ventricules du cerveau*) nennt; daher sind es nicht die Gehirnwindungen selbst, welche die allgemeine Form des Schädels bestimmen, sondern die serösen Säcke, die sich in den Gehirnhöhlen ausbreiten. »Diese Wahrheit,« sagt Herr *Blainville*, welche Herr *Foville* durch zahlreiche, anatomische Untersuchungen und Beobachtungen nachweist, wird auch durch die Untersuchung des Schädels der sogenannten Wasserköpfe bestätigt, bei welchen die Erhöhungen an der Stirn, dem Hinterhaupt und den Seitenwandbeinen viel deutlicher ausgeprägt sind, obwohl die Gehirnwindungen bei denselben fast gänzlich verwischt sind *). — In derselben Sitzung las Herr *Guerin*

*) Für den ärztlichen Leser dieses Blattes sehen wir noch die physiologische Ansicht des Herrn *Foville* über das Gehirn hieher: Die Rindensubstanz ist der Sitz der Empfin-

eine Abhandlung über die aktive Zurückziehung der Bänder, als Ursache der Gelenks-Difformitäten und über die subcutane Durchschneidung der zurückgezogenen Bänder, um diesen Deformitäten abzuhelpen. —r—

dung und des Willens (oder der thätige Theil); die fibröse Substanz, da sie nicht durch ganglionäre Massen durchgeht, hat bloß eine fortleitende Funktion; jene, welche Ganglien-Anschwellungen durchziehet, leitet den Sinnesindruck vom äußeren Sinnesorgan zum Gehirn; jene, die solche Anschwellungen nicht durchziehet, ist bestimmt, den Willen vom Gehirn aus zu jenem Theil, der die willkürliche Bewegung bestimmen soll, zu leiten. Die Verletzungen der Rindensubstanz sind bei den Geisteskranken nach der Meinung der Aerzte, die am häufigsten vorkommenden; das Schwinden (Atrophie) der Windungen und der ganzen Gehirnmasse, die so häufig bei den Blödsinnigen, hat begonnen in der grauen Substanz, und ging erst später in die der weißen Substanz über. Endlich weist die pathologische Anatomie nach, daß die Verletzungen jener weißen Substanz, die zwischen der Rindensubstanz, den Windungen und den Pyramiden liegt, eine kreuzweise Lähmung in dem Bewegungsorgane bewirken.

M i s c e l l e .

— Emilie Ferry, eine junge Hutmacherin in Paris, führte schon seit langer Zeit ein so tadelnswerthes Leben, daß der Fabrikant, bei dem sie arbeitete, sie fortzuschicken drohte. Das Mädchen zündete aber, statt sich zu bessern, in dem Zimmer, dessen Fenster und Thüren es fest verriegelte und verwahrte, eine bedeutende Menge Kohlen an. Da der Zufall einen Aufseher an die Thüre der Unglücklichen geführt hatte, stieß er sie sogleich ein, und fand Emilie auf einen Strohsack ausgestreckt, welchen die Flamme schon ergriffen hatte. Nachdem er sie in's Leben zurückgerufen, ließ er sogleich die Wache von dem Vorfall in Kenntniß setzen, so daß sich diese Hutmacherin in gerichtlicher Haft befindet.

— Am 20. Mai Abends wurde in Stuttgart ein junger Mann, der noch mit zwei Andern mit Ausgraben eines Kellers in der Paulinen-Strasse beschäftigt war, von einer schnell hereinstürzenden gewaltigen Erdmasse verschüttet. Die beiden Andern gewannen noch Zeit, sich zu retten. Auf den Hilferuf Dieser eilten schnell Leute herbei, und einer angestrengten Thätigkeit gelang es, den Verunglückten nach einer Viertelstunde herauszugraben. Er konnte jedoch, der schnell angewendeten ärztlichen Hilfe ungeachtet, nicht mehr in's Leben gerufen werden. Bedauernswerth ist, daß dieses Unglück offenbar dadurch herbeigeführt wurde, daß man unterließ, die eingestürzte Erdwand des über 30' tiefen Kellers zu spritzen, da sie doch schon dadurch als verdächtig erscheinen mußte, daß sie in aufgefüllten Boden hineinsinkt. (Frankf. D. P. Z.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstrasse Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 48.

Montag, den 15. Juni 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die schleichende Vergiftung durch Blei. — Betrachtungen über den Scheintod. — Preußens Irrenanstalten. — Miscellen.

Die schleichende Vergiftung durch Blei.

(Vom Herausgeber.)

(Fortsetzung von Nr. 43.)

Bevor ich an die Aufzählung der Künste und Gewerbe gehe, die der schleichenden Vergiftung mit Blei ausgesetzt sind, erlaube ich mir einige Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben anzuführen, um die schon früher angedeuteten Wege, auf denen das Blei in den Körper sich einschleichen kann, praktisch nachzuweisen. Man hat zuweilen die Bleikolik bei Kindern beobachtet, welche Zuckerwerk genossen, dessen gelbe, grüne, blaue oder rothe Färbung von verschiedenen Bleipräparaten herrührte. Besonders pflegt dergleichen zu Anfang des Jahres der Fall zu sein, wo derlei Naschereien von den Kindern häufiger genossen werden. Gewissenlose Zuckerbäcker ziehen derlei Färbungen durch Bleipräparate denen durch Pflanzensäfte deswegen vor, weil die Farben im ersten Falle beim Zutritt der Luft und des Lichtes ihre Frische und Helle nicht verlieren. Die aus gebranntem Zucker verfertigten Mandeln, das sogenannte Dragée (Zuckerkörner) sind in Paris nicht selten mit Bleifarben verziert gefunden worden, so daß man auf deren Genuß die heftigsten Zufälle beobachtet hat. In den „Annales d'Hygiène“ macht Prof. Andral die Bemerkung, daß zuweilen Kinder die Papierchen, in denen das Zuckerwerk gehüllt ist, aussaugen oder gar essen; und daß, da dieses Papier oft mit Bleifarben bemalt wird, um ein lebhaftes und frisches Ansehen zu erhalten, die Kinder oft dadurch von Bleivergiftungszufällen

ergriffen werden. Chokolatefabrikanten pflegen den Chokolade und andere dergleichen Substanzen mit Bleiplättchen zuzudecken. Liegen nun diese genannten Eßwaaren an einem feuchten Orte, so kann sich Bleioxyd an der Oberfläche des, die Feuchtigkeit leicht einziehenden Teiges ansetzen, und sogar bis in die Tiefe dringen. In einem Bericht des Gesundheitsrathes von Nantes wurden mehrere Fälle von Bleikolik erwähnt, die ihre Entstehung gefärbtem Spielzeuge verdanken, welches Kinder oft in den Mund nehmen, z. B. Trompetchen u. dgl. — Eine ganz besondere Rücksicht verdienen die frisch gemalten Zimmer. Leroux und Louis führen mehrere Fälle von Bleikolik an, welche bei Personen entstanden sind, die, in frisch bemalten und mit Bleifarben angestrichenen Zimmern schlafend, durch die Schleimhaut der Lufteinathmungsorgane Bleitheilchen eingesogen hatten. Nicht selten beobachtete Gardanne bei See-Offizieren eine heftige, und zwar dadurch entstandene Urzikolik, daß die Offiziere auf den Schiffen frisch bemalte Kammern alsogleich bewohnen. Wie weit die Vorsicht in dieser Beziehung gehen müsse, geht aus einem Falle hervor, den Herr Maigne, Primararzt in Nantes, erzählt. Ein sechzigjähriger Mann, Herr v. Argenvillier, in der Nähe von Nantes wohnhaft, ward ohne gekannte Ursache von den heftigsten Bauchschmerzen, Angst, Unruhe, Schlaflosigkeit ergriffen, wozu nach 14 Tagen große Schwäche, Abmagerung, Verstimmung des Gemüthes u. s. w. hinzukamen. Trotz aller angewandten Mittel dauerten alle diese Zufälle fort, bis sich endlich der Kranke entschloß, in Paris Hilfe zu suchen. Der Arzt der Charité, Herr Verminier, erkannte den Fall für eine Bleikolik, und wirklich ergab sich bei näherer Untersuchung, daß der Kranke sein Landhaus mit Oelfarben ausmalen ließ, und nicht nur während des Ausmalens öfter und länger in den verschiedenen Zimmern verweilte, sondern auch in einem frisch bemalten Zimmer die Nacht zubrachte. Die auf diese Ursache rücksichtnehmende Behandlung war von dem günstigsten Erfolg. Im Jahre 1838 berichteten mehrere medizinische Zeitungen, daß Herr Dr. Corsin, wohnhaft zu Willette (in der Nähe von Paris), durch zwei Nächte in einem mit Bleiweißfarben bemalten Zimmer geschlafen, zuerst von der heftigsten Kolik, bald darauf von fallsuchtähnlichen Krämpfen, die mit Schlassucht und heftigen Delirien abwechselten, ergriffen, und endlich ein Opfer dieser Unvorsichtigkeit geworden. Als eine große Anzahl von Zimmer- und Decorationsmalern in den Sälen des Museums von Versailles beschäftigt waren, befanden sich auch mehrere Holzvergolder, die sich nicht eines einzigen Atoms von Blei bei ihrer Arbeit bedienten, gleichzeitig in den bemalten Zimmern. Während der Arbeit wurde anbefohlen, daß die Fenster eines jeden Zimmers verschlossen werden. Nach einigen Tagen verfielen mehrere Maler und 12 Vergolder in die heftigste

Bleikolik. — Die Wirkung des Bleies auf den Schnupftabak ist nicht gleichgiltig. Chevallier*) behauptet, daß die Bleiplättchen, deren man sich bedient, um den Tabak einzuwickeln, bei unvorsichtiger Behandlung zur Bildung von essigsaurem, kohlensaurem und hydrochlorsaurem Blei, und zwar 6 bis 30 Gran auf das Pfund, Veranlassung werden können. Dieser Chemiker sowohl, als Guyton de Morveau machen auf die Nachteile aufmerksam, welche ein, mit diesen Bleipräparaten vermischter Tabak durch dessen Berührung mit der Schleimhaut der Nase bei Schnupfern hervorbringen kann. — Lanquerel des Planches brachte bei Thieren die Bleikolik und andere selbst tödtlich ablaufende Bleikrankheiten künstlich dadurch hervor, daß er sie nöthigte, eine Luft einzuathmen, welche mit Bleiausbünstungen stark geschwängert war. In einem 8 Fuß langen und 6 Fuß breiten Zimmer, dessen Wände, Thüren und Fenster mit dicken Schichten von Bleiweiß und anderen bleihältigen Farben bestrichen wurden, sperrte er drei Hunde mittlerer Größe ein. Die Zimmertemperatur wurde stets auf 20 Grad erhalten. Die Thiere wurden mit Fleisch, Suppen und mit Knochen genährt. Mangel an Appetit, Durst, häufiges Eröhnen und Heulen, Herumwälzen auf dem Boden, ein wilder, wüthender Blick, Hin- und Herrennen im Zimmer, mit Speichel vor dem Munde (jedoch ohne Neigung zu beißen), beständiger Stuhlzwang und Erbrechen waren bei einem Hunde die hervorragendsten Symptome. Als er aber, ohne die aufgetragenen Farben beseckt zu haben, aus dem Zimmer genommen wurde, legten sich, und zwar auf den Gebrauch von Milch und einem Abführmittel, alle eben genannten Zufälle. Die übrigen zwei Hunde jedoch erlitten während ihres 15tägigen Aufenthaltes keine besonderen Zufälle. — Nachdem ich nun in Beispielen gezeigt habe, daß Bleipräparate, sowohl durch die Schleimhaut der Verdauungswege, als durch die der Athmungsorgane eingefogen, eine schleichende Vergiftung bewirken können, gehe ich zur kurzen Aufzählung der Künstler und Handwerker über, die in Folge ihrer Beschäftigung am meisten den Schädlichkeiten des Bleies ausgesetzt sind. Bei dem jetzigen Standpunkte der medizinischen Polizei gehören auch die Fälle einer Bleivergiftung durch Nahrungsmittel, Getränke u. s. w. zu den seltensten; daher sind es gewöhnlich nur Personen, die ihrem Verufe zufolge dem Umgange mit Blei gar nicht ausweichen können, welche von Bleikrankheiten ergriffen werden. In einer Unzahl von Künsten und Gewerben wendet man die Bleipräparate an, und zwar sind diese letzteren oft wesentlich nothwendig. Daher ist es kein Wunder, wenn man die nachtheiligen Folgen des Bleies in großen und industriereichen Städten so

*) »Journal de Chimie médicale» 1831.

häufig antrifft. Ich werde in einem folgenden Artikel diese Künste und Gewerbe näher angeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über den Scheintod.

(Fortsetzung.)

III.

Man pflegt als entscheidende Merkmale des vorhandenen Todes gewöhnlich anzusehen: Marmorkälte, Erstarrung, Mangel des Athems, des Pulses, der Bewegung und der Empfindung, Erschlaffung der Muskeln und der Sehnen, Nichtausfluß des Blutes nach geöffneter Ader, gebrochene, eingefallene Augen, rothe Todtenflecke, Leichengeruch und — Verwesung. Wenn alle diese Erscheinungen gleichzeitig, oder mit einer gewissen Gleichmäßigkeit nach einander in ihrer Gesamtheit auftreten, da ist freilich die Gewisheit des Todes untrüglich. Allein gewöhnlich bieten sich diese Todeszeichen nur vereinzelt dar, und geben eben deshalb zu Irrthum und Uebereilung Veranlassung. Auch bei dem Scheintode, wenn er den höchsten Grad der Ohnmacht darstellt, ist Pulsschlag, Athmung, Bewußtsein und Empfindung erloschen, das Auge gebrochen und glanzlos, und das Gesicht todtenähnlich. Wie groß hier die Täuschung sein kann, beweist der Umstand, daß es sogar Menschen gegeben hat, welche willkürlich eine Zeit lang steif, kalt, ohne Puls und Athemholen liegen konnten, bis sie von selbst wieder zu sich kamen. Monti *) erzählt in einem Briefe an Haller eine Menge von Fällen dieser Art, und unter Anderen von einem Bauer, der sich als todt anstellte und lange dafür gehalten wurde. Eben so konnte sich ein Geistlicher, Namens Cälius Phodiginus, todt stellen, wenn er wollte; man konnte ihn dann stechen, kneipen, und selbst brennen, ohne daß sich etwas an ihm bewegte. In dem Journal des savans **) erzählen Dr. Cheyne, Dr. Baynard und Apotheker Shrine das außerordentliche Beispiel eines englischen Dristen Townsend, der sich nach Willkür in den Scheintod versetzen konnte. Sein Herz hörte auf zu schlagen, das Athemholen hatte ein Ende, der ganze Körper nahm die eisige Kälte und Steifheit des Todes an, das Gesicht wurde farblos und fiel zusammen, das stiere Auge ward starr und gläsern; der Geist selbst äußerte keine Thätigkeit mehr; denn ihm fehlte während dieses Zustandes eben so das Bewußtsein, wie dem Körper das Leben. Stundenlang pflegte er in dieser Lage zuzubringen, bis seine gewöhnliche Körperbeschaffenheit wiederkehrte — Haller und Brinkmann führen mehrere ähnliche Beispiele an, aus denen hervorgeht, wie selbst bei der gleichzeitigen Erscheinung verschiedener Todeszeichen, das Leben noch frisch, obwohl sinnlich nicht wahrnehmbar, fort dauern, und wie nun der Scheintod von dem wirklich vorhandenen Tode zu unterscheiden ist; eine nähere Erörterung der einzelnen Symptome des Todes ergibt, daß nur die Verwesung (Fäulniß) zu den sicheren und

*) *Ig. Monti*: „*Detatti medici*,” Vol. I. p. 30—36.

**) *Julihfest* 1746.

untrüglichen Kennzeichen gehört, und zwar nur dann, vollkommen, allgemein und im Fortschreiten begriffen ist. Allein dieses charakteristische Kennzeichen hat das Unangenehme, daß sein Eintritt oft sehr spät erfolgt, meistens erst nach der Zeit, wo man gewöhnlich die Leichen zu beerdigen pflegt. Dessenungeachtet stimmen ohne Ausnahme alle Aerzte und Naturforscher darin überein, daß Gewißheit des Todes nur aus der Evidenz der Fäulniß hervorgehe, und von Seiten der Behörden ist dieser Punkt als unwiderrücklich festgesetzt. Daher behaupten Hufeland, Frank, Richter und mehrere andere Schriftsteller, die über diesen Gegenstand geschrieben, „die Zeit sei der alleinige Richter über Leben und Tod,“ und es ist klar, daß man nicht eher die Leiche zur Erde bringen soll, als bis Fäulniß entschieden eingetreten ist.

(Wird fortgesetzt.)

Preussens Irrenanstalten.

(Vom Medizinal-Rathe Damerow. *)

Berlin hatte schon seit dem Jahre 1726 eine eigene, freilich miserable Irrenanstalt in der Krausenstraße, welche im Jahre 1747 erweitert, 1766 reformirt wurde, 1798 zum Glück verbrannte, und nun 1799 mit der königl. Charité-Heilanstalt verbunden, und dafür das Hospital der Altersschwachen aus derselben entfernt war. Wie die Anstalt damals war, und was sie später wurde unter C. Horn, welcher sie in dem verhängnißvollen Oktober 1806 übernahm, und während zwölf der unglücklichsten und glücklichsten Jahre des Staates leitete, ist aus Prähmer, Falk und Horn bekannt, desgleichen ihre Reform durch Ruff. Wenn gleich die Irrenanstalt in der neuen Charité viel besser als in der alten untergebracht ist, so ist sie doch eine gemischte, keine selbstständige, vielmehr nur eine Abtheilung des allgemeinen Charité-Krankenhauses, und zwar in einem Gebäude, welches außerdem für die Syphilitischen, Krätzigen und gefangenen Kranken bestimmt ist. Wie die Irrenabtheilung der neuen Charité auch sein und beurtheilt werden mag, jeder Sachverständige wird zugeben müssen, daß sie keinen der wesentlichen Vortheile einer in sich abgeschlossenen, freien, selbstständigen Irrenheilanstalt, wohl aber alle die unter den bestehenden Verhältnissen für eine solche bedingte Nachtheile hat. Es liegt hierin kein Vorwurf für die Irrenabtheilung der Charité-Heilanstalt, in so fern als die jetzige Lokalität ausdrücklich nur vorläufig und bis zur Erbauung einer besonderen Irrenanstalt der Geisteskranken, definitiv aber der übrigen darin befindlichen Krankenabtheilung Aufnahme gewähren soll, wohl aber, selbst ohne weitere Motivirung, Grund genug zur definitiven Aufhebung dieses Provisoriums durch Wiederaufnahme des verzagten Projektes einer Provinzial-Irrenanstalt für die Mark Brandenburg. Ueberdies wird bei der gegenwärtigen, nach verschiedenartigen Prinzipien und zu verschiedenen Zeiten aufgestellten Bestimmung, Einrichtung u. s. w. der zur Aufnahme von Irren bestehenden Anstalten in der Provinz, Einheit, Einfachheit, organisches Ineinandergreifen im Betriebe des öffentlichen Irrenwesens der Pro-

*) Fragment aus dessen neuerlich erschienenen Schrift: „Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflege-Anstalten in historisch-kritischer, so wie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung.“

ving nicht zu erreichen sein. Die Erfahrung hat überall die Organisirung der Provinzial-Irrenanstalt als Weg zu solchem Ziel gezeigt. Um die Irrenangelegenheiten und Irrenanstalten der Provinz vom Grund aus mit einem Schläge auf's Zweckmäßigste zu reorganisiren, müßte eine relativ verbundene Irren-, Heil und Pflege-Anstalt hergestellt werden und nicht allein aus den in dieser Abhandlung dargelegten objektiven Gründen, sondern auch aus den subjektiven, daß die Einrichtung einer bloßen Provinzial-Heilanstalt nur eine halbe Maßregel wäre, indem die Irrenanstalten zu Neurupin und Sorau, weder an sich, noch in ihren Beziehungen zur Provinzial-Heilanstalt zu zweck- und zeitentsprechenden Irren-Pflegeanstalten selbst mit großen Kosten und Mühe zu reformiren sein möchten. Unter allen Umständen übrigens müßte in der Charité, da sie in der großen Residenz liegt und die größte Heil- und Unterrichtsanstalt für alle Klassen von Krankheiten ist, unbedingt eine Abtheilung zur Aufnahme und Heilung von Seelenkranken, so wie zur Benutzung für den Unterricht auch in diesem Theile der Medizin, verbleiben.

Auch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, also gleichzeitig mit der Einrichtung der Irrenanstalt in der Charité-Heilanstalt, ward die Kurmärkische Irrenanstalt zu Neu-Ruppin angelegt. Sie nimmt in der Geschichte der Irrenanstalt des Staates eine bedeutende, nicht genug anerkannte Stelle ein. Das Irrenhaus ward nämlich neu erbauet, und zwar nur einzig und allein für Irre des platten Landes und der Provinzial-Städte der Kurmark, und hatte nach der General-Instruktion und dem Reglement u. s. w. die »doppelte Bestimmung, daß die in diese Anstalt gebrachten Gemüthskranken dort zu ihrer eigenen Sicherheit und zu der des Publikums in guter Bewahrung gehalten und so weit es möglich ist, von ihrer Krankheit wieder hergestellt werden sollen. Für die Unheilbaren soll es daher ein sicherer Aufbewahrungsort, für die Heilbaren aber ein eigentliches Krankenhaus sein.« Wenn gleich hiernach die Anstalt eine gemischte war, so war sie doch gleich von vorn herein vorzugsweise Irren-Pflege-Anstalt, und zwar die erste zu diesem Zwecke neu erbauete, mit einer General-Instruktion und einem Reglement, welche im trefflichen Geiste abgefaßt waren und für die damalige Zeit als ausgezeichnet und musterhaft gelten konnten. Unter der General-Instruktion vom 29. Januar 1801 stehen auch die Namen: Könen und Friße.

Die Irrenheilanstalt in Königsberg, welche Jahrhunderte gebraucht hatte, bevor sie aus ihren Incunablen, den beiden »Tollstuben« mit einem »Tollwafer« in der Löbenichtischen Stiftung sich so herauswickelte, daß sie im Jahre 1789 ein eigenes neues Haus daselbst, und 1815 wieder eine angemessene Lokalität und Organisation als Provinzial-Institut unter einem dirigirenden Arzte erhielt, brannte im April 1834 größtentheils ab. Wenn gleich an der Anstalt früher Männer wie Mezger und Kemmer, welche schon im Jahre 1810 einen Vorschlag zur Benutzung derselben als Klinik machten, wirkten; wenn gleich das Institut von Unger, welcher wahrlich, wie seine Berichte beweisen, diese Stelle nicht als Nebensache, sondern mit großer Vorliebe und Talent betrieb, und unter Assistenz von Rosenberger und Bernhardi, dem jetzigen Direktor, welchem ich zum Theile diese Notizen verdanke, seit dem Jahre 1816 in jeder Beziehung trefflich und mit solchem Erfolg geleitet wurde, daß alle billigen Anforderungen an dasselbe übertroffen wurden, so blieb es doch immer ein gemischtes, mehr für Unheilbare,

als Heilbare bestehendes, sehr mangelhaftes, wohl dem Namen, aber nicht dem Begriff nach, »Provinzial-Institut.« Als es daher in dem Jahre 1834 durch den Brand zerstört ward und im nächsten Jahre der belebende Geist desselben, Unger, heimging, schien in diesem Untergange des Institutes durch ein an sich doppelt herbes Geschick zugleich die höhere Bestimmung zu liegen, daß die Zeit der Alten gekommen sei, und daß eine neue wirkliche Provinzial-, Irren-, Heil- und Pflege-Anstalt zeit- und zweckmäßig in's Leben trete. Allein für jetzt ist nur eine nothdürftige praktische Restauration des Alten und Veralteten im Werden; und wenn gleich dagegen gar nichts einzuwenden ist, da auf der Stelle etwas geschehen mußte, und jedenfalls doch in einer so großen Haupt-, Handels- und Universitäts-Stadt eine Deportirtenanstalt verbleiben muß, so steht doch zu hoffen, daß so bald und so viel als möglich jenem höheren Bedürfnisse genügt werde.

Zu einer freien Entwicklung der Irrenanstalten kam es in den beiden Stamm-Provinzen des Staates bisher nicht. Die Macht des Bestehens war noch so groß, daß man darüber ungeachtet aller Verbesserungen, im Wesentlichen nicht hinaus-kam, und es nicht einmal zum reinen Gegensatz zwischen Irren-, Heil und Pflege-Anstalt bringen konnte. Diese Epoche des absoluten Gegensatzes von Provinzial-, Irren-, Heil- und Pflege-Anstalten kam nur in der Rheinprovinz und in Schlessien zur vollsten Ausbildung. Langermann, nachdem er von Harde-berg erkannt, in der damals preussischen Irrenanstalt zu Baireuth die Idee eines vollkommenen Psychiatrikers verwirklichte, und der Satz: „das Erste und Letzte, das Ein und Alles in der Irrenanstalt ist und bleibt der Arzt,“ aus eigener Erfahrung sich daselbst gebildet hatte, und im Jahre 1810, also in der herrlichen Zeit der Bildungsgeschichte der Freiheit von innen heraus, als Staatsrath nach Berlin berufen war, konnte, obgleich die Vorbereitungen zur Errichtung von Provinzial-Irren-Heil-Anstalten hie und da selbst vor dem Befreiungskriege eingeleitet wurden, und obgleich er seit dem Jahre 1817 unter dem ersten und einzigen Chef des hohen Ministerii der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, von welchem eine neue Aera auch für das öffentliche Irrenwesen datirt, zu wirken die glückliche Gelegenheit hatte, die Idee der absoluten Trennung der Heil- und Pflege-Anstalten, welche nicht einmal in Sigburg und Leubus seinen Wünschen ganz gemäß war, in den übrigen Provinzen nicht durchsetzen. Im Jahre 1830 wurde die Provinzial-Irrenanstalt zu Leubus eröffnet, und 1832 starb Langermann.

Vom höheren historischen Gesichtspunkte aufgefaßt, war es gut, daß und wie durchgreifende Realisirung der Idee der absoluten Trennung von Heil- und Pflege-anstalt scheiterte. Man kann sagen: es mußte Zeit und Platz gelassen werden für die dritte höhere Entwicklungsstufe der öffentlichen Irrenanstalten, welche man von dem auch in Bezug auf Geschichte der Irrenanstalten wichtigen Jahre 1830, oder von Langermann's Tode, datiren kann.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— Eine Gesellschaft Hochländer wurde von der Nacht überrascht, und nahm ihr Lager auf dem platten Schnee. Ein etwas verärzteter Jüngling von

Geburt wollte, wie Home erzählt, sich's bequemer machen, und ballte aus Schnee sich ein kleines Kopfkissen. »Was,« sagte sein Vater, Sir E von Kameran, »so weibisch willst du werden?“ und stieß ihm das Schneefederbett mit den Füßen unter dem Kopfe weg. — Unser Ideal wäre, nur den Sohn von Sir E von Kameran zu erreichen.

— »Liebster Gellert!“ (soll eine Dame einst geschrieben haben) »ich brauche einen Hofmeister für meinen Max. Denn ich schreibe gegenwärtig über die Erziehung, und behalte sorgfältig keine Minute für sie übrig.“

— Die ledige Geniesucht hätte in Deutschland weniger gewüthet, wenn sie nicht am meisten unter rohe junge Leute gekommen wäre, die in der Entfernung von allem Weltumgange lebten, in bacchantischer Einsamkeit jene wilden Anfälle von ihrer Selbstheit hatten, und jämmerliche Träume von ihrer Kraft. Da bei diesen Knaben ausgemacht war, man müsse ohne Lust und Liebe nichts lernen und nichts treiben, so sieht man seitdem so oft Genies in zerrissenen Hosen; daher geben Einige recht deutlich zu verstehen, es wäre ihnen weit besser gedient mit etwas weniger Respekt für ihre Kraft, und desto mehr mit einem alten Ueberrock.

— Am Hofe der Königin Christine von Schweden machte man sich über die große Verlegenheit Meibon's und Raude's lustig, als die Königin dem Einen, der über die Tanzkunst der Alten geschrieben hatte, öffentlich vor ihrem ganzen Hofe sagte, er möchte doch ein wenig tanzen, und dem Andern, der über die Singkunst der Alten geschrieben hatte, — er möchte doch ein wenig singen.

— Der berühmte englische Arzt Fothergill, gestorben im Jahre 1780, ist ein Quäker gewesen, aber nichts weniger als ein Schwärmer, so viele Anlagen er auch vielleicht in den verborgensten Tiefen seiner Seele dazu hatte. In Edinburgh betrug er sich schon als Jüngling anständig, ehrbar, mäßig, bescheiden und stille. Kein Mensch hielt ihn für einen Imaginationsmann. Dessen ungeachtet hatte er einst, ohne daß ein Mensch damals oder seitdem die Ursache hat errathen können, den excentrischen Einfall, nackt bei hellem Tage durch eine Hauptstraße von Edinburgh zu gehen, und in einem Anfälle von Schwärmerei die Rache Gottes allen Bewohnern dieser Stadt zu verkündigen.

— Der sehr gelehrte Abt Molanns in Hannover bildete sich in seinen letzten Lebensjahren ein, er sei — ein Gerstenkorn. Er sprach dabei sehr vernünftig über Alles, und mit Allen, die ihn besuchten; aber er wollte durchaus nicht mehr aus seinem Hause gehen, weil er besorgte — die Hühner möchten ihn fressen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 49. Donnerstag, den 18. Juni 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Prof. Schönlein's Antrittsrede. — Miscellen.

Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken.

Zu den unglücklichen Geschöpfen, deren Schicksal die Theilnahme des Menschenfreundes im höchsten Grade in Anspruch nimmt, gehören jene armen Kinder, welche in Folge des Elends und der Armuth ihrer Eltern ein Opfer der kalten, egoistischen Industrie werden. Manufacturen, Werkstätten und andere Orte, wo durch Maschinen die Arbeiten zu Stande kommen, sind voll von Arbeitern, die kaum der Kinderstube entwachsen, mit ihren zarten Gliedern zu einer, ihre Kräfte weit übersteigenden Thätigkeit gelockt oder gezwungen werden, um das zu vollenden, was man durch Maschinen allein nicht zu Stande bringen kann. Daher sieht man gar oft junge Kinder, deren Formen kaum noch ausgeprägt, geschweige entwickelt sind, als mechanische Drieffedern von Maschinen, ihre erst im Werden begriffenen Kräfte in den großen Werkstätten des Gewerbsfleißes vergeuden. Welche Grausamkeit, ein so delikates, bewegliches und so leicht verwundbares Leben zu einer Thätigkeit und zu schädlichen Einflüssen verdammen, welche selbst die kräftigsten Naturen untergraben können.

Wirft man einen Blick auf die physischen und sittlichen Folgen, welche derlei frühzeitige Verwendung der Kinder in den Fabriken nothwendig mit sich bringen, so muß man das Loos dieser Unglücklichen noch weit mehr bedauern, als das der Findelkinder. Ein Wesen, das kaum geboren, von seiner grausamen Mutter ausgesetzt wird, kann entweder sterben,

oder es erhält, zeitlich genug an einem fremden Busen erwärmt, durch Mitleid ein Dasein, das ihm die Mutter versagt hat. Allein das Kind des Dürftigen wird nur deswegen unter dem Schutze des Familienlebens größer, um in dem Verderbniß der Werkstätte an die Seinigen bald zu vergessen; die Theilnahme, die es bei seiner Geburt findet, dient nur dazu, um dessen Kräfte von habgierigen Fabrikanten bald aussaugen zu lassen. Da schmachtet es, wie ein Gefangener, in einer von schädlichen Ausdünstungen schwangeren Luft, ist an die fühllose Bewegung der Maschine gebunden, entbehrt die, selbst jedem Erwachsenen nöthige Erholung, und ist von Aufsehern umgeben, welche ihre Gewinnsucht zum Maßstabe der dem Kinde aufzuerlegenden Strafe nehmen. Bedenkt man noch dazu, wie übel es mit Kleidung, Nahrung und Schlaf dieser Kinder besteht, und wie das schlechte Beispiel ihre Phantasie erhitzt und ihre Sinne frühzeitig weckt: so darf es kein Wunder nehmen, wenn sie, eine Beute des schrecklichsten Sittenverderbnißes geworden, den Gebrechen des Alters anheimfallen, bevor sie noch zum Bewußtsein einer frischen Jugendkraft gekommen. Kinder von 7 bis 8 Jahren hat man in England zu täglichen fünfzehn Stunden Arbeit verurtheilt, und sanken ihre zarten Kniee von der Anstrengung zusammen, so wurden sie in Stiefeln aus Weißblech eingezwängt, um durch das mühsame Ankämpfen gegen ein erzwungenes Stehen den Schlaf zu verschrecken. Eine wahre Barbarei hat sich in die Fabriken eingeschlichen, und welche traurigen Folgen diese Tortur der Kindheit für die junge Generation der untern Volksklassen hat, geht aus mehreren officiellen Berichten hervor, die bei Gelegenheit der neuerlichen Verhandlung dieser Frage in Frankreich an die Regierung und in den Kammern abgestattet wurden. Schon früher erhoben sich in England menschenfreundliche Stimmen gegen diese commercielle, alle Rechte der Kindheit verkennende Grausamkeit, und das Land, wo dieser Mißbrauch am ärgsten getrieben worden, hat dennoch das Verdienst, daß in demselben zuerst legislative Maßregeln gegen dieses Uebel in Vorschlag gebracht wurden. Die ersten Gesetzesvorschläge, diesen Punkt betreffend, fallen um das Jahr 1802; sie reichten nicht hin, um das Uebel auszurotten, mußten daher erneuert und öfter umgeändert werden, so daß bis gegen acht Bills über diesen Gegenstand eingebracht wurden. Diese öfteren Versuche der Gesetzgebung, dem Uebel zu steuern, können ihr nur zur Ehre gereichen, und zeigen von dem Bestreben, rein materielle Interessen denen einer höheren Ordnung zu unterwerfen. In Frankreich hat man erst in diesem Jahre (1840) daran gedacht, diese wichtige Frage vor das Forum des Gesetzgebers zu bringen, und die Arbeit der Kinder einer gesetzlichen Norm zu unterziehen. Das Gesetz,

welches zuerst die Pairskammer vor wenigen Wochen mit einer besondern Aufmerksamkeit ausgearbeitet, und welches bald darauf zur Discussion der Deputirtenkammer kam, gehört nach der Meinung eines jeden Unbefangenen zu den nützlichsten, nothwendigsten und die öffentliche Moral zunächst berührenden Gesetzen. Denn es betrifft das Leben und die Sicherstellung der Zukunft einer Bevölkerung, die gleichsam den materiellen Kern der Gesellschaft bildet. Vier Reihen von Thatsachen waren es vorzüglich, welche die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Staats-Oekonomen in Bezug auf die Arbeiten der Kinder in den Fabriken in Anspruch nehmen: 1) Das zunehmende Verhältniß der Verbrecher und die wachsende Armuth in den industriellen Localitäten. 2) Der tiefe Verfall der Sitten, welcher unter den, der Fabrikarbeit ergebenden Kindern herrscht. 3) Der Mißbrauch der Strafen und der gegen die Kinder angewendeten Zwangsmaßregeln; endlich 4) die Abnahme der physischen Kraft bei den arbeitenden Klassen überhaupt, und insbesondere denjenigen, welche in den industriellen Arbeiten verwendet werden. Diese letztere Thatsache vorzüglich hat Ch. Dupin in einem, in der Pariser Akademie der Wissenschaften gelesenen Bericht näher beleuchtet. Die physische Kraftabnahme gewisser Volksklassen kann nämlich durch die Resultate nachgewiesen werden, welche in den verschiedenen Gegenden Frankreichs die jährliche Aushebung der Recruten ergibt. Herr Dupin erhielt von der französischen Regierung die officiellen Documente der Recrutirung in jedem einzelnen Departement, und konnte aus denselben das Verhältniß der zum Kriegsdienst untauglich Befundenen zu denen ersehen, die man als Recruten zurückbehält. Herr Dupin verglich nun zehn, ausschließlich dem Ackerbau sich widmende Departements mit zehn Departements, die sich fast ganz der Industrie und dem Fabrikwesen widmen. Das Resultat dieser Vergleichung (welches keines Commentars bedarf) war folgendes: Um 10,000 junge, kriegsdiensttaugliche, zwanzigjährige Personen zu erhalten, mußten in den zehn ackerbaureisenden Departements 4029, bei den zehn industriellen Departements dagegen 9930 kränkliche, verunstaltete und schwächliche Personen zurückgewiesen werden. Diese letztere Mittelzahl wurde in vielen Departements, welche vorzüglich Industrie treiben, noch übertroffen, und stieg im Departement de la Marne auf 10,309, in dem Departement der untern Seine auf 11,990, im Departement de l'Eure auf 14,431 untauglich Befundene, wenn es sich um ein Contingent von 10,000 Tauglichen handelte. Der Umstand, daß in manchen industriellen Departements auch viele landbaureisende Cantone sind, verminderte in einigen die Zahl der Zurückgewiesenen, daher die Mittelzahl von nur 9930. Es müssen daher (so schließt Herr Du-

pin) in der Arbeit, so wie in der Behandlung der Knaben und der Jünglinge vor ihrem zwanzigsten Jahre irgend mächtige, auf die Gesundheit der Bewohner in den Manufactur-Departements höchst schädlich einwirkende Ursachen Statt finden, und eine dieser Ursachen besteht in dem Uebermaß der, diesen jungen Leuten, besonders den Kindern, aufgebürdeten Arbeit. Noch klarer wird dieser Beweis, wenn man mit Dupin eine Vergleichung zwischen zwei Departements in der Normandie und zweien im Elsass anstellt. In diesen letzteren, wo die tägliche Arbeit der Kinder und der jungen Leute im Durchschnitt täglich 14—15 Stunden nicht überschreitet, müssen bei 10,000 dienstfähigen Recruten 6822 Kränklische abgewiesen werden, während in den ersteren (Dep. la Seine-inferieure und de l'Eure), wo sich die Arbeitszeit in den Manufacturen auf vierzehn, fünfzehn und sogar sechzehn Stunden täglich beläuft, die Zahl der Zurückgewiesenen zu den Brauchbaren sich verhält wie 15,628 zu 10,000.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, den 9. Juni 1840.

Die Versammlung am 15. Mai d. J. eröffnete der Herr Gesellschafts-Präsident, Dr. Malfatti von Monteregio, indem er den Anwesenden berichtet, daß die Vorstände sich am 14. d. M. zu Sr. Excellenz dem Herrn Staats- und Conferenzminister Grafen von Kolsowrat, als dem Protektor des Vereines, verfügt, und demselben den Bericht über die Leistungen des letzteren im abgelauenen Jahre, überreicht hatten.

Nachdem hierauf die beiden Herren Sekretäre verschiedene, an die Gesellschaft eingegangene Druckschriften übergeben, trug Herr Dr. Kolletschka einige Ergebnisse von Untersuchungen an Kinderleichen, über das, schon vor Jahren von ihm bemerkte, und in neuerer Zeit von mehreren Schriftstellern als auffallend angeführte, gleichzeitige Vorkommen des Rinnsackkrampfes und der Entzündung der Nabelschlagadern vor. Diesen Untersuchungen zufolge bestätigt sich zwar in vielen, aber keineswegs in allen Fällen die erwähnte Wahrnehmung, und berechtigt mithin durchaus nicht zur Annahme eines bestimmten ursächlichen Zusammenhanges zwischen beiden Erscheinungen.

Dann las Herr Polizei-Bezirksarzt Dr. Sauer einen Aufsatz über Typhus und dessen Behandlung durch Jodkali, durch welche er den glücklichen Erfolg gehabt hatte, von 136 Erkrankten 128 zu retten. Er setzte erst seine Ansicht von Typhus überhaupt aus einander, und ging sofort zu der speziellen Schilderung der Gebrauchsweise des, von ihm für spezifisch erklärten Mittels über; woran sich einige Erörterungen über diesen Gegenstand von Seite des Herrn Primarschirurgen Dr. Mojzizovics und des Herrn Präses Dr. von Malfatti knüpften.

Herr Prof. Dr. Fölteni las hierauf eine kleine Abhandlung über das Prinzip in den Naturwissenschaften. Er prüfte kritisch die bisher angenommenen Prinzipien durch alle einzelnen Zweige der Naturwissenschaft, fand sie ungenügend

und stellte zuletzt, da der eigentliche Gegenstand aller Naturforschung das Leben ist, das Gesetz der Selbsterhaltung alles Lebendigen als das philosophisch genügendste und praktisch fruchtbarste Prinzip auf. Sodann theilte derselbe seine, durch mehrere erfreuliche Fälle bewährte Heilmethode des sogenannten freiwilligen Hinfens mit; woran Herr Primarchirurg Dr. Mojssovic's eine wissenschaftliche Erörterung dieses Uebels, und Herr Dr. Carl Jäger die interessante Erzählung eines Falles schloß, wo ein, seit mehr als drei Jahren bedeutend verlängerter, auf vielfachem Wege vergebens behandelter Fuß während eines Anfalles von Krämpfen plötzlich in seine natürliche Lage wieder zurücktrat.

Bei der Versammlung am 1. Juni legte der zweite Sekretär, Dr. Freih. v. Feuchtersleben, einen vom Dr. v. Magda in Pesth erfundenen und der Gesellschaft zur Prüfung eingeschickten Apparat zur Aufnahme, Aufbewahrung und Fortpflanzung des flüchtigen Impfstoffes vor, und las die Erklärung der Gebrauchsweise desselben, nebst Bemerkungen über die, in neuester Zeit so häufig ventilirten Vaccinations-Angelegenheiten, welche zu mannigfachen Erörterungen und Discussionen Anlaß gaben.

Nach diesen Verhandlungen theilte Herr Dr. Ignaz Edler von Hoffmannsthal Beobachtungen über die im südlichen Europa unter dem Volke bekannte, von mehreren praktischen Aerzten bestätigte, aber in der Praxis selten berücksichtigte Wirkung der Caruba di Giudea, als Rauchmittel, besonders in den herzergreifenden Steckanfällen der Engbrüstigen mit. Er gab eine genaue Beschreibung der Pflanze, legte Abbildungen und getrocknete Schoten vor, und detaillirte sodann die Gebrauchsweise und heilkräftige Wirksamkeit des Mittels, welche letztere er in das, durch den Insektenstich animalisirte Terpentinarz dieser Auswüchse setzt.

Schließlich las Herr Primararzt Dr. Wittner eine Skizze über Gleichenberg, mit Bezug auf das (in Nr. 44 dieser Zeitung besprochene) in der Gesellschaft ausgetheilte Werkchen des Dr. Sigmond. Er fügte dieser Schrift noch einige geschichtliche, beschreibende und medicinische Notizen bei. In den Jahren 1837 und 1838 wurden, auf Befehl der hohen Landesstelle, im allgemeinen Krankenhause Versuche mit diesem Mineralwasser gemacht, deren günstige Resultate den Berichterstatter bewogen, es an Ort und Stelle zu prüfen. Er machte nun auf die einladenden Verhältnisse der Lage und Umgebung des Kurortes aufmerksam; erwähnte des, in geognostischem Bezuge merkwürdigen Vorkommens des Trachits, der den von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost gerichteten Zug der Gleichenberger Kogeln bildet, und in Deutschland bisher nur im Siebengebirge bei Bonn aufgefunden ward, und ging dann, nachdem er die Geschichte der einzelnen Brunnen und die ökonomischen Verhältnisse, die unter der Leitung einer eigenen »Direktion des Gleichenberger Aktienvereines zu Grätz« stehen, ausführlich erörtert hatte, zu dem Medicinischen über, worin er die schon von Dr. Sigmond erwähnte Differenz zwischen Johannis- und Konstantinsbrunnen, als besonders wichtig für die vorsichtige Bildung der Anzeigen, hervorhob, die selbst erhaltenen, glücklichen Resultate bei Tuberkeln und Skropheln anführte, nebst den Quellen auf das, in Gleichenberg vorhandene Zusammentreffen vielfacher günstiger und übereinstimmender Kurbehelfe, auch vorzugsweise auf die noch nicht genug gewürdigte Heilsamkeit der Mollen hin-

wies, und so dieser Anstalt, der an ähnlicher Verbindung von Mitteln wenige in Europa an die Seite zu stellen sind, in Brustkrankheiten denselben Ruf verhiess, welchen Karlsbad seit Menschengedenken in Leiden des Unterleibes behauptet.

Prof. Schönlein's Austrittsrede *).

Berlin, am 6. Mai 1840. Unter lautem Jubelrufe einer ungemein zahlreichen Versammlung Studirender, unter die sich viele praktische Aerzte gemischt hatten, trat heute Schönlein, der Langersehnte, im großen Central-Saale der Charité zum ersten Male öffentlich bei uns auf.

Nach einigen herzlichen Worten des Dankes für so überraschende Aufnahme und für das darin ausgesprochene ungewöhnliche Zutrauen, gab Schönlein seinen bescheidenen Wunsch zu erkennen, man möge nicht zu sanguinische Hoffnungen schöpfen, um später nicht, nach zu hohen Erwartungen enttäuscht, einer anderen Stimmung Raum geben zu müssen. Offen und klar die Grundsätze darzulegen, nach denen er seine Klinik zu halten beabsichtige, scheine ihm das sicherste Vorbeugungsmittel und eine ohnehin unabweisliche Forderung.

Eine doppelte Aufgabe, fuhr er fort, glaube er lösen zu müssen: eine wissenschaftliche nämlich und eine künstlerische.

I. In wissenschaftlicher Hinsicht sei 1) zuvörderst nöthig, an der Ausfüllung jener Kluft zu arbeiten, die Theoretiker und Praktiker von einander trennt. Die That, als das Ursprüngliche, habe erst die Lehre, das Sekundäre erzeugt. Der erwachsene Sohn habe sich aber von der ewigen Mutter losgerissen und das Gewand von Galen's stolzer Theorie umgenommen, die im Grunde noch heute, den selbstgenügsamen, von keiner Theorie hören wollenden Praktikern, gegenüberstehe. Daß aber die Medizin seit Galen fast keine Fortschritte gemacht, rühre hauptsächlich davon her, daß die Aerzte — Physici — die Naturwissenschaften allzusehr vernachlässiget, weshalb man darnach streben müsse, die Heilkunde auf die breite Basis der Naturwissenschaft zu gründen. Die praktische Heilkunst beruhe wesentlich auf diesen und sie müßten daher umfassender für sie benützt werden.

II. In Betreff seiner künstlerischen Aufgabe bemerkte Schönlein weiter, nachdem er die Definition eines Künstlers auf den Arzt angewandt und gezeigt, was er als solcher zu erfüllen habe, 1) es werde die Diagnostik gegenwärtig, in Frankreich und England namentlich, überschätzt. Er rechne es Deutschland zum Ruhme, jene Lehre richtiger zu würdigen. Die Diagnose sei nur das Resultat der Betrachtung eines Zeitmomentes der Krankheit, nämlich der Gegenwart. Es sei aber eben deshalb die rein diagnostische Rücksicht einseitig, nicht erschöpfend, und müsse daher 2) durch die anamnestische und 3) die prognostische ergänzt werden. Die Entstehungs- und Bildungsweise der Krankheit einerseits, ihr bisheriger Verlauf andererseits, müsse scharf aufgefaßt und wie jene Vergangenheit dann mit Seherblick auch die Zukunft der Krankheit, ihre Ausgänge und Eventualitäten erspähet, kurz ein wirklich vollständiges Krankheitsbild geschaffen werden. So nur könne man hoffen, 4) zu richtigen Heilindika-

* Aus der Berliner „medizinischen Central-Zeitung.“

tionen zu gelangen und diese 5) durch genau entsprechende Indicata, Heilmittel und richtige diätetische Anordnung zu erfüllen.

Nachdem er die Definition eines Künstlers auf den Arzt angewandt und gezeigt, was er als solcher zu erfüllen habe, sagt er zum Schluß noch viel Schönes über die Präension der Infallibilität, deren sich so Viele schuldig machen, und bemerkte, daß man trotz des redlichsten Willens, der größten Anstrengungen fehle, und daß ihm die Koryphäen der Heilkunst, wie Stoll, van Swieten u. A., nie größer erschienen seien, als wo sie ihre Irrungen offen bekannnt, und die Quellen derselben nachgewiesen hätten.

Indem er nach diesen Grundsätzen zu verfahren sich geneigt erklärte, ersuchte Schönlein dann die Studirenden, deren kleinerer Theil ihm als Praktikanten selbstthätig näher steht, sich sorgfältige Krankengeschichten anzulegen, und erwarte von ihrem anerkannt trefflichen Geiste so entschieden humanes Verhalten gegen die Leidenden, daß er daran nur zu zweifeln schon für Unrecht hielte.

Unter wiederholtem Beifallsruf den großen Saal verlassend, trat er nun an's Krankenbett und erläuterte nach seiner, nicht ohne tiefere Ursache berühmten, Weise zwei Krankheitsfälle, deren erster ein einfaches, remittirendes, Rothlauffieber, wie es Schönlein nennt, deren zweiter einen aus hypertrophischen Leberleiden u. hervorgegangenen, subakuten Hydrothorax betraf. Im ersten Falle wurden einfach kühlende, im zweiten sehr energische Mittel, aus überzeugend dargelegten Gründen, zur Anwendung gebracht. J — e.

Miscellen.

— In seinen letzten Jahren floh Rousseau die Menschen. Er glaubte, sie haben sich alle gegen ihn verschworen, und alle Völker seien gegen ihn im Harnisch. Fürchterliche Reime von Hypochondrie und Melancholie lagen seit früher Jugend in seinen Nerven. Er hatte tausendfachen Tod durch martervolle Krankheiten erlitten. — Einst zankte sich eine Dame mit Zimmermann über Rousseau, und sprach sich mißbilligend über dessen Schriften aus. »Gnädige Frau,« erwiderte der Arzt, »unser ganzer Streit kommt daher, daß ich in Rousseau verliebt bin, und Sie nicht.« Zimmermann ging nun, ohne ein Wort weiter zu sagen, nach Hause, holte ein Profilporträt von Rousseau, das sehr schön ist, und sagte: »Können Sie diesen Mann nicht lieben?« Die Dame stutzte, schwieg und sagte endlich: Ah! qu'il est beau! A présent j'en suis amoureuse aussi.« »Aber, gnädige Frau, Sie haben doch Rousseau gehaßt und verachtet.« — »Mon dieu,« sagte die Dame, »je ne savois pas, qu'il etait si beau!«

— Auf dem italienischen Theater zu Paris war der Harlekin Carlin, der im Jahre 1778 starb, allgemein beliebt, und seine gute Laune beherrschte die Lungen seiner Zuhörer unumschränkt. Aber außer seinem bunten Theaterjäckchen war er ein sehr stiller und trauriger Mann. Als einst ein Kranker bei einem der ersten Pariser Aerzte über Anfälle der schwärzesten Melancholie klagte, rieth ihm der Arzt, er müsse sich mehr heitere Zerstreungen machen. »Besuchen Sie die italienische Komödie,« sagte er; »Ihr Uebel muß sehr tief stecken, wenn Sie Carlin, der Harlekin, nicht kurirt.« — »Ach!« sagte der Kranke, »ich bin

Carl in selbst, und bin um nichts fröhlicher, wenn ich gleich alle Andere lachen mache.“

— (Steinsärge in England.) Das „Hereford Journal“ meldet, daß man am Kathedrale von Hereford in einer Tiefe von 2 Fuß zwei Steinsärge mit Skeletten gefunden. Das eine war in einen seidenen, mit Gold gestickten Rock gehüllt, hatte Schuhe an den Füßen, und auf dem Kopfe war noch ein tüchtiger, wohlhaltener Haarwuchs. — Das andere Skelett war leicht in ein Seidenkleid gehüllt, hatte eine Perrücke, und unter dem Kopfe ein Kissen mit Federn. Man hat nicht die geringste Anzeige, wer diese, sicherlich vornehmen Personen gewesen sein können.

— Bei Gelegenheit der Erzählung eines Unfalles, welchen mehrere Personen durch das unvorsichtige Fahren eines Betrunknen — nämlich in der Straße St. Denis in Paris — erlitten hatten, macht die „Gazette des Tribunaux“ (14. Mai) auf die rasche ärztliche Hilfe aufmerksam, die den Verlegten alsogleich bei der sogenannten »poste medical“ (Filiat-Hilfs-Anstalten, die, wie schon früher in diesen Blättern erwähnt worden, seit Kurzem in Paris an einigen sehr bevölkerten Plätzen, wo besonders viel gefahren wird, zur Darreichung der ersten dringendsten Hilfe errichtet sind), mit der größten Schnelligkeit zu Theil geworden. „Wir glauben,“ sagt die Gazette, »nur einen allgemeinen Wunsch auszusprechen, wenn wir nicht nur dringend auf den Nutzen derlei Aushilfsanstalten an stark bevölkerten Plätzen hinweisen, sondern auch deren Vermehrung und Errichtung in jedem Arrondissement verlangen. Die Aerzte von Paris sind gewiß die ersten, welche einer solchen wohlthätigen Maßregel ihre Beistimmung geben, und man ist allgemein der Ansicht, daß sie hierdurch einen weit ersprießlicheren Dienst leisten, als wenn sie 24 Stunden im Dienst bei der National-Garde zubringen.“

— Das in Smyrna am 8. Mai Abends aus Alexandrien und Jaffa angekommene Dampfboot »Hadschi Baba“ wurde sogleich nach seiner Ankunft unter Quarantaine gesetzt. Am 9. Mai Früh wurde die Gesundheitskommission benachrichtiget, daß während der Nacht ein Mann am Bord gestorben sei. Es begaben sich daher sofort der Direktor und der Arzt der Quarantäne in die Nähe eines Dampfbootes, ließen den Leichnam ausschiffen, und die Besichtigung ergab, daß der Todesfall in der That durch die Pesth veranlaßt worden sei. Es wurden augenblicklich die strengsten Maßregeln in Bezug auf das Fahrzeug und die Passagiere ergriffen, und Letztere in die Quarantaine-Anstalt gebracht. Man hofft, daß auf diese Weise die Stadt vor der Ansteckung bewahrt bleiben werde. (Journ. de Smyrn.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 50.

Montag, den 22. Juni 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Preussens Irrenanstalten. — Miscellen.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der »Gesundheits-Zeitung« werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration für das zweite Semester baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Die Arbeiten der Kinder in den Fabriken.

(Fortsetzung.)

Die Pairskammer hat nun den von ihr erörterten Gesetzesentwurf in Betreff der Arbeiten der Kinder in den Fabriken an die Deputirtenkammer geschickt. Die Bureau haben schon angefangen, denselben zu discutiren, und eine zu diesem Behufe ernannte Commission hat einen diesfalls zu erstattenden Bericht vorbereitet, so daß nächstens dieser wichtige Gegenstand in der Deputirtenkammer verhandelt werden dürfte. Das Thema ist ernsthaft, — denn es betrifft die Ausgleichung einer Collision, in welche die Gesetze der Menschlichkeit mit den Interessen der Manufacturen so leicht gerathen können. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, vom ärztlichen Gesichtspunkte aus diese Frage zu beleuchten, und zwar theils in so fern dieselbe schon in der Pairskammer zu einer gewissen Reife gediehen ist, theils in so fern dieselbe eben jetzt ein Gegenstand der Erörterung in der Deputirtenkammer zu werden hoffen darf.

Der ursprüngliche Gesetzesentwurf hatte blos den Zweck, die Dazwischenkunft der Behörden in der Leitung der Arbeiten der Kinder als

competent festzustellen. Es sollte, diesem ersten Plane gemäß, entweder der Centralverwaltung, oder den sie in den Departements vertretenden Agenten die Ueberwachung dieses Gegenstandes in der Art überlassen bleiben, daß sie in vorkommenden Fällen die, für jede Localität eigens passenden Bedingungen festsetzen müßten. Allein im Verlaufe der Discussion kam man bald von diesem ursprünglichen Gesetzesentwurf ab, und vorzüglich waren es die Herren Charles Dupin, Gay-Lussac, der Herzog von Praslin, Rossi, der Präsident Boyer, Monnier, de Gérando, Portalis, Humblot-Conté u. m. A., die zur Ergänzung und Verständigung eines Gesetzesentwurfes beitrugen. Die vorzüglichsten Bestimmungen desselben hatten zum Zwecke, das Alter der, bei den Fabriksarbeiten zu verwendenden Kinder, die Arbeitsdauer, die Verantwortlichkeit der Fabriksinhaber, so wie die der Eltern, zu reguliren. Das Kind kann, den Bestimmungen dieses Gesetzesentwurfes zu Folge, in den Manufacturen, Werkstätten und Fabriken in einem Alter von acht Jahren verwendet werden. Allein auf den Vorschlag des Herrn Gay-Lussac wurde beschloffen, daß der Regierung das Recht zusteht, jene Fabriken und Arbeits-Etablissements zu bestimmen, in welchen, wegen einer dem Leben und der Gesundheit drohenden Gefahr, Kinder unter sechzehn Jahren nicht zugelassen werden dürfen. Kinder zwischen acht bis zehn Jahren dürfen nicht länger als täglich acht Stunden, die aber mit Ruhe abwechseln müssen, zur Arbeit angehalten werden; sind die Kinder in einem Alter von zwölf bis sechzehn Jahren, so dürfen sie nur täglich zwölf Stunden, und zwar mit theilweiser Ruhe, arbeiten, und dies in einer Zeit zwischen 5 Uhr Früh und 8 Uhr Abends; in den Feiertagen dürfen Kinder ohne Rücksicht auf Alter gar nicht arbeiten. Zu dringenden und außerordentlichen Arbeiten in der Nacht — ein Fall, der in Folge des Stillstehens der Maschine oder nöthiger Reparaturen eintreten kann — dürfen nur zwölfjährige Kinder (und zwar durch acht Stunden innerhalb 24 Stunden) verwendet werden.

Der Entwurf setzt eigene Strafen gegen die Uebertreter des Gesetzes fest, und zwar sowohl gegen die Besizer der Fabriken und Werkstätten, als auch gegen die Väter und Vormünder der Kinder.

Auch sollen königliche Ordonnanzcn, in Form von Reglements für die administrativen Behörden, die Maßregeln festsetzen, welche die Aufrechthaltung der guten Sitten und des Anstandes in dem Innern der industriellen Etablissements zum Zwecke haben, und nicht minder werden sie für die Fortsetzung des primären und religiösen Unterrichts der Kinder die nöthige Sorge tragen; gleichzeitig sollen diese letzteren gegen jede Mißhandlung und mißbräuchliche Strafen in Schutz genommen, so

wie die gehörige Lüftung und Salubrität der Fabriken, und überhaupt die Gesundheit der kindlichen Arbeiter ein Gegenstand besonderer Verordnungen werden.

Endlich heißt es in dem letzten Artikel dieses Gesetzentwurfes wörtlich: »Die Präfecten, Unter-Präfecten, Maires und Richter sind ermächtigt, so oft als sie es für nothwendig finden, die Manufacturen, Maschinen und Fabriken zu untersuchen, um sich zu überzeugen, ob irgend eine Uebertretung gegen die in Folge des Gesetzes vorgeschriebenen Maßregeln stattgefunden habe. Sie werden zu diesem Behufe die Register und die Hausordnung des betreffenden Etablissements, die Arbeitsbüchelchen der Kinder, und diese Kinder selbst besichtigen; diese Behörde kann sich auch von einem Arzte begleiten lassen (ces magistrates pourront se faire accompagner par un médecin), um sich sowohl von der Salubrität der Arbeitsorte, als auch von dem Gesundheitszustande der Kinder zu überzeugen.»

Dieses sind die vorzüglichsten Punkte des von der Pairskammer entworfenen Gesetzes. Man sieht, daß so mancher wesentliche Punkt hier ganz unbeachtet und der Willkür überlassen geblieben. So z. B. wurde gar nicht auf die Mittel gedacht, um die junge Generation vor der Ansteckung der verkehrten Sitten und dem Eynismus zu schützen, wie sie leider in den Fabriken Frankreichs so häufig vorkommen; der Centralgewalt wird es als Pflicht anheimfallen, diese tief eiternde Wunde zu schließen, und in den, von zarten, unverdorbenen Kindern bevölkerten Orten die Einimpfung des Lasters und der Sittenlosigkeit zu verhüten. Auch hat das Gesetz auf die näheren Bestimmungen der Hygiene gar keine Rücksicht genommen, und den auf die diätetischen Gesundheitsverhältnisse bezughabenden Punkt ganz lakonisch abgefertigt, — ein Umstand, der leicht daraus erklärbar wird, daß kein Arzt in der Pairskammer sitzt, der hinreichenden Aufschluß über derlei Gegenstände geben, und auf denselben, als einen dem Gesetze wesentlich angehörenden, aufmerksam machen konnte. Wenn man auch das Alter festsetzte, in welchem das Kind zur Arbeit zugelassen werden dürfe, so ist damit noch nicht mehr gethan, als daß man das Leben des Kindes vor gänzlichem Untergang rettet; denn ein Kind vor acht Jahren in den tumultuarischen Kreis der Industrie bannen, hieße eben so viel, als viele dieser armen Geschöpfe theils zu einem sicheren Tode, theils zu einem frühen Verwelken und hinsäffigen Kränklichkeit verurtheilen.

Ist denn aber Alles schon gethan, wenn die Kinder leben? Muß nicht auch darauf gesehen werden, daß sich ihre Organe frei entwickeln, und daß die Gefahren, welche ihre zarten Körper bedrohen, durch eine

gesetzliche Ueberwachung von ihnen entfernt werden? Wenn man für das Leben der Kinder sorgt, so muß auch für deren Gesundheit und für die gehörige Kraftentwicklung derselben Sorge getragen werden. Allein dieser wichtige Punkt ist ganz der Hausordnung, gleichsam der innern Gesetzgebung jedes einzelnen Etablissements, im Allgemeinen überlassen, und die Pairskammer hat in Bezug auf diese Sanitäts-einrichtungen auf die Stimmen der Heilkundigen um so weniger Rücksicht nehmen können, als sie, wie schon oben bemerkt worden, der Medizin Thür und Thor geschlossen hat. »Diese speziellen Bestimmungen,« heißt es, »sollen je nach den örtlichen Verhältnissen geändert werden.« Allein hier werden wohl wieder die von den einzelnen Departements eingehenden Berichte das entscheidende Uebergewicht haben. Bei dieser Verschiedenheit der, in den einzelnen Departements willkürlich getroffenen Maßregeln dürfte es mit geregelterm Schutze, den man den Sanitäts-rücksichten der Kinder schuldig ist, ziemlich schlecht bestellt sein; statt eines diesfälligen, kräftigen, durchgreifenden, constanten und gleichförmigen Sanitätsgesetzes, sieht der Menschenfreund mit Bedauern nur eine schwankende, vage Maßregel; die Philanthropie der Präfecte wird dem Egoismus der Fabrikanten nicht immer festen Widerstand leisten, und das unbestimmt gelassene Gesetz wird meistens bei den Bedürfnissen der Industrie verstummen. Daher ist ein genaues Eingehen in das Detail der, die Gesundheit der Kinder betreffenden Maßregeln nothwendig, wenn das in Frage stehende Gesetz seinen Zweck erreichen soll; aber hier kann nur die ärztliche Competenz den gehörigen Aufschluß geben.

(Der Beschluß folgt.)

Preussens Irrenanstalten.

(Vom Medizinal-Rathe Damerow.)

(Beschluß von Nr. 48.)

Den Uebergang derselben bildet die Irren-Heil- und Pflegeanstalt der Provinz Westphalen. Marsberg nimmt in der Geschichte der preussischen Irrenanstalten noch eine wichtigere Stelle ein, als die, welche wir ihr in der Geschichte derer von Deutschland angewiesen haben. Sie bildet hier wie dort ein wesentliches Moment der Entwicklung. Ist sie unter den deutschen Irrenanstalten die zweite relativ verbundene Heil- und Pflege-Anstalt, so ist sie unter den preussischen die erste der Art, wenn gleich sie die Idee nur halb erfüllte, in so fern als der alte Stamm der gemischten Irrenanstalt zur Provinzial-Pflege-Anstalt, freilich mangelhaft und dürftig, reformirt und nur die Heilanstalt neu gebaut ward. Nuer, schon Arzt an der seit 1814 bestehenden Kranken- und Irrenanstalt (Landes-Hospital) zu Marsberg (vergl. die General-Uebersicht in der Vereins-Zeitung), und Direktor der 1834 eröffneten Provinzial-Anstalt, hat alle Entwicklungsstufen des

Institutes seit fünf und zwanzig Jahren nicht nur mit durchgemacht, sondern mit durch gearbeitet. Wie sehr dieser, der Dauer seiner Wirksamkeit nach älteste »Irrenanstalts-Arzt« Preußens, ja einer der ältesten Deutschlands, für Ausbildung der noch nicht vollendeten Organisation der Irrenanstalt und des Irrenwesens der Provinz, von welchem die eine Provinzial-Heil- und Pflege-Anstalt der natürliche Mittelpunkt ist, thätig ist, beweiset dem, der sonst nichts davon weiß, seine Irrenstatistik der Provinz Westphalen, wegen welcher ich mich übrigens auf meinen Aufsatz in der Vereins-Zeitung beziehe. *Suum cuique*. Es wird in dieser Art der Marsberger Anstalt und ihres Direktors um so lieber erwähnt, als Jacobi in seinem ausführlichen Artikel »Irrenanstalten« in der Berliner Encyclopädie der medizinischen Wissenschaften dieselbe auf unbegreifliche, man möchte sagen, unverantwortliche, gewiß auf verletzende Weise selbst für die Provinz ignoriert hat, weil schon in politischer und geographischer Beziehung die Rheinprovinz und Westphalen in so innigen Verhältnissen zu einander stehen.

Die höchste Entwicklungsstufe in der Geschichte der preussischen Irrenanstalten wird in der Provinz Sachsen hoffentlich noch erreicht werden. Die Bedingungen sind gegeben, nämlich: Neubau von Grund aus auf einem für's erste noch zu ausgedehnten, gesunden, schön gelegenen hohen Plateau in der Nähe der Saale, eine relativ verbundene Irren-Heil- und Pflege-Anstalt für die ganze Provinz und die angemessene Nähe und Ferne der nach der Mitte der Provinz zu gelegenen alten Universitäts-Stadt Halle. Diese Bedingungen enthalten die Möglichkeit: erstens der freiesten Formation und Organisation des Institutes, als des Repräsentanten der Idee der relativen Verbindung von Heil- und Pflege-Anstalt, zweitens der vollkommensten Erreichung ihres dreifachen Zweckes des Heilens, Pflegens und Unterrichtens, und drittens der einfachsten, leichtesten Regulirung und Organisirung des Irrenwesens der Provinz von diesem einen Centrum aus nach allen Punkten der Peripherie. — Es wäre ein Jammer, wenn dies der Provinz zur höchsten Ehre gereichende Projekt durch unbedingtes, rücksichtsloses Festhalten an dem Vorurtheil einer vorher fest bestimmten zu geringen Geldsumme als *conditio sine qua non* verkümmert würde. Einen solchen großartigen Bau zu einem so notwendigen als edlen Zwecke im vollsten Ernste lediglich abhängig machen, und erhalten zu wollen von einer obgleich nur überschläglich festgesetzten, doch durchaus nicht zu überschreitenden Summe, wäre ein Verfahren, welches vor der Gegenwart und Zukunft nicht gerechtfertiget und verantwortet werden zu können scheint, im Falle, daß es nicht möglich ist, für die festgesetzte Summe einen zweckmäßigen Neubau für 400 Irre herzustellen, und mit Berücksichtigung, daß nie und nirgends so wohlfeil ein solcher hergestellt ist, was bestimmt nachzuweisen.

Es ist selbst in geschichtlicher Hinsicht von Bedeutung, daß der erste Neubau einer relativ verbundenen Heil- und Pflege-Anstalt gerade in derjenigen Provinz zu Stande kommt, in welcher Langermann schon vor vielen Jahren eine Normal-Irren-Heil-Anstalt in dem Schlosse zu Pretsch einrichten und selbst dirigiren wollte, — ein Gedanke, welchem er, selbst nachdem er dafür zu wirken aufgehört hatte, und noch in den letzten Lebensjahren, wie einem schönen idealen Traume nachhing, — und in dem preussischen Antheil des deutschen Stammes, von welchem die Reform der öffentlichen Irrenanstalten unseres gemein-

samen Vaterlandes ausgegangen ist. Was Sachsen auch in dieser Beziehung gegeben, es ist ihm in höherer Verwandlung zurückgegeben. Sachsen hat vor ganz Deutschland zuerst die Idee der absoluten Trennung von Heil- und Pflege-Anstalt auf großartige Weise verwirklicht. Preußen hat diese Epoche durch Errichtung der Irren-Heilanstalten zu Siegburg und Leubus vervollkommenet, ist über dieselbe hinaus und in das höhere Entwicklungsmoment übergegangen in Marsberg und will nun dasselbe durch den Neubau einer großen, relativ verbundenen Heil- und Pflege-Anstalt für die königlich preussische Provinz Sachsen vollenden. So sehen wir den Anfang und das Ende, den Ausgang und das Ziel zweier großen Epochen in der Entwicklungsgeschichte der Irrenanstalten in Sachsen concentrirt, in dem Theile Deutschlands, in welchem die Namen von daselbst gebornen oder wirkenden Irrenärzten auch auf eine wahrhaft überraschende Weise concentrirt sind. Es sei erinnert an Creding, Hayner, Pienitz, Heinroth, Langermann, Neumann, Martini, Flemming, Ideler, Reil und A. Meckel; Carus, Clarus, von Noßitz und Zänckendorf reihen sich diesen Männern in anderer, jedoch verwandter Beziehung an.

Mit dem Projekt der Provinzial-Irren-Heil- und Pflege-Anstalt bei Halle ist zur Zeit wenigstens die progressive Entwicklung der Errichtung von Irrenanstalten in Preußen geschlossen. Die Provinz Posen, welche erst eine Irren-Pflege-Anstalt herstellen wollte, hat seit Neujahr 1838 im Kloster Dwinö bei Posen eine Heilanstalt für 100 Kranke, mit der Beschränkung: bis zum vollen Bestande der Heilbaren auch unheilbare Gemeingefährliche aufzunehmen. Es läßt sich erwarten, daß, wenn das Bedürfnis der Errichtung einer Irren-Pflege-Anstalt da ist, man keine absolut von der jetzigen Heilanstalt getrennte, sondern eine relativ mit ihr verbundene auf dem jetzigen Grundrük der Heilanstalt herstellen wird, wobei es freilich das Beste wäre, die jetzige Heilanstalt zur Pflegeanstalt zu nehmen und eine neue Heilanstalt hinterwärts im Garten auf einem angemessenen Plage zu bauen. —

Pommern scheint mit seinen Irrenangelegenheiten entweder nicht recht von der Stelle zu kommen, oder den weitesten Weg zum Ziel einzuschlagen. Das Projekt von Sichen- und Irren-Detentions-Anstalt, welches jetzt im Werke ist, erscheint, wie nützlich es auch im Verhältniß zu dem absoluten Fehlen an einer derartigen Anstalt in der Provinz sein mag, in Vergleich mit dem dermaligen Standpunkte der Irren-Angelegenheiten als ein veraltetes, ehe es fertig ist, und als ein Hemmschuh des Guten. Denn abgesehen von der entfernten Lage vom Mittelpunkte und von den Hauptstädten der Provinz, nämlich bei Rügenwalde, wird das Gebäude selbst als Irren-Pflege-Anstalt den Anforderungen an eine solche heut zu Tage nicht entsprechen, wesentliche Mängel der Einrichtung haben, und demnach nur als Nothbehelf beurtheilt werden können, obgleich gewiß das möglichste Gute geschieht. Bei solchem Beginnen wird die Provinz, bevor die Anforderungen der Gegenwart an eine Irren-Heil- und Pflege-Anstalt erreicht werden, die ganze Geschichte derselben nachzuholen haben. Daß darüber, nach Analogie und Erfahrung in anderen preussischen Provinzen, z. B. in Preußen, Schlessen, Westphalen, Brandenburg und Sachsen zu urtheilen, viele Jahre selbst beim besten Willen einzelner, ja vieler Stimmführenden vergehen werden, ist mit Gewißheit vorauszusehen. Haben muß aber die Provinz eine tüchtige Irren-Heil- und Pflege-

Anstalt. Sie wird ihr jedoch später theurer zu stehen kommen als jetzt; die jetzige Detentions-Anstalt wird dann auch reformirt werden; es wird sehr schwer werden, in die Heilanstalt den rechten echten Geist zu bringen, nachdem daselbst seit Jahren eine bloße Detentions- und Sicken-Anstalt bestanden hat, und endlich wird außerdem die Provinz so viel Irre späterhin mehr zu verpflegen haben, als aus Mangel einer Heilanstalt unheilbar und gemeingefährlich geworden sind. Unbedingt wäre es also besser gewesen, im Falle nur entweder eine Heil- oder Pflege-Anstalt errichtet werden soll, für erstere zu sorgen und in selbige die offenen Stellen mit unheilbaren Gemeingefährlichen bis zur Errichtung der Pflege-Anstalt mit zu besetzen. Ein solches Verfahren wäre aus moralischen, humanen, administrativen, irrenstatistischen und wissenschaftlichen Gründen jedenfalls rathsamer gewesen. Ein höheres Interesse irgend einer Art kann das jetzt im Werke seiende Projekt bei objektiver, vorurtheilsfreier Beurtheilung nicht in Anspruch nehmen und es geschieht genug, wenn die Ausführung unter spezieller Leitung eines tüchtigen besonnenen Medizinalbeamten möglichst zweckmäßig bewirkt wird. Ich habe aber ein naheliegendes Interesse an der Sache, da ich ein Pommer bin; und in diesem treuen heimathlichen Sinne mögen diese Worte von der Provinz aufgenommen werden. Will Neu-Vorpommern sich aber isoliren und eine Irren-Anstalt für sich haben, so möge es sich nur vorsehen, daß es nicht mit größeren Kosten etwas Mangelhafteres erhalte, als es durch theilnehmende Förderung des gemeinsamen Provinzial-Irren-Instituts erhalten haben würde, abgesehen von den höheren damit verbundenen Interessen. Durch eine solche Separat-Anstalt bei Greifswald würde freilich die Gelegenheit zur Vorbildung der daselbst studirenden Mediziner in der praktischen Psychiatrie gefördert; allein dieser eine Vortheil käme um so weniger in Anschlag gegen die vielen Nachteile, als der rühfuge, wackere Berndt auch hierfür nach wie vor schon sorgen und die neue kleine Anstalt doch jedenfalls, nach Analogie und Erfahrung zu urtheilen, mit der Zeit mehr und mehr zur bloßen Pflege-Anstalt herabsinken und viele Mängel haben würde.

Miscellen.

— (Girolamo Miani.) Der erste Stifter von Waisenhäusern in Italien und wahrscheinlich auch in ganz Europa war Girolamo Miani, geboren zu Venedig im Jahre 1481. Bis dahin hatte man älternlose Kinder, für welche die Gemeinden zu sorgen hatten, immer nur einzeln bei verschiedenen Leuten untergebracht — ein System, zu welchem man hie und da heute wieder zurückkehrt, weil es aus mancherlei pädagogischen Rücksichten für zweckmäßiger gehalten wird. Nach den von Sachi (Benefattori del genere umano) gegebenen Nachrichten erhielt Miani, früher als Soldat im Dienste von Venedig, zur Belohnung für seine bei der Vertheidigung des Forts Castel di Suero gegen die Franzosen bewiesene Tapferkeit auf 20 Jahre die gutsherrlichen Rechte über die Herrschaft des Castel di Suero. Nach dem Tode seines Bruders nahm sich Miani der hinterbliebenen Waisen väterlich an, und dies brachte ihn zuerst auf den Gedanken, diese Wohlthat auch auf andere verwaisete Kinder auszudehnen. Er fand dazu um so mehr Gelegenheit, als die Pest, die in der ersten Hälfte des

XVI. Jahrhundert in Ober-Italien wüthete, eine Menge hilfloser Kinder vater- und mutterlos gemacht. Zuerst gründete er in Venedig und alsdann in Verona ein Kinderhospital. Demnächst errichtete er aber an der Ud da in Comascka ein großes Waisenhaus, welches zwei Jahrhunderte lang allen später entstandenen Instituten dieser Art zum Muster gedient hatte. Mit einigen Knaben dieses Waisenhauses ging er später nach Mailand, wo er den Herzog Franz Sforza II. bewogen, ein eigenes Waisenhaus (Orphanotrophio) zu errichten, in welchem jene Knaben den ersten Unterricht erhielten. Comascka blieb indessen der Mittelpunkt, von welchem aus er wirkte, und von wo er an der Spitze seiner Waisen große Umzüge mit Gesang und Gebet durch die nahen Städte und Gauen machte, um theils milde Gaben einzusammeln, und theils auch diejenigen Kinder, die sich dort verwaist vorfanden, mitzunehmen und nach seinem Institut zu bringen. Er starb an der Pest, die er sich bei der treuen Pflege seiner Waisen zugezogen hatte.

— Die zu Ehrenbreitstein (Preußen) am 23. Mai abgehaltene Generalversammlung der Actionäre zu den Bohrversuchen nach warmen Mineralquellen entsprach allen, bei dem jetzigen günstigen Stande des Unternehmens gehegten Erwartungen. Die Direction leistete Rechnungsablage, und erstattete über den Betrieb sowohl in technischer als wissenschaftlicher Hinsicht einen, wenn auch kurzen, doch höchst bündigen Bericht. Die Soolenteufe beträgt gegenwärtig 224 Fuß. Eine bald erscheinende Broschüre wird den geegnetsten Aufschluß über den ganzen Stand des Unternehmens geben.

— (Seekrankter Affe.) Ein Affe, der als Passagier von England nach dem Continent zurückkehrte, stieß am Bord des Packetboots von Dover ein fürchtbares und widriges Geschrei aus. Sein Herr, ein Italiener, hatte das arme Thier an dem Pfosten eines Sitzes auf dem Verdecke angebunden, und als die See sich nach der Seite des Schiffes brach, fing der Affe an zu schreien und seinen Mund mit beiden Händen zu bedecken. Auf der ganzen Reise von Dover bis Casais litt der Affe an der Seekrankheit. Selbst das gemeine Volk auf dem Dampfboot vermochte den Jammer nicht mehr zu ertragen, so daß man endlich ein Theertuch über den Patienten warf, um sein Geschrei zu dämpfen.

— (Erdbeben in Schottland.) Zu Crieff und Comrie (in Stirlingshire) fand am 14. April d. J. ein Erdbeben Statt. Die Bewegung ging von Westen nach Osten, starke donnerähnliche Detonationen waren vorangegangen. Zu Comrie war der Stoß ziemlich stark, und in der Nachbarschaft erklangen einige Glocken. Den Tag vor dem Erdbeben hatte ein eifriger Nordostwind geweht, im Augenblick des Stoßes aber herrschte völlige Windstille. (Echo du monde sav. 25. Apr.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 51. Donnerstag, den 25. Juni 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Das Arbeiten der Kinder in den Fabriken. — Das Bauchreden. — Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen. — Miscelle.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der »Gesundheits-Zeitung« werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration für das zweite Semester baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Die Arbeiten der Kinder in den Fabriken.

(Beschluß.)

Die Frage, in welchem Alter man den Kindern die Arbeit in den Fabriken gestatten dürfe, beherrscht bis jetzt den ganzen Gesetzesentwurf; nichts desto weniger hat man früher schon eine andere Frage zu erörtern gesucht, nämlich: ob alle der Industrie gewidmeten Arbeitsorte das auf das frühe Alter bezughabende Gesetz zu beachten haben? Während Gay-Lussac diese Frage verneint hatte, sprechen die Gesetze der Hygiene für die entgegengesetzte Ansicht. Man hat freilich die Unschädlichkeit gewisser Arbeiten geltend machen wollen; es gibt wohl deren einige, die für die Kinder ohne alle Gefahr und Nachtheil sind; man halte die Kinder von jenen Fabriken und Werkstätten fern, in denen schädliche Ausdünstungen ihr Blut vergiften und ihre zarten Organe frühzeitig untergraben; ohne Rücksicht auf Alter schließe man ihnen die Thüren jener Werkstätten nicht, in denen alle, die Gesundheit fördernden Bedingungen stattfinden. Allein die kalte Industrie gleicht hier dem geizigen Acheron; sie läßt nicht so leicht ihre Beute los, und macht dem

menschenfreundlichen Gesetzgeber den Boden Schritt vor Schritt streitig; mit einem Lächeln nichtsagenden Wohlwollens und einer Börse in der Hand ruft sie, gleichsam als wollte sie die Worte des Evangeliums verhöhnern: „Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Daher redet sie viel über den Grad der Salubrität in den Fabriken, und gibt man ihr ganz nach, so wird sie, wie durch einen Zauber, die der Gesundheit gefährlichsten Arbeitsorte in gesunde umwandeln — um nur die kleinen Kinder an sich zu locken. Der berühmte Chemiker Gay-Lussac, welcher das Gesetz in Bezug auf Alter nicht auf alle industriellen Etablissements ausgedehnt wissen wollte, betrachtete diesen Gegenstand nur von der chemischen Seite, und meinte, daß da, wo keine schädlichen Ausdünstungen oder Dämpfe vorhanden sind, es auch keine Gefahr für die Kinder gebe. Allein es handelt sich hier nicht bloß um die gesunde oder schädliche Luft der Fabriken, sondern um das richtige Verhältniß zwischen den kindlichen Kräften und den ihnen zugemutheten Arbeiten; wobei gleichzeitig auf die krankmachenden Einflüsse, wie sie in allen derlei Fabriken vorkommen, Rücksicht zu nehmen ist. In allen derlei Anstalten sind viele Arbeiter vereinigt; in allen ist die Luft mehr oder weniger verunreinigt; aber die mit den physischen Anlagen des Kindes im Mißverhältniß stehende Arbeit ist an sich hinreichend, eine Gefahr zu schaffen, die von allen Elementen der äußeren Schädlichkeiten ganz unabhängig ist.

Indem man ferner das Alter, in welchem das Kind zur Arbeit zuzulassen sei, festgesetzt hat, wurde einer der wichtigsten Punkte ganz außer Acht gelassen. Es reicht nämlich nicht aus, zu bestimmen, in welchem Alter das Kind die Arbeit antreten dürfe, sondern man muß auch die Aufeinanderfolge der Perioden berücksichtigen, in der sich die kindlichen Organe in der zweiten Hälfte der Kindheit entwickeln. Ist das Kind einmal zur Arbeit zugelassen, so ist es verurtheilt, diese Entwicklungsperiode in einer Atmosphäre zu verleben, welche von den Ausdünstungen so vieler Arbeiter verdorben und von Miasmen geschwängert ist, wie sie sich von den schweißtriefenden Körpern der Arbeiter und von mineralischen und Pflanzenstoffen, die zur Arbeit genommen werden, entwickeln müssen. Möchte man doch nicht vergessen, daß nach dem achten Jahre erst die gefährlichste Periode für das Wachstum des Kindes eintritt. Die Zeit des zweiten Zahnens ist in diesen Jahren kaum vorüber; das Bildungsstreben der Natur ist alsdann vorzüglich auf die Ernährung des Knochensystems gerichtet, und zwar so, daß, wenn in dieser Periode der Knochenbildung schwächende Ursachen einwirken, sich die englische Krankheit (Rhachitis) ausbildet, welche auf Stamm- und die Rückenwirbelsäule vorzüglich ihre Richtung nehmend, die schrecklichsten Verkrüm-

mungen hervorbringt, und dies um so leichter, als um diese Zeit die Muskeln sehr zart, alle übrigen Gewebe weich und nachgiebig sind. Das Wachsthum in die Länge geht rasch vor sich, und das Kind ist oft an bestimmte körperliche Stellungen und Lagen gebannt; ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Bewegung herrscht im Kinde alsdann vor, und man nagelt dasselbe an die starre, sitzende Lebensart. In dieser Lebensperiode entwickeln sich auch die sittlichen und geistigen Anlagen des Menschen, Geist und sittliches Gefühl erwachen, und das Kind fängt an, den Begriff von Pflicht zu fassen. Gehört also diese Lebenszeit nicht vielmehr der sittlich-religiösen Ausbildung? Muß diese nicht vorausgehen, und den Menschen für alle künftigen industriellen Arbeiten vorbereiten?

Uebrigens gibt es in Bezug auf Arbeitsfähigkeit eines Kindes gar nichts Bestimmtes, und die Physiologie kann hier das Alter nicht zum wahren Maßstab nehmen. Individuelle Entwicklung, körperliche Anlage und Constitution, Klima, Nahrungsmittel u. dgl. bilden hier die größten Verschiedenheiten. Ein wohl gekleidetes, gut genährtes und in einer gesunden Wohnung aufgewachsenes, überhaupt ein unter guten hygienischen Verhältnissen aufgewachsenes Kind von acht Jahren wird weit eher einer bestimmten Aufgabe von Arbeit gewachsen sein, als wenn ein Kind zwölf Jahre hat, aber unter den entgegengesetzten ungünstigen Verhältnissen seine früheren Jahre verlebt hat. Man sieht, wie unsicher es ist, das Alter allein hier zum Maßstabe zu nehmen, sondern dieser Maßstab sollte für jedes einzelne Kind (mit gleichzeitiger Rücksicht auf dessen Alter) von einer Commission festgesetzt werden, die aus Fabrikanten, Aerzten und Verwaltungsbeamten bestehen müßte. Daher zuerst ein Minimum des Alters — alsdann eine beständige Commission in dem Mittelpunkte eines jeden industrietreibenden Arrondissement. Bei solchen Commissionen würden die Interessen der Industrie, des Staates und der Humanität gleichzeitig repräsentirt. Die Zahl und der Aufenthaltsort derselben müßte durch das Gesetz bestimmt werden. Auch müßten sie mit einem Central-Conseil in Paris — das aus den höheren Sanitäts-, Handels- und Verwaltungs-Behörden besteht — in Verbindung stehen. So entstünde eine Art von Oberaufsicht für die industrielle Recrutirung. Männer von 21 Jahren werden, bevor sie in die militärische Laufbahn treten, mit aller Sorgfalt untersucht, und Kinder, welche eben im Begriff sind, die Mühen und Beschwerden der Arbeit, Nachtwachen, Entbehrungen und Gefahren jeder Art zu überstehen, sollte man nicht untersuchen? Hat das Kind kein Recht dazu? Man untersucht den Recruten im Interesse der Armee, und das Interesse der Gesellschaft erfordert, daß die Bevölkerung der Städte und Dörfer durch frühzeitige, schädliche

Arbeiten weder in ihren ersten Quellen verunreinigt, noch daß durch eine progressive Verschlimmerung der jungen Generationen die Vertheidigung des Vaterlandes in einer ferneren Zukunft compromittirt werde.

Auch die Besoldung des Kindes hat großen Einfluß auf dessen Ernährung und Gesundheit. Ihr Arbeitslohn sollte in drei Theile getheilt werden: 1) für die Eltern, 2) für die Unterstützung der Kinder, und 3) für die Zukunft der Kinder.

Das Bauchreden.

Dr. Colombat de l'Isère hat in einer neuerlichst herausgegebenen Schrift *) nachzuweisen sich bemüht, daß zum Bauchreden nur ein gut gebildetes und geschmeidiges Stimmorgan, so wie geräumige, der Luft gehörig durchgängliche Lungen gehören. Da Colombat selbst im Besitze jener Eigenschaften sich befand, so bemühte er sich, die Bauchrednerei zu erlernen, was ihm auch recht gut gelang. Um die Bauchrednersimme zu erzeugen, wendet er folgenden Mechanismus an: Zuerst athmet er tief ein, um mit einem gehörigen Vorrathe von Luft versehen zu sein; alsdann zieht er das Gaumensegel, den Schlund- und Kehlkopf, die Zungenwurzeln und alle Ausathmungsmuskeln stark zusammen, so daß bei Erzeugung der Stimme möglichst wenig Luft aus der Lunge treten kann, und die Töne nur in der Mundhöhle, nicht auch in der Nasenhöhle erschallen (wie dies bei Erzeugung der gewöhnlichen Stimme der Fall). Will er die Stimme mehr und mehr aus der Ferne erschallen lassen, so vertieft er sie allmählig um einen Achtel, Viertel- oder halben Ton, und dämpft zugleich deren Klang, und zwar, indem er die Zunge nach dem Zäpfchen erhebt, so daß deren Concavität nach Art der Surdine eines Blasinstrumentes oder wie die Hand in dem Trichter eines Waldhornes wirkt. Das Hauptgeheimniß des Bauchredens besteht also nach Colombat's Theorie darin, daß man der Luft das Austreten durch die Nase verwehrt und dieselbe in einer sehr gepreßten Weise langsam nur durch die Mundhöhle entweichen lasse. Denn auf diese Art wird die Stimme dumpf und es scheint, als ob sie aus der Ferne komme. Um die Täuschung zu verstärken, braucht man nur die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf den Ort, von wo man ihm glauben machen will, daß die Stimme kommt, hinzulenken und dann nach jener Richtung hin sprechen, indem man das Gaumensegel mehr oder weniger hebt, damit sich die Stimme nach Belieben mehr oder weniger zu entfernen scheine. Man muß auch dahin trachten, daß man den Unterkiefer möglichst wenig bewege und sich bemühe, gewissermaßen mit geschlossenem Munde zu artikuliren. Dann muß sich der Bauchredner so zu stellen suchen, daß man ihn im Profil sieht, damit sein Gesicht um so ausdrucksloser und fast wie das eines Blinden erscheine.

Was die Geschichte der Kunst des Bauchredens betrifft, so führt Herr Colombat Folgendes an:

Diese Kunst war schon im höchsten Alterthume bekannt, indem, z. B., Hippokrates derselben erwähnt. Aristophanes gedenkt eines gewissen Curyk-

*) „Memoire sur l'histoire physiologique de la Ventriloquie.“ Paris 1840.

les, welcher sich darauf verstanden und in Athen für einen Zauberer gegolten habe. Es scheint sogar, daß bei den Völkern des Alterthumes das Bauchreden eine der geheimen Künste der Magier und Pythonissen oder Wahrsagerinnen, die auch den Namen Engastrimenthen führten, gewesen sei; und selbst in der heiligen Schrift findet man Spuren davon, indem z. B. das Wahrsagerweib, welches auf Saul's Geheiß den Geist Samuel's heraufbeschwört, und die Magd, von der im 16. Kapitel der Apostelgeschichte die Rede ist, wahrscheinlich Bauchrednerei trieben.

Cicero redet von gewissen Frauen, die den Dämon in ihren Leib aufnahmen und diesen auf die ihnen vorgelegten Fragen aus dem Bauche antworten ließen. Dieser berühmte Redner und mehrere andere Schriftsteller schildern uns die Delphische Pythia oder Pythonissa als mit gespreizten Beinen auf einem Dreifuße sitzend und ihre Orakelsprüche, sobald der Wahrsagergeist über sie gekommen oder in sie eingedrungen, wie in einem Anfälle von Wuth ausstoßend. Cäsar Rhodiginus versichert, eine Frau gesehen zu haben, die wirklich aus dem Bauche geredet habe; endlich berichtet einer der gelehrtesten Kritiker des Mittelalters, Adrian Turnebus, welcher 1565 in Paris starb, ein im Lande herumziehender Mann habe, ohne die Lippen zu bewegen, ein gewaltiges Geräusch verursachen und mehrere Wörter deutlich aussprechen können, auch viel Zulauf gehabt und viel Geld eingenommen. Man wolle noch hinzufügen, daß Herr James von einem Knaben in der Nachbarschaft von London berichtet, der 14 Jahre alt, und unter dem Namen Speaking-Smith bekannt gewesen sei, und eine ausnehmende Geschicklichkeit im Bauchreden besessen habe. Derselbe Schriftsteller gedenkt auch noch zweier anderen Bauchredner, namentlich einer Frau, die in England umhergezogen sei und Außerordentliches geleistet habe. Unter allen Bauchrednern England's ist jedoch Fitz-James der berühmteste. Nicht nur articulirte Töne konnte er auf diese eigenthümliche Weise hervorbringen, sondern auch verworrenes Geräusch, z. B. wie wenn viele Leute heftig durcheinander reden, das Knarren und Quicken von schlecht geschmierten Rädern, das Geräusch einer Säge, das Schnauben von Blasebälgen ic. höchst vollkommen nachahmen. Ganz vorzüglich authentische Nachrichten über die Geschichte der Bauchrednerei, welche über das zur Hervorbringung der acustischen Täuschungen dieser Art angewandte Verfahren den meisten Aufschluß geben, findet man jedoch auf französischem Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Gallerie der österreichischen Kurorte und Mineralquellen.

Füred am Plattensee.

Ich führe Sie heute in eine der herrlichsten Gegenden unseres reich gesegneten Pannoniens, ganz geeignet, die lieblichen Erinnerungen an die unvergeßlichen Gestade des Lago di Como und di Garda in uns neu aufzufrischen, — nach Füred am Plattensee. Die nämlichen reizenden Bilder, welche Sie dort entzückten und Sie am heiteren Morgen und Abend, ja oft in stiller Nacht, stundenlange in unverwandte, begeisterte Anschauung fesselten, die nämlichen

Bilder einer milden, großartig schönen Natur umziehen Sie hier wieder und auch die Vergangenheit spricht hier zu Ihnen in denselben Wahnungen, welche die italische Landschaft mit jenem unennbaren romantischen Zauber umkleiden.

Für ed, der Kurort mit eisenhaltigen Säuerlingen, liegt im Szalader-Comitat, 2 Meilen südwestlich von der Stadt Wespriin, drei Viertelstunden nördlich von der Abtei Tichany, 9 Meilen von Stuhlweissenburg und 18 von Ofen und Pesth entfernt. Während das Dorf Für ed im Kranze von sechzig und einigen Ortschaften liegt, in dem der schönste See Ungarns — der Plattensee (Balaton-), auftaucht, finden wir den Kurort selbst, eine Viertelstunde davon südöstlich unmittelbar an dem Ufer des Sees so gelagert, daß er fast versteckt erscheint. Ein kleiner bewaldeter Hügel deckt die anmuthigen Gebäude, welche, den Styl der Bauart unserer Zeit an sich tragend, als Theil einer größeren Stadt sich darstellen; Eleganz und Bequemlichkeit charakterisirt die Wohnungen von innen, während nach außen sich eine Aussicht ergibt, die an Majestät, Mannigfaltigkeit und Anmuth Alles überbietet, was die gewöhnlich in engeren Thalparthien gelegenen Badeorte bieten können.

Wie lange Für ed's Quellen gekannt und benützt worden seien, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen, und trägt im Grunde zu seiner Schätzung wenig bei. Interessant ist es aber, daß Kaiser Joseph II. für das Emporkommen und Gedeihen Für ed's am meisten gethan hat, indem er einen eigenen Badearzt, einen Apotheker, einen Chirurgen und ein entsprechendes Aufsichtspersonale anstellte, den Park anlegen und für die Verbesserung der, nach Für ed führenden Straßen Anordnungen treffen ließ; gleichzeitig wurden die am meisten geschätzten Trinkbrunnen neu aufgeräumt und freundlich gedeckt, während die dritte Quelle (die Badequelle) zweckmäßigere Fassung ebenfalls empfing. Auch ein chirurgisches Instrumentarium ist noch als Geschenk Joseph II. vorhanden. Nach seinem Tode erhielten die Benediktiner vom St. Martinsberge Tichany und damit auch Für ed wieder zurück und sind auch heute noch die Besizer desselben. Die Sorgfalt, welche besonders in der neuesten Zeit allen Kuranstalten vom Orden zugewendet worden ist, verdient eben so warme Anerkennung, als der unermüdlische Eifer, womit der gegenwärtige Badearzt, Herr Dr. Adler, für Verbesserungen und neue Schöpfungen thätig ist; unter diesen erwähnen wir nur die Vermehrung der Promenaden, die neue Fassung der Brunnen, die trefflichen Einrichtungen im neuen Badehause und die Bäder im Plattensee. Ueber die letzteren hat die Gesundheitszeitung im Jahre 1837 einen eigenen, später in der Wiener-Zeitung ebenfalls aufgenommenen Artikel geliefert; seither ist eine zweckmäßig hergestellte Schwimmschule im Plattensee hinzu gekommen. Wir bemerken hier nur noch, daß die ersten Seebäder ursprünglich auf dem Aräser Gebiete des Sees, auf Veranlassung des Erzherzogs Palatinus Joseph kais. Hoheit errichtet wurden (6 an der Zahl); und zwar nach dem Antrage des Herrn Hofrathes und Ritters Dr. Wirer von Kettenbach. Ganz nach diesem Plan ließ dann die Grundherrschaft in Für ed im Jahre 1822 unter Dr. Adler's Aufsicht 6, im Jahre 1833 neuerdings 3 und endlich im Jahre 1836 abermals 3 erbauen. Gewöhnlich bezeichnete man Dr. Desterreicher als den Urheber derselben; jedoch fälschlich, denn er hatte nur 2 Canot's, aus hohlem Baume geformt, erbauen lassen und darauf eine kleine Hütte; er glaubte so in den See fahren zu

können, um daselbst zu baden, aber Niemand wagte sich darauf, und einige Zeit nach ihrer Errichtung wurden sie in der Nacht vom Nordwind auf den offenen See getragen und endlich am Tichanyer Ufer zerschellt.

Die Quellen, welche Für ed gegenwärtig besigt, gehen in der Mitte des Kurortes auf und sind 3 an der Zahl; einer, der Haupttrinkbrunnen, dient vornehmlich zum Trinken, besigt eine Temperatur von $+ 10^{\circ}$ R. und einen ungemein reichlichen Zufluß; seine wirksamen Bestandtheile, nach Dr. Sigmund's neuer, vollständiger Analyse („Für ed's Mineralquellen und der Plattensee“ 2c., Pesth 1837), sind vorzüglich viel reine Kohlensäure, kohlensaurer Kalk, schwefelsaure Soda und etwas kohlensaures Eisenoxydul (0,32 Gran in 1 Pfd.). Die zweite Quelle, gleichfalls zum Trinken bestimmt, weicht in ihrer Beschaffenheit von dem Haupttrinkbrunnen nur in so ferne ab, als sie weniger freie Kohlensäure und einen geringeren Zufluß besigt; man macht daher auch weniger Gebrauch von derselben. Die dritte Quelle, mit sehr reichlichem Zuflusse und von den beiden erwähnten nicht verschieden, dient zur Füllung der warmen und kalten Bäder im alten und neuen Badehause; in diesem letzteren kann man auch Plattenseebäder in Wannen, kalt oder warm, nehmen.

Dem eben Gesagten gemäß, gehört Für ed in die Kategorie der milden, eisenhaltigen Säuerlinge, und die Erfahrung an Kranken, welche jährlich hieher, insbesondere aus den nahen Städten, aber auch aus allen Theilen des Landes und von Wien zuströmen, beweiset dasselbe. Hämorrhoiden und davon bedingte Beschwerden, Stockungen im Unterleibe nach Wechselfiebern und andere Krankheiten, Chlorose und Strophulose sind die häufigsten Krankheitsformen, welche hier Linderung und oft Heilung finden. Man muß, um die Wirksamkeit Für ed's richtig zu bemessen, immer auch den Gebrauch der Bäder, namentlich der Plattenseebäder und den Einfluß des milden Klima's in Anschlag bringen. Dieses läßt sich in der That mit dem der Seeküsten nicht ohne vollgiltigen Grund vergleichen; ihm mögen auch die wohlthätigen Wirkungen auf Brustkranke nicht selten mehr verdanken, als dem Gebrauche des Wassers. Welche Vorsicht indessen gerade diese zu beobachten haben, wenn ihr Leiden nicht durch Unterleibsstörungen bedingt wird, dürfen wir nicht berühren, da der umsichtige Arzt es ohnehin beachtet.

Im Jahre 1839 besuchten 1443 Kurgäste Für ed, wie dieses die vor uns liegende Kurliste namentlich ausweist; dieselbe beginnt mit dem 13. Mai und hört mit dem 22. August auf. In der That fällt auch die belebteste Saison auf die Zeit vom 15. Juni bis Ende Juli. Während dieser bietet der Kurort jenen bunten Verkehr, der zugleich so manchen Gesunden herbeizieht, um daran, an schöner Gegend, froher Tafel und lustigen Ausflügen sich zu weiden, und der Annenball bildet für alle diese und die ganze Umgebung den Glanzpunkt der Saison.

Unter den nächsten Ausflügen nennen wir nur zwei: nach Tichany und in das Mostorythal, die anmuthsvollen Promenaden abgerechnet, welche rings um den Brunnen, den See entlang, im Park, nach Für ed, Uracs u. s. f. sich darbieten. Tichany, eine Abtei auf schroffem Berge und zu seinen Füßen der Markt gleichen Namens, geschichtlich so denkwürdig, tritt auf schmaler Erdzunge in den See auf eine Viertelmeile hinaus; man gelangt dahin zu Lande, genußreicher aber und rascher auf dem See in einer halben Stunde auf dem trefflichen Schiffe vom Horvath'schen Hause, und erklimmt leicht die Höhe, von welcher die alte Abtei

hinausschaut weithin auf eine kleine Welt, dort westlich die Bergkuppen von Tapolcza bis Kesthely und ihre alten Burgruinen, unter denen Badacson und Szilipet, Reszi, Tatika u. s. f. von Kisfaludy so herrlich besungen wurden; daran die üppigen Nebenhügel, die gesegneten Thäler und Auen des Szalader Comitats mit zahlreichen Ortschaften und Gehöften; hier von Aracs und Füred bis Kis-Eörs und weiter hinaus die Hügelkette, welche sich in Wessprim's Gebiet hinzieht, und endlich drüben die Somogy, ein Kranz von Ortschaften, von denen in der Ferne nur die Thürme auftauchen, ein Ländchen mit reicher Fülle von Naturprodukten; unter dem Beschauer dehnt sich der See aus, ruhig, spiegelhell und das großartige Bild des Meeres im Kleinen darstellend. Zu diesem majestätischen Bilde contrastirt mit idyllischer Umgränzung das Noistorythal, hinter Aracs, eine Nachmittagspromenade der Badegäste; eine kleine Landschaft, die große Eigenthümlichkeit der ungarischen Provinzen umschließend. Immer aber blieb uns die Promenade um den Trinkbrunnen und jene am See die liebste; der Blick weilt unverwandt auf Allem, was Füred Schönes bieten kann und der süße Duft der Linden weht eine Kühlung mit sich zu, die die Hitze des Tages verschleucht.

Miscelle.

— In Mahon wird gegenwärtig ein französisches Spital errichtet. Herr Chemann, Unter-Intendant, welcher den Auftrag erhielt, diese nützliche Anstalt zu leiten, ist Ende Mai in Toulon angekommen, und geht in wenigen Tagen nach Mahon. Gleichzeitig soll ein von der Regierung zu diesem Behufe bestimmtes Dampfschiff, der „Phaeton,“ mit einer Ladung von Meubles, Wäsche und anderen Spitalseinrichtungen nach Afrika abgehen. Der Genie-Kapitän Desessart reiset mit, um dafür zu sorgen, daß so schnell als möglich das Spital in Stand gesetzt werde, um die Kranken und Verwundeten der afrikanisch-französischen Armee aufzunehmen. „Bei den gegenwärtigen Verhältnissen,“ heißt es in einem französischen Journal, „ist die Einrichtung eines Spitales in Mahon ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit. Der Krieg beginnt in Afrika von Neuem, und er hat diesmal einen viel ernstern Charakter als je, und kann sich in die Länge ziehen. Man will unsere Soldaten während des Sommers in Afrika nicht zurücklassen, und zwar wegen der häufigen Fieber, die sie decimiren. Es war daher zur Vermeidung einer langen und mühsamen Ueberfahrt nothwendig, unweit der Küste von Algier einen gesunden und bequemen Ort zu finden.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 52.

Montag, den 29. Juni 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Mäßigkeitsgesellschaften in Irland. — Das Bauchreden. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der »Gesundheits-Zeitung« werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration für das zweite Semester baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Mäßigkeitsgesellschaften in Irland *).

Wer vor zwei Jahren behauptet hätte, daß irgend etwas Anderes, als eine übernatürliche Gewalt die niedern Stände Irlands bewegen könne, plötzlich nüchtern und mäßig zu werden, hätte für einen kopflosen Schwärmer gegolten; wer aber hätte vorausagen wollen, daß in der Provinz Munster Tausende und aber Tausende von Whiskeytrinkern ohne andern Grund, als die Ueberzeugung von den schlimmen Folgen der Trunkenheit, bereit und eifrig sein würden, nach dem Tempel der Mäßigkeit zu wallfahrten, um sich in eine Gesellschaft gänzlicher Enthaltung von geistigen Getränken einzureihen — den hätte man geradezu für einen Narren erklärt. Doch ist diese scheinbare Unmöglichkeit durch einen Mann in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Monaten bewerkstelligt worden, einen Mann, dem weder Reichthum noch Macht zu Gebot stehen, und der eine in den Annalen der Geschichte beispiellose moralische und gesellschaftliche Revolution herbeiführen wird. Dieser Mann ist Herr Matthew, Geistlicher in Cork, der im Anfange des Jahres 1838 in dieser Stadt eine Enthaltensamkeitsgesellschaft gründete, die am 20. Jäne

*) Nach *Sait's »Edinburgh Magazine.»* April.

1840 nicht weniger als 500,000 Mitglieder zählte. Dies rasche Wachstum ist schon an und für sich merkwürdig, verdient aber die größte Aufmerksamkeit, wenn man nachweisen kann, daß es aus einer großen Nationalbewegung hervorgeht, einer freiwilligen Anstrengung des Volkes, welche einen der eigenthümlichsten Charakterzüge desselben zu Tage legt.

Die ersten Versuche einer Gesellschaft zu gänzlicher Enthaltung wurden im südlichen Irland zu Cork von einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde (Quäker) gemacht, aber mit wenig oder gar keinem Erfolg, weshalb sie an Herrn Matthew sich wandten, in der richtigen Ansicht, daß eine zwanzigjährige treue Erfüllung seines Amtes, welche ihm den verdienten Ruf eines Freundes der Armen verschafft hatte, ihn am besten zu einem Mäßigkeitsapostel befähige. Der ehrwürdige Mann versprach sich nicht sonderlich viel von dem Erfolg seiner Unternehmung, und er äußerte sich anfangs selbst, daß er eine Anzahl von 500 Mitgliedern schon für ein großes Glück halten würde. Eine öffentliche Versammlung ward indeß gehalten, und am 10. April 1838 eine Gesellschaft auf den breitesten Grundlagen gebildet; die einzige zur Aufnahme nöthige Form bestand in der Wiederholung der Worte: „ich verspreche, so lange ich ein Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft bin, mich aller geistigen Getränke, es sei denn Arznei, zu enthalten, und nach allen Kräften auch Andere von der Trunkenheit abzubringen.“ Herr Matthew setzte sodann hinzu: „Gott segne euch, und mache euch stark, euer Versprechen zu halten.“ Anfangs wurden nur wenige Convertiten gemacht, und diese nur durch Hrn. Matthew's früher erworbenen Einfluß auf die untern Stände; als aber die, welche den Gebrauch der berausenden Getränke ganz aufgegeben hatten, bald in ihrer Gesundheit sich wesentlich verbesserten, so wurde in Kurzem der Glaube herrschend, der ehrwürdige Mann, der den Segen über das neue Mäßigkeitsmitglied ausspreche, besitze eine heilende Kraft. Dies gab der Gesellschaft einen großen Aufschwung, und die Blinden, die Lahmen und die Hinkenden zogen nach Cork, um das Versprechen der Mäßigkeit abzulegen und geheilt zu werden. Matthew that, was er konnte, um diese Täuschung zu zerstören, aber immer noch herrscht die Ansicht vor, daß das Versprechen wirksamer sei, wenn Herr Matthew es abnehme, als bei einem Andern. Mag man dies Uberglauben nennen, jedenfalls aber muß man zugeben, daß es Jedermann freisteht, sich seinen Seelen- wie seinen Körperarzt zu wählen, und man sieht nicht ein, warum nicht der arme Ire so gut seine Schuhe an seinem Schillelah (Prügel) auf dem Rücken tragen und nach Cork wandern soll, als ein reicher Engländer vier Pferde an seinen Wagen hängt, und einen bewährten Arzt aufsucht.

Die rasche Vermehrung der Gesellschaft begann bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und mehrmals wandte man sich an Herrn Matthew, daß er diese oder jene Stadt besuchen möchte. Dies schlug er ab, indem er erklärte, Alle, denen es ernst sei, würden selbst zu ihm kommen, und die Ermüdung und die Entbehrungen einer langen Reise, namentlich wenn sie zu Fuß gemacht werde, würde einen langen und tiefen Eindruck in den Gemüthern zurücklassen. Die erste Ausnahme von dieser Regel trat ein, als er um einer andern Ursache willen Pimerick besuchte: die Menge drängte so entsetzlich, daß Truppen ausrücken mußten, um Unglück zu verhindern. Später forderten ihn seine kirchlichen Obern auf, Waterford und Clonnel zu besuchen, da das in Scharen nach Cork strömende Landvolk vielfach auf dem Wege betrogen und ausgezogen wurde. Seine Bemühungen hatten den glänzendsten Fortgang, und es fehlte natürlich nicht an eifrigen Beförderern der Sache, welche die Berichte, wie gut es denen ergehe, die sich der geistigen Getränke enthielten, weit verbreiteten. Eine Frage erhebt sich freilich: wird dies auch dauern? (Der Verfasser des Aufsatzes, dem diese Mittheilungen entnommen sind, geht hier in eine Auseinandersetzung ein, in welche wir ihm nicht folgen können, spricht indeß seine entschiedene Ansicht aus, daß allerdings Manche wieder in ihren alten Fehler zurückfallen würden, daß die Mehrzahl aber doch fest bleiben werde; den Hauptgrund für diese letztere Ansicht findet er in dem Umstand, daß jetzt selbst in kleinen Localitäten Gesellschaften von Mäßigkeitsfreunden beständen, welche die Schwachen ermunterten, auszuharren und ihr Gelübde nicht zu verletzen.)

Der Umstand, daß eine halbe Million Trunkenbolde sich mit einem Male der geistigen Getränke enthält, muß natürlich einen sehr entscheidenden Einfluß auf die statistischen Verhältnisse des Landes ausüben, und so fand denn im vorigen Jahre ein sehr bedeutender Ausfall in den Abgaben auf geistige Getränke und eine Vermehrung der Abgaben von Thee und anderen ähnlichen Gegenständen Statt. Die Berichte der Polizei und die Reden der Magistrate bei der Eröffnung der Gerichtssitzungen lauten gleichfalls günstig; Viele aber schreiben die große Abnahme von Verbrechen im südlichen Irland während des vorigen Jahres dem Nichtvorhandensein einer politischen Aufregung zu, nachfolgende Angaben jedoch haben ihren Grund allein in der Mäßigkeitsgesellschaft. Ein Dr. Bullen, von dem Nordspital in Cork, einem der größten in Irland, das in den letzten eilf Monaten 1258 Kranke aufnahm, und 14,500 außer dem Hause zu versorgen hatte, gibt an, daß Verletzungen, die im Trunke Samstag Abends nach Empfang des Lohnes beigebracht wurden, in den letzten neun Monaten des vorigen Jahres sich um ein Drittheil

verminderten. Die Fälle, daß Weiber in Folge bedeutender Mißhandlungen von Seite ihrer Ehemänner in's Spital gebracht wurden, wovon man in der Woche gewöhnlich zwei rechnen konnte, haben fast ganz aufgehört; die Unfälle von Arbeitern, z. B. Herabstürzen von Gerüsten, Beschädigung durch Maschinen, haben sich um die Hälfte vermindert. Bei der letzten Erneuerung der Schenkergerechtigkeiten in Limerick haben achtzig Wirthe und Brauntweinhändler ihre Gerechtigkeit nicht erneuern lassen. In der kleinen Stadt Killarney haben vierzehn Personen den Verkauf geistiger Getränke aufgegeben, und meistens Suppen- und Kaffeebuden dafür errichtet, oder ähnliche Anstalten, welche wesentlich dazu beitragen werden, die Versuchung zum Rückfall in die alte Trunksucht zu vermeiden. Zu Cork haben, abgesehen von der großen Verminderung der Schenkergerechtigkeiten, sechzehn Wirthe sich zahlungsunfähig erklärt, und alle die Schuld davon auf Hrn. Matthew's Erfolge geschoben. Ähnliche Resultate könnte man fast aus allen Städten des südlichen Irlands berichten. Dabei ist noch zu bemerken, daß im ersten Jahre der Fortschritt der Gesellschaft vergleichungsweise langsam war — am Ende der ersten zwölf Monate fanden sich nur 7000 Mitglieder —, daß also die Wirkungen einer so wohlthätigen Veränderung in den Sitten des Volkes sich erst in den statistischen Angaben am Ende dieses Jahres zeigen müssen.

Unter den Einwürfen, die man gegen die Mäßigkeitsvereine gemacht hat, gibt es keinen, der sich nicht leicht widerlegen ließe durch die Hinweisung auf die günstigen Folgen für die Gesundheit und den Wohlstand so vieler tausend Familien. Da man aber häufig behauptet hat, Herr Matthew mache sich durch die Ausbreitung der Gesellschaft ein großes Einkommen, so muß bemerkt werden, daß für die Ablegung des Mäßigkeitsversprechens durchaus nichts gefordert wird. Wenn das neu aufgenommene Mitglied eine Karte oder eine Medaille wünscht, um dadurch in seinem Landdistricte oder seinem Wohnorte Mitglied einer Tochtergesellschaft zu werden, so muß er dafür 13 Pence bezahlen, was, wenn man den Preis der zu Birmingham geschlagenen Medaille, den Transport, die gedruckten Karten, die Bezahlung der Schreiber und die Unterhaltung der Register berechnet, keineswegs zu viel gefordert ist. Herr Matthew ist kein reicher Mann, und kann nicht mehr thun, als seine Zeit ohne Entschädigung der Beförderung seines großen Zweckes zu widmen; die Forderung von 13 Pence ist nach der möglichst niedern Berechnung angesetzt, wenn die Gesellschaft ihre eigenen Ausgaben bestreiten soll.

Das Bauchreden.

(Beschluß.)

Unter den berühmten Bauchrednern zählt Dr. Colombat den Louis Brabant, dann St. Gille und den berühmten Fitz-James auf.

Louis Brabant ist vielleicht der sonderbarste aller bekannt gewordenen Bauchredner, die neuesten selbst nicht ausgenommen. Die Liebe entwickelte seine Anlage zur Ventriloquie. Vermögenslos und aus niedrigem Stande, fastete er für eine junge reiche Erbin eine heftige, aber unglückliche Leidenschaft. Sein Antrag ward von deren Eltern hochmüthig zurückgewiesen. Als der Vater des jungen Mädchens gestorben war, stattete Louis Brabant der Witwe einen Besuch ab, und kaum war er in's Haus eingetreten, so glaubte letztere die Stimme ihres Mannes von Oben zu hören: »Sib meine Tochter dem Louis Brabant; er ist sehr reich und hat einen trefflichen Charakter; ich erleide jetzt im Fegeseuer eine grausame, aber gerechte Strafe, weil ich mich dieser sehr passenden Heirath widersezt habe. Thue, was ich dir befohlen, und ich werde in den Himmel kommen.« Gleich darauf trat der erkornte Gemahl in's Zimmer. Weder die Witwe, noch irgend Jemand der Hausgenossen konnten vermuthen, daß er ihrem verstorbenen Manne als Dolmetscher gedient habe; er hatte still im Vorzimmer gewartet, bis die Mutter sichtbar sein würde; seine Lippen und seine Gesichtszüge waren unbeweglich geblieben. Der Befehl von Oben ließ sich nicht mißverstehen; er mußte befolgt werden, und die Heirath ward genehmigt.

Dieser erste Schritt war gelungen; aber Brabant brauchte, außer der Frau, auch Geld. Er machte sich deshalb an einen alten, reichen Wucherer, den die Gewissensbisse zwischen seinen Geldkisten zu quälen anfangen. Das künftige Leben erschien ihm oft als drohendes Gespenst. Dies machte sich Brabant zu Nuzge; unter irgend einem Vorwande legte er bei Herrn Cornu einen Besuch ab, lenkte das Gespräch auf Hölle, Fegeseuer, Teufel und Gespenster, und als dieses seine vorbereitende Wirkung gethan, ließ sich plötzlich eine fürchterliche Stimme hören. Die Seele des längst verbliebenen Vaters des Herrn Cornu kündigte diesem an, sie müsse noch weit länger im Fegeseuer schweben, wenn er nicht ein Werk der Barmherzigkeit übe. Wenn er dem Brabant nicht eine bedeutende Summe zustelle, um Christensklaven aus der türkischen Gefangenschaft zu erlösen, so werde Cornu der Sohn den verdienten Lohn der ewigen Verdammniß für seine Sünden empfangen und Cornu der Vater noch einige Jahrhunderte von den Flammen des Fegeseuers gepeinigt werden. Der Geiz behielt aber die Oberhand; so sehr der alte Fisz von Angst gequält war, konnte er sich doch nicht entschließen, sich von seinen Thalern zu trennen. Ein zweiter Besuch machte sich nöthig, und diesmal drohte Herrn Cornu nicht nur sein Vater, sondern alle seine verstorbenen Verwandten und Bekannten betäubten ihn mit gleichem Anliegen die Ohren, und drohten ihm mit den fürchterlichsten Strafen. Alle Kalenderheiligen wurden angerufen, und der Lärm war so gräulich, daß Herr Cornu sich entschloß, dem listigen Brabant 10,000 Kronen zuzustellen. Später erfuhr der Geizhals, daß er angeführt worden sei, und starb vor Aerger.

Der berühmte Bauchredner Saint-Gille ward eines Tages durch ein Ungewitter genöthiget, in einem Mönchkloster bei Saint-Germain Schutz zu

suchen. Die Bruderschaft war gerade durch den Tod eines ausgezeichneten Mitgliedes in große Trauer versetzt worden. Man zeigte dem Fremden das Grab des frommen Bruders; aber wie erstaunten die Mönche, als sich die Stimme des Lezteren hören ließ und ihnen heftige Vorwürfe über ihre Saumseligkeit im Beten machte, wegen deren er länger als billig im Fegefeuer schmachten müsse. Sie begaben sich sogleich in die Kirche, begingen ein brünstiges Todtenamt, und während die Mönche das *De profundis* sangen, äußerte die Stimme des Verstorbenen ihre Zufriedenheit und Erkenntlichkeit. Dieses Ereigniß machte vielen Lärm.

Ein weniger ernsthaftes Abenteuer verschaffte dem Saint-Gille im Jahre 1771 Gelegenheit, vor den H. Leroy und Fouchy, Commissären der Akademie der Wissenschaften, und mehreren Personen von Rang, Proben seines Talentes abzulegen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sich in der Gegend von St. Germain die Stimme eines Luftgeistes hören lasse, und es handelte sich darum, zu untersuchen, ob Etwas und was an der Sache sei. Die ganze Gesellschaft wußte um das Geheimniß, mit Ausnahme einer Dame, mit welcher, ohne daß sie es ahnte, ein Versuch angestellt wurde. Man nahm auf dem Lande unter freiem Himmel ein Mittagsmahl ein, wo dann der Geist sich sogleich einfand und bald aus der Luft, bald aus der Erde, bald von Nahe, bald von Ferne mit der Dame sprach und seine Rolle so gut spielte, daß jene, auch nachdem man ihr den Zusammenhang der Sache mitgetheilet, lange nicht davon zu überzeugen war, daß sie mit keinem Geiste gesprochen habe.

Der berühmte Fitz-James, dessen Talent Paris und London zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zu bewundern Gelegenheit hatten, befand sich eines Tages in einer Gesellschaft, welcher der bekannte Volange so eben eine Komödie vorgelesen hatte. Nach der Vorlesung brachte letzterer die Rede auf die Gaukeleien der vorgeblichen Bauchredner, und behauptete, die Stimmen, welche sie hören ließen, würden durch verborgene Personen hervorgebracht, die in passender Entfernung vertheilt wären, daher denn jeder Bauchredner zur Hervorbringung von Täuschungen vieler Vorbereitungen bedürfe und nie aus dem Stegreife seine Kunst zeigen könne. Kaum hatte Volange aber diese Meinung geäußert, so erhielt er eine Antwort, über die sich alle Anwesenden außerordentlich wunderten. Die Stimme schien aus dem unteren Stockwerke durch den Fußboden heraufzukommen. Allein die Unterredung ward bald noch viel sonderbarer; die Wüsten und Statuen schienen daran Theil zu nehmen, äußerten ihre Meinung und vertheidigten sie eifrig. Nachdem die Neugierde der Zuhörer auf's Höchste gespannt worden, erklärte ihnen der Bauchredner, wie er sie getäuscht; erläuterte die Uebungen, die er angestellt, die Studien, die er gemacht, und verdeutlichte ihnen nicht nur durch einen klaren Vortrag, sondern auch mittelst auf der Stelle beigebrachter Anwendungen seiner Sätze, wie unvorbereitete Zuschauer und Zuhörer sich in Ansehung der Entfernung und Richtung der Stimme täuschen müßten. Nachdem Fitz-James so die Hilfsmittel des ersten Theiles seiner Kunst anschaulich gemacht, wandte er sich zum zweiten, zu dessen Anwendung noch mehr Intelligenz gehört und die Biegsamkeit des Organes nicht hinreicht. Er zeigte, daß er über die Schauspielkunst gründlich nachgedacht und deren Geheimnisse theoretisch und praktisch studirt hatte. Sein Gesicht nahm nach einander den treuen Ausdruck der verschiedensten Leidenschaften an; binnen wenigen Minuten erschien er groß,

klein, schwächlich, wohlbeleibt, heiter, düster, einfach oder manierirt; kurz er bewies, daß er das Talent der Nachahmung in einem unvergleichlich hohen Grade besaß.

L i t e r a t u r.

»Handbuch der angewandten medizinischen Chemie,« in zwei Bänden, von Dr. F. Franz Simon. I. Band, 1. Heft. Berlin 1840. Bei Albert Förstner.

Wir haben in dieser Zeitschrift im v. J. unsere Leser auf die ausgezeichnete Untersuchung der Milch von dem Herausgeber des vorliegenden Werkes aufmerksam gemacht; diese von allen Kennern beifällig aufgenommene Arbeit und die zahlreichen, größtentheils in Müller's Archiv für Physiologie niedergelegten, chemischen Untersuchungen gleich der (gemeinschaftlich mit Sobernheim verfaßten) Toxikologie des Verfassers berechtigten zu den schönsten Erwartungen. Schon das erste Heft dieser neuen Schrift entspricht denselben vielseitig und die nächsten Lieferungen dürften es noch mehr thun, da sie, nach der medizinisch-analytischen Chemie, auch jene des menschlichen Organismus im gesunden und kranken Zustande zu ihrem Gegenstande haben werden. Noch hat kein Handbuch ausschließlich diese Richtung in der Chemie verfolgt und nur bei der vorgeschrittenen Ausbildung derselben war es wohl möglich, dem Arzte und Chemiker ein Mittel an die Hand zu geben, sich durch Privatstudien die zur Untersuchung thierischer Substanzen nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten selbst zu erwerben.

Es ist zu wünschen, daß alle Freunde der Chemie dem Verfasser auf der neu betretenen Bahn folgen; vor Allem aber, daß die Aerzte aus dieser Schrift die Fortschritte der Chemie kennen lernen und daraus abnehmen mögen, daß sie in ihrer gegenwärtigen Form wohl schon ein höchwichtiges Mittel für Physiologie, Pathologie und Therapie geworden — nicht mehr bloß eine Dienerin der Pharmacie — ist.

Druck, Papier und Ausstattung der Schrift sind schön. Dr. S.

C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t.

— In einem an uns aus Constantinopel vom 22. Mai *) gerichteten Schreiben heißt es unter Anderem: Das conseil medical hat mit der Einrichtung eines Vaccinations-Institutes in Galata-Seraïl debutirt; die gräßlichsten Blattern-Epidemien wüthen in allen Theilen des türkischen Reiches und entvölkern die Provinzen. Ich theile Ihnen im Wesentlichen die Beschlüsse des Conseils in Bezug auf diese wichtige Angelegenheit mit. In dem Vaccinations-Institute wird Jedermann unentgeltlich geimpft, hier werden Vaccinateurs gebildet, die in den Quartieren Constantinopels angestellt und in die Provinzen geschickt werden. Niemand darf ohne vorgängige Prüfung im Institute vacciniren, und Jeder, der die Befähigung erhält, wird unentgeltlich mit Impfstoff versehen. Die in den Provinzen angestellten Quarantäne-Aerzte sind verpflichtet, unentgeltlich zu impfen. Die Militärärzte müssen eine allgemeine Revaccination in der Armee vornehmen

*) Durch Zufall verspätet. D. Heb.

Das Institut wird sich Impfstoff aus Wien bringen lassen, und kann sich auch unmittelbar die Vaccine in der Türkei verschaffen, da die diesfällige Krankheit bei den Kühen in Rumelien häufig vorkommt. Man hat die Methode, von Eichhorn, der eine größere Anzahl von Einsichten macht, und die zweite Probe-Vaccination vornimmt, als allgemeines Verfahren adoptirt. Eine, aus dem Director, Professor Dr. Bernard, Prof. Dr. Spizer und Dr. Morin bestehende Commission, ward als permanent erklärt, und mit der Leitung des Institutes beauftragt. Diese Maßregeln haben die Bestimmung der Behörde und des Publikums erhalten.

Miscellen.

— Aus einem von Major Tulloch in der statistischen Gesellschaft zu London am 20. April d. J. mitgetheilten Bericht über die Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen Afrika geht hervor, daß bis jetzt noch keine Ursache als genügend aufgefunden worden, um zu erklären, warum das Klima an der Westküste von Afrika der Gesundheit der Europäer so nachtheilig sei, wie es wirklich ist. Wie kommt es, daß eine Küstenstrecke von einigen tausend Meilen, die alle mögliche Abwechslung in ihrer natürlichen Gestaltung bietet, in Beziehung auf ihren gesundheitswidrigen Einfluß eine so seltsame Uebereinstimmung an den Tag legen kann? — Der schädliche Einfluß des Klima's im westlichen Afrika auf europäische Constitutionen hat sich auch in den französischen Niederlassungen Gorée und Senegal (300 Meilen nördlich von Gambia) ergeben. So zeigt sich eine Strecke von fast 3000 Meilen — vom Senegal bis nach Fernando Po — entschieden feindlich für Europäer, und aus den Erfahrungen der französischen Armee scheint hervorzugehen, daß derselbe ungesunde Charakter längs der mittelländischen Küste von Afrika herrscht. Es wäre eine würdige Aufgabe für Aerzte, die Ursachen zu erforschen, welche einen so großen Theil dieses gewaltigen Continentes zu einem Grabe der Europäer macht. —

— Im „Journal des debats“ vom 6. Juni heißt es: Unter den Büchern, welche in Paris bei Bailliére gegenwärtig erscheinen, bemerkt man die schönen Ausgaben der »Werke des Hippokrates« von Littré, das große und schöne Werk über pathologische Anatomie von Prof. Cruveilhier, die »mikroskopische Anatomie« von Dr. Mandl (worüber im Institut so günstige Berichte abgestattet worden) und die Abhandlung über operative Medicin, so wie das praktische Handbuch über Augenkrankheiten von Prof. Vespeau. Das sind klassische Werke, die in den Händen aller Praktiker sein sollten. —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschießt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.